Et →

18. MRZ. 96

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36604470550016

<36604470550016

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Erster Band.

Erinnerungen
aus
meinem Leben
in biographischen
Denksteinen und andern Mittheilungen.

Erster Band.

E. T. W. Hoffmann und **F. G. Wetzel.**

Herausgegeben
von
Z. Funck.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

Aus dem

Leben zweier Dichter:

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's

und

Friedrich Gottlob Wetzel's.

Von

Z. Funck.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

Biogr. C. 112 m-113

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

32

B

Vorwort.

Schon seit vielen Jahren von Freunden nnd sonstigen achtbaren Stimmen aufgefordert, interessante Erinnerungen aus meinem Leben zu veröffentlichen, trete ich endlich — und zwar nicht ohne die Besorgniß damit hervor, ob es mir auch wohl gelungen sein möchte, den vorwürflichen Gegenständen ein richtiges, bequemes und passendes Gewand durch die Art der Darstellung verliehen zu haben.

Der verewigte Jean Paul war es vorzüglich, der mich dazu ermunterte und bestimmte, mit der biographischen Skizze Hoffmann's zu beginnen, und der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen", der mich mündlich und

schriftlich darin bestärkte, die fragmentarischen Bemerkungen über Wetzel darauf folgen zu lassen*).

Von der Stimme des Publikums wird es nun aber abhängen, ob die Reminiszenzen aus meinem Leben hiemit geschlossen sein werden oder nicht. In letzterm Falle würde ich zunächst mit biographischen Denksteinen aus Bretzner's, Devrient's, Feuerbach's, Jean Paul's, Iffland's, Markus ꝛc. Leben bescheiden hervorzutreten mir erlauben.

Sowohl für die in diesem ersten Bändchen gegebenen, als noch zu erwartenden Mittheilungen stehe aber ein- für alle Mal folgende Verwahrung:

Ich wünsche nicht, daß irgend ein biographisches Fragment das gewöhnliche, wenn auch unverdiente Schicksal erfahre, in Bezug auf die Gesinnungen und Absichten seines Verfassers mißverstanden oder schief gedeutet zu werden, und es

---

*) S. Semilasso's vorletzter Weltgang. 1. Theil. (Ueber Bamberg).

schwachen Köpfen einfalle, nach Belieben manche Aussprüche und Aeußerungen der biographirten Individuen dem Biographen selbst, als seine eigenen, unterzuschieben, und ihn so, wenigstens bei der Menge unserer Zeit, auf was immer für eine Weise verdächtigen zu können.

Gegen ein solches Verfahren appellirt der Verfasser im Voraus hiemit an den kerngesunden Sinn aller Verständigen im Volke, die gewiß seine Arbeit, wie es sein soll, nur vom rein historischen Standpunkte aus betrachten.

Auf diesem stehend, konnte und mußte er als Biograph nur unbedingt der Wahrheit huldigen, die Thatsachen rücksichtslos so darstellen, wie sie sich zutrugen und Aeußerungen und Meinungen seiner zu schildernden Individuen offen und frei darlegen, sofern sie nur wahr und charakteristisch waren, wenn auch in manchen Fällen seiner (des Biographen) eigener Ueberzeugung oder sonstigen Zeit- und konventionellen Verhältnissen selbst zuwiderlaufend; sie aber gar als des Darstellers eigene Meinungen anzusehen, wäre demnach eben so absurd als lächerlich, und dokumentirte von

Seiten eines solchen Beurtheilers den höchsten Grad eines literarisch-unmündigen Auffassungsvermögens.

Drum empfiehlt sich der Gunst und des Schutzes aller Edlerern angelegentlichst

der Verfasser.

Bamberg, Anfangs Mai
1836.

I.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann.

Wahr ist's! Sie sah'n mich immer wie ich bin;
Ich hab' sie in dem Kaufe nicht betrogen:
Denn nie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreifende Gemüthsart zu verbergen!

(Schiller's Wallenstein.)

An

Semilasso.

Mit der Bitte:

Noch vor Seinem letzten Weltgang

diese Blätter

als Zeichen hoher Verehrung

an den

Verstorbenen

Dessen Grabesstimme sie in's Leben rief

gelangen zu lassen.

Dafür im Tode wie im Leben dankbarlichst

J. Funck.

I.

Erstes Zusammentreffen.

An einem schönen Sommernachmittage des Jahres 1809 stand in dem eine halbe Stunde von Bamberg gelegenen Vergnügungsorte **Bug** ein Männchen in einem kastanienbraunen, ziemlich abgenutzten Fracke, jedoch von feinstem Tuche, den Hut zwischen dem linken Arme fest zusammengedrückt, in der rechten Hand eine kurze Pfeife haltend, deren Kopf von brauner Thonerde und deren sehr breite Spitze von Bernstein war. — Letztere erschien so breit, daß der kleine, festzusammengepreßte Mund, dem die dicksten Rauchwolken entquollen, sie kaum zu fassen vermochte. Und wirklich war dem auch so; denn die Spitze ward nur an die Lippen angesetzt, ohne sie förmlich in den Mund zu nehmen. Bei jedem Zuge wurde sie mit einem starken Schneller der Hand dem Munde entführt, und die dicke Dampfwolke in langge-

zogenen Stößen mit sichtbarem Wohlgefallen in die Luft geblasen.

Das Männchen stand dicht am Ufer des Regnitzflusses und sah mit finsterm, stierem Blicke über die Breite desselben hinaus, nach den ihn nicht fern begrenzenden Bergen, — nicht achtend auf die Menge der unweit von ihm am Ufer landenden Damen und Herren, die dicht vor ihm ausstiegen und an ihm vorbeipassirten.

Links ihm zur Seite, mehr nach hinten gekehrt, saßen auf einer Bank mehrere Personen, sämmtlich Schauspieler; die lebhaften Diskussionen in ihren Reden, von denen nur einzelne Worte hörbar wurden, konnten nur in Beziehung auf das Männchen geschehen, wie sich dies mehrmals durch Hinzeigen auf ihn kund that. — Einer derselben stand endlich auf, mit einem Glase Bier in der Hand, es dem mir Unbekannten hinreichend. In drei schnell aufeinanderfolgenden Absätzen war es geleert und dem Bringer mit den raschgesprochenen Worten: „Danke, danke!" zurückgegeben. — Ich saß auf ungefähr zehn Schritte dem Insichgekehrten zur Rechten und dachte bei mir: wer mag der sein?

„Herr Hoffmann!" erscholl auf einmal aus dem Schauspielerklubb eine feine, gellende Stimme; „Herr Hoffmann!" Das Männchen schnitt ein maliciöses Gesicht, und den festzusammengekniffenen Lippen entwischten die zwar leise gesprochenen, aber scharf accen-

tuirten, nur von mir gehörten Worte: „Infamer Kerl!" und schnell sich umdrehend ging er auf den Rufenden zu, der, von seinem Platze aufstehend, ihm etwas in's Ohr flüsterte.

Aha! dachte ich bei mir, das ist also unser Musikdirektor, jener ominöse Mann, von dem die halbe Stadt die wunderlichsten Dinge erzählt, der überall Besprochene, und von sehr wenigen Verstandene, — der aus Furcht vor seiner Satyre übrigens Hochgeachtete!

Kaum dies gedacht, stand Hoffmann, von dem Ex-Schauspieldirektor Cuno am Arm genommen, vor mir, mit den Worten präsentirt: „Herr Musikdirektor Hoffmann!"

Nach den von mir vorgebrachten Höflichkeitsredensarten, als: „Freut mich recht sehr — habe schon längst gewünscht, Sie kennen zu lernen" u. s. w., wobei Hoffmann lächelnd mindestens ein Dutzendmal ein schnell aufeinanderfolgendes Kopf-, oder vielmehr Halsnicken vorbrachte, ohne etwas darauf zu entgegnen, begann er endlich freundlich: „Sie sind auch kein Bamberger, wie ich höre, — halber Landsmann, — freut mich sehr, — herrliche Gegend, — viel Leute, wenig Menschen — rc.", und auf meine Einladung ließ er sich neben mir nieder.

Die Unterhaltung bewegte sich nur wenige Minuten im Kreise des Gewöhnlichen und nahm bald eine für beide Theile gleich interessante Richtung an. — Hoff-

mann begann, einige Fata aus seinem Leben zu erzählen, welche die Rechtfertigung seines dermaligen Geschäftes und die Veranlassung zu seinem gegenwärtigen Aufenthalte enthielten. Er bemerkte sogleich, welchen innigen Antheil ich seinem Schicksale durch die angestrengteste Aufmerksamkeit gönnte, und der ruhige Erzählungston ward bald mit aller üppigen und glänzenden Farbenpracht geschmückt.

Störend wirkte auf mich die stete Unterbrechung durch Bekannte, die sich zu mir gesellten und durch langweilige Gespräche das für mich so interessante des neuen Bekannten störten. Aber doppelt fühlbar wurde mir diese Last durch die Wahrnehmung, daß Hoffmann's anfängliches Umherrutschen auf der Bank seine Unzufriedenheit andeute, die sich auch auf seinem Gesichte deutlich kund that, erst als Stirnrunzeln erschien, dann aber, bei wiederholten Unterbrechungen, in gewaltiges Grimassiren überging. — Ich fragte ihn daher, ob er noch lange bleiben würde und an jene Schauspielergesellschaft gebunden sei, worauf er erwiederte: „Keinesweges; jener Exdirektor aber verfolgt mich überall, tritt mir überall auf die Füße, und meint, seine Schuld an mich mit seiner prosaischen Unterhaltung tilgen zu können. Wollen Sie gehen, so gehe ich mit, ich bin ohnehin des ordinären Biergeschlappers satt.“ — Auf mein Ersuchen, bei unserer Nachhausekunft bei mir ein Glas sublimen Chambertins darauf zu setzen, verließen wir

den Ort, und unter den anmuthigsten und offenherzigsten Gesprächen, wie sie nur Freunde führen können, die schon Jahre lang mit einander gelebt, langten wir in meiner Wohnung an.

Was Hoffmann so schnell an mich zu fesseln schien, mochte wohl vorzüglich darauf beruhen, daß alle die Dinge, von denen er mir erzählte, von mir selbst miterlebt, und fast alle jene Personen, von denen er mit Interesse sprach, von mir gekannt waren. — So schien es ihn besonders zu ergötzen, daß ich sämmtliche Schauspieler des berliner Theaters, namentlich Iffland und die Bethmann, persönlich kannte, und überrascht, ich darf sagen, erschreckt wurde er, als ich mit Iffland's Organ und nach seiner Rede- und Deklamationsweise zu sprechen anfing. Dies Imitationstalent, das Hoffmann unendlich belustigte, da er bei jeder Rede in ein schallendes Gelächter ausbrach, mußte ich auf sein fortwährendes Bitten auch auf andere Mitglieder der berliner Bühne, z. B. auf Beschort, Mattausch, Gern rc., ausdehnen, und als ich ihm die Expositionsscenen des ersten Aktes aus der Jungfrau von Orleans: „Der Connetable schickt sein Schwert zurück rc.", mit dem Organ und dem treuen Vortrag der einzelnen Schauspieler in den Charakteren des Königs (Beschort), Dunois (Mattausch), erstern Rathsherrn (Gern) u. s. f. recitirte, steigerte sich sein Wohlgefallen daran auf's höchste; nach jeder Lachpause ward ein Glas Chamber-

tin nach dem andern, unter stetem Anklingen, mit sichtbarer Behaglichkeit hinuntergeschlürft, oft auch hinuntergestürzt.

„O Gott! was ist die Welt so schön!" rief er, den Becher hoch in der Luft haltend. „Sie sollen leben! Pereat den Philistern!" Eine Menge freundlicher Versicherungen, die darauf hinausgingen, wie er sich meiner Bekanntschaft freue, schlossen nach zwölf Uhr den Abend des ersten Zusammentreffens, der an Herzlichkeit und Innigkeit von dem des Abschiedes, nach einem vierjährigen Zusammenleben, nicht übertroffen wurde.

So wahr es ist, was Hitzig in seiner, im Ganzen vortrefflichen Biographie Hoffmann's (die Beschreibung des bamberger Aufenthalts ist der einzige schwache Theil) sagt: daß er nicht leicht einem neuen Bekannten sein Inneres erschloß *), und so sehr ich dies während meines Umganges mit ihm bestätigt fand: so darf ich doch der Wahrheit gemäß behaupten, daß er diesmal aus dem Gleise heraustrat, ja, ich erinnere mich keines Tages unter den mit ihm verlebten, der an Gemüthlichkeit und Herzlichkeit dem ersten glich. Hoffmann selbst verwunderte sich bei'm Zusammentreffen am zweiten Tage über seine schnelle Hingebung an einen

*) „Es war schwer, in Bekanntschaft mit ihm zu kommen. Er selbst blieb lange verschlossen, und hörte auch wenig auf Menschen, die er erst kennen lernte, wenn sie u. s. w." (Aus Hoffmann's Leben II. Theil. Seite 299—300.)

Unbekannten, was ihm, wie er später oft versicherte, nie im Leben passirt sei.

So ward ein Freundschaftsbund in wenigen Stunden geschlossen, der sich während vier Jahre erhielt und nur einmal, wie im Verfolg dieser Blätter gezeigt wird, auf wenige Wochen Störung erlitt.

II.

Hoffmann, von seiner Ankunft in Bamberg bis zu unserm Zusammentreffen, nach ungefähr einem Jahre.

Aus Hitzig's Werk über Hoffmann sind die Gründe bekannt, die ihn veranlaßten, im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" einen Aufruf ergehen zu lassen, worin er zu einer Musikdirektor-Stelle sich empfiehlt.

Vom Grafen von Soden zufolge dieses Aufrufes eingeladen, traf er in Bamberg im Sommer 1808 ein.

Wie sehr und wie bald er getäuscht wurde, kennt der Leser aus jenem Buche zum Theil; zur Ergänzung diene das Folgende.

Das erste Probestück seiner praktischen Befähigung zum Musikdirektor sollte Hoffmann als Dirigent der Oper Aline, Königin von Golkonda, ablegen. — Das zahlreich versammelte Publikum — so fing Hoffmann seine bamberger Leidensgeschichte mir an zu erzählen *) — stutzte, als ein so winzig kleiner

---

*) Aus eigner Anschauung kann ich selbst nichts darüber sagen, da ich gerade zu dieser Zeit mich ein halbes Jahr auf einer Reise befand.

Mann (wie er noch heute von der Mehrzahl bezeichnet wird) vor den Flügel sich niedersetzte. Was kann der — Großes leisten? dachte die Masse. Und vor den Flügel setzt er sich? Wo steckt denn die Violine? So fragte wieder die Menge, die es nie anders gewohnt war, als ihren Musikdirektor mit der Geige in der Hand zu sehen, um den unsichern Sängern bei ihren Partieen durch kräftige Striche auf dem Instrumente ein- und nachzuhelfen.

„Das wird eine schöne Geschichte werden," will Hoffmann in seine Ohren hinein gehört haben. Er gestand mir, daß er durch diese und schon früher gehörte Aeußerungen befangen sich am Flügel niedergesetzt.

Die Ouvertüre begann und ging nach Hoffmann's Versicherung gut von Statten; aber während der Vorstellung haperte es überall. Aline, — eine Demoiselle Fleischmann, — detonirte gräßlich, die Chöre gingen schlecht u. s. w., so daß die Oper nicht nur lau aufgenommen wurde, sondern das Publikum am Schlusse durch Zischen sein Mißfallen bezeigte.

Geschäftige Ohrenbläser kamen des andern Tages zu Hoffmann, ihm zu versichern, daß man ihm die mißlungene Darstellung zuschreibe, er verstünde das Musikdirektor-Geschäft nicht, Dittmayer sei ein ganz anderer Mann u. s. f.

Letzterer, Conzertmeister bei der längst aufgelösten

fürstlichen Hofkapelle, wurde nun für Hoffmann ein Gegenstand der Verachtung und des Hasses, weil er mit seinen Kenntnissen über denselben sich hoch erhaben glaubte, und dies auch mit vollem Rechte glauben durfte. — Nicht zu leugnen ist aber, daß der Rival ein praktischerer Musiker als Hoffmann war, und das Dirigiren aus langer Uebung besser verstand, als dieser. Zugleich war Dittmayer ein ausgezeichneter Violinist, machte nicht selten sein Instrument bei'm Dirigiren zum obligaten und ward dadurch sowohl bei'm Sänger als bei'm Publikum beliebt.

Dessenungeachtet wird mancher Leser es nicht begreifen können, wie es möglich ist, daß es Hoffmann in Bamberg als Musikdirektor durchaus nicht glücken wollte, da er doch später in Dresden und Leipzig sich vollste Zufriedenheit erwarb. Die Sache ist sehr einfach und leicht zu erklären, — wunderbar ist es aber, daß er selbst sich und das Publikum nie begreifen konnte. — Wir geriethen darüber öfters in einen Wortwechsel, ohne daß ich jemals Hoffmann überzeugen konnte. — Selbst aus Dresden schreibt er mir noch im Jahre 1813: „Wie mag es doch wohl kommen, Verehrtester, daß das hiesige Publikum über meine Leistungen als Musikdirektor, der ich doch wie in Bamberg am Flügel dirigire, entzückt ist, während die d — Bamberger allerlei zu makeln hatten?" — Ich erwiederte hierauf, daß ich dasselbe schriftlich wiederholen

müsse, was ich ihm ein halb Dutzend Mal mündlich gesagt, und daß der Schluß seiner Frage aus der richtigen Erkenntniß und Wahrheit meiner Behauptung sich klar und deutlich von selbst beantworte. Wenn nämlich — fuhr ich fort — es fest steht, daß Ihre Direktion am Flügel deshalb nicht gelang, weil Sie großentheils vor ungeübten, unmusikalischen Sängern saßen, denen Sie, wenn dieselben aus dem Takte fielen, nicht einhelfen konnten, weil Ihnen das Instrument, die Geige, auf der ein einziger Strich oft vor dem Umwerfen sichert, fehlte: so folgt daraus deutlich, warum in Dresden das Gegentheil sich ergeben mußte, da, bei durchaus eben so geübten, als sichern Sängern und Musikern, Sie nie der Geige bedürfen und bei einer hinlänglichen Anzahl von Proben, — was in Bamberg selten der Fall war, — Alles von selbst geht.

Von Hoffmann's mißlungenem Debüt als Musikdirektor datirt sich seine Unzufriedenheit. Er konnte es nicht ertragen, seinen Werth als Musiker so wenig erkannt zu sehen und ward mit Ingrimm gegen das Publikum erfüllt. — Die schlechte Leitung des Theaters durch den Unternehmer Cuno (denselben, der später durch seine Ritter- und Schauerstücke, wie z. B. die Räuber auf Maria Culm, die Brautkrone und andre Machwerke bei einem gewissen Publikum Celebrität erlangte) gab seiner guten Laune den Rest, da Cuno anfänglich schlecht und zuletzt gar nicht zahlte, und alle

Vorschläge Hoffmann's zu Erhebung der Bühne auf eine höhere Stufe unbeachtet blieben.

Im Februar 1809 schon erklärte Cuno seine Insolvenz, und drei Hauptgläubiger desselben übernahmen, ohne daß Einer nur das Geringste von der Sache verstand, das Theater. Die Folge war, daß auch diese Unternehmung bald zu Grunde ging und Hoffmann aller pekuniären Mittel beraubt dastand, aber mit Wallenstein ausrufen durfte:

> Da steh' ich, ein entlaubter Stamm; doch innen
> Im Marke lebt die schaffende Gewalt!

Wie diese schaffende Gewalt wirkte, um auf andere Weise den ankämpfenden drückenden Lebensverhältnissen entgegenzutreten, erfahren wir größtentheils aus Hitzig's Buche. Hier nur noch einige Ergänzungen und Berichtigungen dazu.

Hoffmann sagt in einem Briefe an Hitzig: „Ich stand, da Soden in Würzburg ist, und der einzige, an den ich sonst empfohlen war, der Präsident von Seckendorf, sich gar nicht um mich bekümmert hat, ganz allein hier." *)

Wir sind es den Manen dieses wackern, hochverdienten Mannes, so wie der Wahrheit schuldig, zu erklären, daß dem nicht ganz so sei. Hoffmann täuschte

---

*) S. erwähntes Buch, Theil. II. S. 11.

sich durch diese Behauptung, oder vielmehr: er wollte sich täuschen. Auch mir klagte er oft, daß er von einem Mann verlassen und vergessen sei, mit dem er in — wenn ich nicht irre — Warschau in freundschaftlichen Dienstverhältnissen gelebt, und der ihm manche Beweise seiner Freundschaft zu danken habe. Ich konnte mich nicht genug darüber verwundern, da Seckendorf als ein Mann von hoher Ehre, Rechtlichkeit und Biederkeit galt. Unbegreiflich ist es mir noch bis heute, warum mir Hoffmann etwas verschwieg, was ich nach seinem Tode erst, aber aus sicherster Quelle, erfuhr.

Als Hoffmann nämlich Seckendorf seinen Besuch abstattete, erklärte dieser ihm unumwunden, wie er nicht glaube, daß die von ihm betretene Bahn die sei, die in pekuniärer Hinsicht zum Ziele führe. Er schlug Hoffmann vor, sich den Advokaturgeschäften zu widmen, und versprach ihm unter den herzlichsten Versicherungen, als Präsident des Appellationsgerichts, Alles anzuwenden, die Erlaubniß dazu auszuwirken.

Daß dieser Antrag aber keineswegs sich mit Hoffmann's Intensionen vertrug, der, außer andern Gründen, in dem Gedanken an Unabhängigkeit sich so glücklich fühlte, wird ein Jeder begreifen. — Seckendorf wirkte später direkt und indirekt noch ein paar Mal auf Hoffmann ein; da er aber sah, wie vergeblich dies sei, bekümmerte er sich allerdings nicht mehr um ihn, besonders da er keinen Besuch mehr von ihm erhielt.

So wenig wir Hoffmann darum tadeln wollen, ja dies von seinem, selbst im Mißgeschicke konsequenten Charakter erwarten konnten, so wenig aber durften wir auch diese Berichtigung der Wahrheit gemäß verschweigen.

Hoffmann ging nun seinen eigenen Weg; er gab Musikunterricht, arbeitete für die „Leipziger musikalische Zeitung", zeichnete, malte, komponirte, und unter diesen Beschäftigungen lernte ich ihn, wie im ersten Abschnitt gezeigt, persönlich kennen.

III.

Holbein übernimmt das bamberger Theater. — Erweiterter Wirkungskreis Hoffmann's. — Ein Grundzug seines Charakters.

Hoffmann, der sich besonders durch Musikunterricht und schriftstellerische Arbeiten nothdürftig durchbrachte, fühlte sich durchaus nicht glücklich, und eine große Erleichterung seines Herzens war es ihm, mir täglich zu berichten, wie er sich heute wieder tüchtig abgequält. In den skurrilsten Umrissen und Bildern klagte er mir jeden Tag seine musikalischen Leiden und Freuden, welche letztere er jedoch nur aus einem Hause zu erzählen wußte, in welchem der Gegenstand seiner Anbetung, die durch alle seine Schriften wie ein Goldfaden durchlaufende Julia, wohnte, welcher er im Gesang Unterricht ertheilte. Sie war das Lebensprinzip, das ihn während seines ganzen hiesigen Aufenthaltes nährte, stärkte, leitete, ergötzte, erschütterte und endlich zu Boden warf. —

In glühenden Worten mir Tag für Tag das Beseligende seines Umgangs mit ihr zu schildern, war ihm

der höchste Genuß, der süßeste Trost, und nichts, wie er mir oft versicherte, konnte ihn mehr beglücken, als wenn sein thränenfeuchtes Auge in dem meinigen einen aufmerksamen, unermüdeten Zuhörer fand.

Es ist hier noch nicht der Ort, über dies Verhältniß umständlicher zu berichten; im Verfolg dieser Blätter aber wird es noch seinen schicklichen Platz finden.

Ferner war es für Hoffmann ein zweiter großer Trost, wenn ich seinen Tagsberichten in Bezug auf seine musikalischen Leiden dasselbe aufmerksame Ohr lieh und in seinen extravaganten Schilderungen mich stets mit fortbewegen ließ.

Zu diesen Leiden gehörte die Talentlosigkeit seiner Schülerinnen, ihre gemeine Auffassung der musikalischen Kunst, deren höchste Aufgabe ihnen nur die zu sein schien, einst durch ihn zu einer fertigen Klavierklimperei oder Opernarien-Gurgelei gebildet zu werden. — Zu diesen Leiden gehörte das ewige Predigen der Mütter, den Unterricht doch gefälligst so und so einzurichten, das Verwerfen der von dem Meister mitgebrachten Musikstücke, das Vorschlagen anderer, an das gemeine Ohr mehr anklingender Piècen, als da sind: Tänze, leichte frivole Ariettchen und dergl. — Zu diesen Leiden gehörten ferner Vorwürfe, daß es mit den Fortschritten der lieben dummen Kinder nicht schnell genug vorwärts wolle, und endlich die Knausereien und Vorstellungen der Eltern gegen zu hohen Unterrichtssold, der

doch zu solchem in **nützlichern** Wissenschaften in keinem Verhältniß stünde, das stete Vorwerfen, wie dieser und jener Musikmeister (der oft nicht werth war, Hoffmann die Schuhriemen aufzulösen) es bedeutend wohlfeiler thue und dergl. mehr.

Hoffmann bat mich oft mit gefalteten Händen, ich möge ihm rathen, wie er aus diesem Misère komme! Ich rieth, und that, was mir die Verhältnisse erlaubten; er fühlte sich dadurch so weit erleichtert, daß er mehrere Häuser, in denen das gröbste Unkraut wucherte, aufgeben konnte, dadurch freier und zu geistigen Arbeiten aufgelegter wurde; aber drückend fühlte er seine Lage noch immer, da, wie es begreiflich, er nicht gewöhnt werden konnte, kostspieligern und höhern Lebensbedürfnissen zu entsagen. Dahin gehörte der tägliche Genuß geistiger Getränke, besonders des Weins.

Ein Deus ex machina erschien daher in **Holbein**, als neuem Unternehmer der Theateranstalt und altem Bekannten Hoffmann's.

Bamberg wird stets mit Achtung und Liebe des Mannes gedenken, durch dessen Bemühungen das Theater auf eine Stufe künstlerischer Vollkommenheit gebracht wurde, wie es schwerlich je wieder zu erwarten hat.

Als Musikdirektor degoutirt durch frühere Vorfälle, verzichtete Hoffmann gern auf diese Stelle, auch konnte Holbein nicht wohl der mißgünstigen Stimmung des Publikums entgegentreten, und so geschah es, daß

durch ein beiderseitiges freundschaftliches Entgegenkommen unser Hoffmann als Direktionsgehülfe mit einem monatlichen Gehalte von 50 Fl. angestellt wurde und, wie es das Bedürfniß erforderte, sich bald als Theatermaler, Architekt, bald als Compositeur versuchte. — Bei der Liebe zu diesen Geschäften selbst und bei der überaus zarten und freundschaftlichen Behandlung von Seiten Holbein's konnte es nicht fehlen, daß unser Freund sich jetzt bei weitem glücklicher fühlte.

Die Ehre, die Calderon'schen Stücke, namentlich die Andacht zum Kreuze, den standhaften Prinzen und die Brücke von Mantible, nach der Schlegel'schen Uebersetzung, auf die bamberger Bühne gebracht zu haben, gebührt Hoffmann und Holbein allein, nicht aber jenen Kunstfreunden, wie Hitzig in seinem Buche irrig angibt.*) Die Sache ging so zu.

Angeregt durch Mittheilungen aus öffentlichen Blättern, welche die günstige Aufnahme des standhaften Prinzen auf der weimarer Bühne berichteten, las ich Hoffmann zuerst dieses Stück vor. Wir hatten die Absicht, dabei zu prüfen, ob es möglich sei, dasselbe auch auf die bamberger Bühne bringen zu können. Das Resultat unsrer Prüfung aber fiel dahin aus, daß wir uns nicht überzeugen konnten, daß es hier gefallen würde. Darauf wurde die Andacht zum Kreuze zu

---

*) II. Theil. S. 27.

gleichem Zwecke gelesen, und schon nach den ersten Akten waren wir darüber einig, daß dies Stück, als ein dem Triumphe des katholischen Glaubens huldigendes, hier gefallen müsse. Am Schlusse desselben drängten sich aber uns große Bedenklichkeiten auf, in Bezug auf Maschinerie und Dekorationen, die uns, als zum Gelingen des Ganzen gehörig, fast unausführbar schienen. — Hoffmann kam auf die Idee, das Buch Holbein zur Prüfung mitzutheilen, und versicherte, daß, wenn derselbe bei seinem praktischen Blicke keine großen Schwierigkeiten fände, auf ein erwünschtes Resultat zu rechnen sei und er, Hoffmann, dann sich auch getraue, die dazu nöthigen Dekorationen und Versetzstücke zu malen. —

Holbein's Meinung war eine sehr günstige, und schnell der Entschluß zur Ausführung gefaßt. Das Stück wurde mit Umsicht gestrichen und mit wenigen Scenenveränderungen bearbeitet. Die Art und Weise der Maschinerieausführungen gab Holbein an, Hoffmann aber ging mit Muth und Freude an's Malen.

Ich mußte ihm oft dabei zusehen, und mehrmals überraschte er mich mit angenehmen Schnörkeln, wie er sie nannte, wo er bald sich, bald mich, oder Holbein in irgend einer Ecke der Dekoration oder eines Versetzstückes anbrachte, — wovon natürlich das Publikum nichts wahrnehmen konnte. — Er war bei dieser Arbeit überselig und pries einmal über das andre das Schick-

sal, das ihn für würdig befunden, ein so unübertreffliches Stück mit in Scene setzen zu helfen.

Der Tag der Vorstellung erschien, und ein übervolles Haus belohnte durch stürmischen Beifall die verwandte Mühe und Sorgfalt. — Man darf auch versichern, daß das Ganze von Seiten der Darsteller mit poetischem Sinn, mit Gluth und Wahrheit gegeben wurde, wie man es sich kaum vorstellen konnte. Die Darstellerin der Julia, deren Name mir im Moment nicht gegenwärtig ist, sonst eine ziemlich mittelmäßige Schauspielerin, schien für die Rolle geboren, und Herr Brand, gegenwärtig noch — wenn ich nicht irre — bei'm mannheimer Theater, war als Eusebio höchst verdienstvoll. — Die schwierige Maschinerie ging in größter Präcision von Statten, und so lohnte dies Stück, das mehrmals wiederholt werden mußte, den Unternehmer doppelt.

Rasch folgten der standhafte Prinz und die Brücke von Mantible. Beide Aufführungen erregten zwar, besonders die erste, ebenfalls große Theilnahme, konnten sich aber doch des vollständigen Siegs, den die Andacht zum Kreuze davontrug, nicht erfreuen.

Um nicht zu wiederholen, sei hiermit geschlossen und auf den Aufsatz von Hoffmann selbst: „Ueber die Aufführung der Schauspiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg,"

hingewiesen, den Hitzig im zweiten Theile seiner Biographie, Seite 50—59, wiedergibt.

Nach den Vorstellungen dieser Stücke vereinigte sich Hoffmann mit seinen Freunden und Bekannten stets zu einem Souper, an welchem eine Menge, theils an der Sache Theilnehmender, theils Neugieriger, den Maler und Maschinisten von Angesicht zu Angesicht sehen und hören wollte, und bis in die tiefe Nacht hinein wurden dem Bachus die reichsten Opfer gebracht.

Unser genialer Freund war dabei voll übersprudelnder Laune, seine sarkastischen Witze ergötzten auf ungewohnte Weise alle Gäste, die scurrilsten Zeichnungen mit Bleistift brachte er schnell zu Papiere, und auf einem Teller herumgehend wurden sie jedem Einzelnen der Versammlung zur Ansicht präsentirt.

Diese Abende kann man mit vollem Rechte die Vorabende zu denen bei Lutter und Wegener in Berlin verlebten nennen, von welchen Hitzig erzählt *), und hier wie dort erfreute sich der Wirth tüchtiger Einnahmen. Noch bis zur Stunde gedenkt der hiesige Gastwirth zur Rose, Herr Kauer, dankbar Hoffmann's, ohne dessen Hiersein er bestimmt um mehrere tausend Gulden ärmer wäre, da seine Gegenwart eine Masse von Gästen ihm zuzog. Nicht übertrieben ist es, wenn ich behaupte,

---

*) II. Theil. S. 127.

daß an einem Abend, wo Hoffmann zugegen war (des Mittags wurde schon geschickt und darnach gefragt), von ein paar Dutzend Gästen mehr getrunken wurde, als von der ganzen Harmoniegesellschaft, die gleichfalls in diesem Lokale war und noch ist, zusammengenommen bei ihren veranstalteten Gesellschaften oder Bällen. Hoffmann ergötzte sich und skoptisirte nicht wenig über eine Gesellschaft, die bei ihren Kapaunengastmählern, mit Versprechungen gefüllt (wie er sich nach Shakspeare ausdrückte), so viel vom Wirthe prätendirte und ihn doch so wenig unterstützte. — Sähe der verewigte Freund erst den jetzigen Zustand der Dinge, und die seitdem unendlichen, bis zur Ungebühr gesteigerten Prätensionen Derer, die für 12 Kreuzer lieber ein Dutzend Mal fluchen und schimpfen, als die Pfropfgelder für ein paar Bouteillen mitgebrachten sauern Tischweins statutengemäß bezahlen, er würde sich, wäre es möglich, im Grabe umkehren, auferstehen und dem gedrückten, armen Wirthe durch seine Wiedererscheinung aufzuhelfen suchen.

Höchst selten übernahm sich Hoffmann, so viel er auch trank, bei diesen Gelagen *), und nur dann that

---

*) Ein gemeiner Trinker war Hoffmann, wie Hitzig (Thl. II. S. 126 u. f.) ganz richtig versichert, niemals, und nie bemerkte ich an ihm einen Rausch, der ihn seiner Vernunft beraubt hätte; im Gegentheile, er haßte die Menschen, die blos ihrer

er des Guten mehr, als er sollte, wenn ihm seine gute Laune durch irgend etwas ihn Inkommodirendes verdorben wurde. Dahin gehörte z. B., wenn er Personen am Tische bemerkte, die, wie er sagte, sich mit ihrem Prosaismus dem Teufel verschrieben, oder die, wenn er etwas Geistreiches oder Witziges erzählte, und die ganze Gesellschaft in enthusiastisches Lachen ausbrach, vornehm sitzen blieben, keine Miene verzogen, oder wohl gar in ihrer Dummheit, die sie den Witz nicht verstehen ließ, mitleidig lächelten. Ueber solche wurde er boshaft, oft wüthend, und nur die ihm so sehr bekannten Fußzehtritte von mir, unter dem Tische applicirt (wir saßen stets neben einander), konnten ihn wieder zu einiger Mäßigung führen. Leer und ungerochen ging es aber nie ab, und oft war eine mir laut in das Gesicht gesprochene Frage, die der Betheiligte eben so gut als ich hören mußte, hinreichend, ihn zur Raison zu bringen. Solche Frage-Redensarten waren unter andern: „Was halten Sie, Liebster, von der Dummheit?" (Hierbei wurde sein Gegenstand scharf in's Auge gefaßt.) „Ich habe einen wahren Narren daran gefressen." Dies half gewöhnlich; — im entgegengesetzten Falle aber ward eine noch größere Dosis Redepulver gereicht, z. B.:

Junge zu Gefallen bis zur Sinnlosigkeit zechten, eben so sehr, als solche Fresser, die, um gehörig zu verdauen, den Wein hinuntergießen.

„Glauben Sie" (laut), „daß an einem friedlichen Tische, wo mehrere geniale und joviale Menschen Platz haben, auch sehr eklige, schale und oberflächliche" (Lieblingswörter Hoffmann's) „Platz finden?" — Diese Portion reichte gewöhnlich hin, und der Gemeinte besserte sich entweder oder empfahl sich.

Der höchste Ausbruch seines Zornes aber war folgender, und wurde nur ein paar Mal an ihm bemerkt, wenn er verstimmt war, und seine Anspielungen auf diesen oder jenen ihm unangenehmen Menschen durchaus nichts fruchten wollten; — dann erhob er sich etwas vom Stuhle, klapperte mit den Händen auf dem Teller und sagte halblaut, doch hörbar, vor sich hin, indem er die Gabel ergriff, als wenn er auf dem Teller schriebe: „Liebster, da unten am Eck rechter Hand, Sie glauben nicht, wie überaus ich Sie verehre, obwohl Sie ein Esel sind; Sie würden mir aber einen unendlichen Gefallen thun, wenn Sie die Güte hätten, sich zu entfernen!" — Das wirkte gewiß, und ich sah ein paar Mal die elektrische Wirkung eines solchen Kolbenschlages. — An eine Opposition von Seiten eines auf solche Weise Angegriffenen war wohl aus dem Grunde nicht zu denken, weil die Zahl von Hoffmann's Verbündeten die bei weitem größere war, und sie ihm sicher bei dem geringsten Eclat, — was er wohl wußte, — beigestanden haben würden, obgleich wohl Keiner dies Betragen selbst in Schutz nehmen konnte. Man

kannte aber Hoffmann zu genau, und übersah, seiner vielen edlen Eigenschaften wegen, diese etwas in's Große gehende Aufregung.

Jeder, der mit des Freundes Charakter nur einigermaßen vertraut war, wußte, daß man ihn nach einem solchen vollführten Coup gehen lassen mußte, nicht auf der Stelle, weder bittlich noch ernstlich, zur Rede setzen durfte, und auch ich, der ihm wohl sagen durfte, was kein Anderer gesagt hätte, that dies nicht, sondern erst des andern Tages, wenn ich in Folge eines absichtlich angenommenen Ernstes und einer gewissen Steifheit und Zurückgezogenheit in meinem Benehmen von ihm selbst gewissermaßen dazu aufgefodert wurde.

„Was haben Sie denn?" war dann seine erste Frage bei unserer nächsten Zusammenkunft, — und nun durfte ich es wagen, ihm ernstlich das Kapitel zu lesen. — Nie sah er aber sein Unrecht vollkommen ein, sondern meinte nur, „daß er vielleicht etwas zu weit gegangen und auf feinere Weise den Kerl hätte transportiren sollen." — „Sie sind zu ängstlich, lieber Freund," schloß er dann; „doch soll Ihnen zu Gefallen so etwas sobald nicht wieder passiren; aber sein Sie jetzt auch heiter, sonst geh' ich zum Teufel!"

Ich weiß nicht, ob ich späterhin einen schicklichern Platz finde, um mich über diesen Charakterzug Hoffmann's, den meine Leser sicher im Stillen als einen

diabolischen bezeichnen, aussprechen zu können; drum sei es mir vergönnt, es schon hier zu thun, um so mehr, als derselbe in den gegebenen Resultaten seines geselligen Lebens, wie seines schriftstellerischen Wirkens so mächtig vorherrscht, zu den schiefsten Beurtheilungen schon Veranlassung gegeben hat, und im Verlaufe dieses Umrisses noch manchmal geben könnte.

Ich will mit diesem meinem Urtheile zwar keinem andern vorgreifen, bekenne aber, daß, so wie Hoffmann sich mir vier Jahre lang zeigte und selbst mit mir über sich debattirte, ich mich schwerlich in ihm zu irren glaube; daß mindestens mein Urtheil einer mehrjährigen Prüfung unterlag und zur vollesten Ueberzeugung gedieh, ehe es ausgesprochen wurde.

Hoffmann's Herz war von Natur aus nicht böse; aber den Menschen erschien es aus seinen Handlungen nur allzuoft so. Im Verlaufe dieser Skizze werde ich noch einige derselben zu berühren Gelegenheit haben, die noch mehr als obige Tischscenen dafür zu sprechen scheinen, und doch bleibe ich meiner Behauptung treu.

Hoffmann's Herz und Gemüth war von Natur aus gut, zeigte sich aber selten als solches öffentlich, und alle jene Fehler, die man auf Rechnung seines Herzens schreibt, gehören unter zwei andere Rubriken. Sie heißen:

Egoismus und Eitelkeit.

Beide entsprangen aus einer Ehe, in welcher das höchste Geistige mit dem feinsten Sinnlichen innigst und unauflösbar verbunden war; und aus diesem Bunde entwickelte sich ein Prinzip, das an der Stirn die Inschrift trug:

„Haß Allem, was auf mich im Leben störend einwirkt!“

Dies Stirnband gibt Aufschluß über die ganze Hoffmann'sche Handlungsweise und ist der einzige Kommentar zu seinem Leben und seinen Schriften, welche beide identisch sind.

Daher sein Haß gegen Dummheit, gegen das Nichtanerkennen seiner selbst, gegen Uebermuth ihm gegenüber u. s. f.

Hoffmann ließ die Dummen so lange gehen, als sie sich ihm nicht bemerkbar machen wollten, er unterhielt sich sogar gern mit Handwerkern, Tagelöhnern und Bauern, wenn sie auf ihrem Felde blieben; er ertrug die Schwachen, wenn sie sich nicht zu ihm hinauf erheben wollten; er ließ zügellosen, gemeinen Uebermuth ruhig gehen, wenn er sich für sich oder im Kreise von seines Gleichen herumtummelte, wurde aber wüthend, wenn man nur auf die entfernteste Weise versuchte, denselben ihm gegenüber geltend zu machen.

Hoffmann galt hier durchaus für einen Kinderfeind. Er war es, und war es nicht, je nachdem die Kinder

waren; mit wohlgezogenen, anspruchslosen konnte er sich Stunden lang und sehr gemüthlich unterhalten, wenn sie ihn reden ließen und zuhörten; so wie sie aber — wie er sich ausdrückte — obligat wurden, kehrte er ihnen den Rücken. Beweis dafür ist sein treffliches Kindermährchen: Nußknacker und Mäusekönig. — Ueber ein schreiendes Kind wurde er mit Ingrimm erfüllt, weil dies störend auf ihn einwirkte, ja er wußte, wovon ich einmal Zeuge war, sich an demselben zu rächen, indem er es tüchtig in die Ohren kniff, wonach das Kind nur noch heftiger aufschrie, und als ich ihm dagegen Vorstellungen machen wollte, mich mit den Worten abfertigte: „Warum muß mich der Racker mit seinem Krakeelen so maltraitiren!"

Den größten Beweis für meine Behauptung, daß Hoffmann durch nichts gestört sein wollte, habe ich an mir selbst erfahren. Der Leser höre:

Unser freundschaftliches Verhältniß war stets ein inniges zu nennen, ich durfte mir in aller Beziehung mehr als jeder Andere erlauben, selbst Mißbilligungen und lauten Tadel ertrug er von mir, nur Eines nicht: wenn ich es mir beikommen ließ, singen zu wollen. Eine wahre Idiosynkrasie gegen schlechten und falschen Gesang hatte in ihm Wurzel gefaßt. Mit Kreisler'schen Wahnsinn opponirte er sich dagegen, konvulsivisch zuckte alles an ihm, sein Gesicht ward zur Grimasse;

Kunde davon geben auch mehrere Stellen in seinen Phantasiestücken.

Nun begab es sich einst, als wir im letzten Jahre von Hoffmann's Hiersein gemüthlich eines Abends im Rosengarten bei einander saßen, und Beide den Flaschen auf eine ungewöhnliche Weise bei vorausgegangenem Dîner zugesprochen hatten, daß sich der Singteufel in mir regte. So darf ich den Dämon nennen, der mich mit einer Stimme beschenkt hatte, die unmöglich aus dem Reiche der Harmonien entkommen sein konnte. — Wie Kreisler-Hoffmann sich auf sein feines Ohr nicht wenig zu Gute that, so wollte ich mit meiner von ihm mit Recht verachteten Stimme mir etwas zu Gute thun, und mein Dämon flüsterte mir zu, meinen Bierbaß in Tenor zu transponiren. Das Wagstück geschah durch Recitirung der Arie des Belmonte aus der Entführung: „Hier soll ich denn sehen" ꝛc. Kaum hatte ich begonnen, so spitzte Hoffmann schon die Ohren. Sein anfänglich ruhiges Zuhören schien mir in meiner Weinlaune Anerkenntniß, ich gurgelte weiter und höher. Er sprach: „Liebster, ich bitte, hören Sie auf!" Umsonst. Die schwierigsten Rouladen wurden versucht. Hoffmann rutschte auf seinem Sessel hin und her. Erneuerte Bitte. Umsonst! Sein Gesicht vibrirte! Die zweite Strophe ward von mir angestimmt. Er ergreift krampfhaft ein großes, vor ihm stehendes Glas Wasser. Der Weingott tobt in mir kräftig dagegen und gurgelt

muthig fort, bis Hoffmann ihn durch eine mit Kraft geführte Entleerung des Glases in mein Gesicht hinein, mit den Worten: „Da haben Sie es!" zum Schweigen bringt. —

Der Gesang verstummte, ein paar dabei sitzende Bekannte gaben Zeichen der Mißbilligung, aus mir sprach kein Laut des Zornes, Hoffmann erblaßte, und verließ stumm den Tisch; — von Wasser triefend folgte ich ihm, aber nicht auf gewohnte Weise, Arm in Arm; — er ging rechts, ich links.

Und mehrere Wochen vergingen und wir sahen uns nicht, während sonst Jeder glaubte, es sei nicht möglich, den Andern auch nur einen Tag zu entbehren. Tüchtig wurde an mir von meinen Bekannten geschürt, mich empfindlich zu rächen, die verletzten Pflichten der Freundschaft und der Dankbarkeit ihm schriftlich vor Augen zu führen und ihn durch gewisse Mittel und Abforderungen, wodurch gemeine Seelen so gern ihre Rache kühlen, zu kompromittiren. — Hoffmann befürchtete dies nicht von mir, und durfte es gerade unter diesen Umständen um so weniger befürchten. Wie gesagt, mehrere Wochen vergingen — uns Beiden eine qualvolle Zeit! — ohne daß wir uns sahen und sprachen, bis einst sein freundlicher Ruf aus dem Fenster, vor dem ich vorüberging: „Freund, nehmen Sie mich mit!" uns wieder zusammenführte.

Hoffmann wollte sich entschuldigen; ich verbat es. Kein Wort ward mehr über den Vorfall gesprochen.

Was ist nun aber der langen Rede kurzer Sinn? fragt bei sich wohl mancher Leser.

Sie soll meiner Behauptung das Siegel aufdrücken, daß Hoffmann's Attentat auf mich nicht aus der Quelle seines Herzens floß, sondern mit seiner Stirninschrift:

„Haß Allem, was auf mich im Leben störend einwirkt!"

versöhnend ausgeglichen werden muß.

IV.

Theatralisches Thun und Treiben. — Hoffmann als Jäger. — Xenien.

Unsers Freundes Thun und Treiben während der Holbein'schen Theatergeschäftsführung theilte sich in Arbeit und Vergnügen. Die Arbeit, die im Malen bestand, war ihm aber selbst ein Vergnügen, und so oft ein gutes Stück vom Unternehmer in Scene gesetzt und ihm das Fertigen der Dekorationen übertragen wurde, begann ein neues Leben für ihn. Dahin gehörte die Aufführung von Kleist's „Käthchen von Heilbronn", das nach Holbein's Bearbeitung hier zum ersten Male erschien. — Hoffmann konnte sich aber mit dieser Bearbeitung nie befreunden; es mußten zu viele vortreffliche Stellen, um das Stück dem Publikum mundrecht zu machen, geopfert werden, und besonders schmerzte es ihn, daß die herrliche Rede des Waffenschmieds so verstümmelt ward. Das lag nun aber in der Natur der Umstände, und Holbein fühlte wohl selbst, was er dem Ungeschmack zu Gefallen thun mußte.

Einige Versetzstücke, die Hoffmann malte, gelangen ihm besonders trefflich, und die nachherige wirklich brave Darstellung, die auch von den Anwesenden als solche bei öftern Repetitionen stets anerkannt wurde, belohnte ihn vollkommen. — Mit wahrer Meisterschaft gab die verewigte Renner das Käthchen, und Hoffmann konnte ihres Lobes nicht satt werden.

Zu den merkwürdigsten theatralischen Erscheinungen dieser Zeit gehört offenbar diese Künstlerin, und unser Freund war mit mir darüber ganz einverstanden, daß sie in einem gewissen Rollenfach der berühmten Bethmann würdig zur Seite und durchaus nicht im geringsten nachstand.

Dieses Rollenfach nun war zwar ~~ein~~ ziemlich beschränktes, aber in diesem bewies sie sich auch wahrhaft groß. Es war das der Soubretten und fein komischen Charakterrollen. Sie besaß das Auffassungsvermögen der Bethmann; — kaum nachdem sie eine Rolle gelesen, war diese ganz ihr tiefinnerstes Eigenthum und, was mir einst Iffland über jene berliner Künstlerin äußerte, daß sie stets in einen Glückstopf griffe und nie eine Niete zöge, paßt ganz auf die Renner. Mit einer ungemeinen Grazie, wußte sie sich noch besser als die Bethmann zu bewegen, und in feiner Ironie der darzustellenden Charaktere übertraf sie diese sehr. — Wer sie je in der Castelli'schen Parodie der Rettungs-

stücke, „Roderich und Kunigunde", sah, hat das Höchste eines fein komischen weiblichen Spieles gesehen.

Dies Stück wollte den Bambergern nicht recht zusagen, besonders dem sogenannten gebildeten Theile des Publikums nicht, der, und wenn er auch von einem innern „Bock" gestoßen wird, Anstandes halber sich schämt zu lachen. — Hoffmann und ich, die wir unsre Pappenheimer sehr wohl kannten, ahnten das im voraus, und verfügten uns, um recht bemerkt zu werden, in eine Mittelloge, von wo aus der Takt zum Applaudiren gegeben werden sollte. — Bei jeder witzigen Stelle schaute Hoffmann rechts und links, und sein mehrmaliges Bravorufen begleitete oft ganz allein jene Stellen, so wie die Abgänge. — Das Publikum wurde aufmerksam, von beiden Seiten der Logen flogen die Blicke nach der Hoffmann'schen, die Köpfe im Parterre drehten sich verwundernd nach dem kleinen, oben lustig krakeelenden Manne um und hinauf, und, was wir beabsichtigten, geschah. — Unser Held, der mit mir anfänglich allein Bravo rief und klatschte, fand bald Nachahmer, da die Leute in sich schauten, und meinten, daß, wenn so ein gescheiter Mann sich nicht schäme, zu lachen, und die Sache schön zu finden, auch sie wohl keine Ursache dazu hätten, sich zu schämen; das Parterre stimmte ein, — der von Hoffmann ausgehende Enthusiasmus fand immer mehr Anklang, ein Tutti-Lachen wälzte sich fort bis zum Ende, und dem Stück

wurde ein vollständiger Sieg verschafft, das offenbar, ohne diesen Logendirektor eine völlige Niederlage erlebt hätte.

Auf diese Weise leitete Hoffmann mit seinen Freunden mehr als eine Darstellung, besonders von Opern und neuen Stücken, bei welchen ihm oder dem Unternehmer daran lag, daß sie gefallen sollten. Patrouillen wurden dann in Parterre und Logen vertheilt, die den Auftrag hatten, den Leuten zu versichern, daß, wenn ihnen auch dies oder jenes etwas langweilig vorkäme, sie keck glauben möchten, es scheine nur so, sei ganz vortrefflich, Hoffmann habe das Stück in Berlin oder Lilliput gesehen, da habe es Furore gemacht u. s. w. — Ein Theil versprach aus Achtung für Hoffmann, sich gehörigermaßen zu enthusiasmiren, der bei weitem größere Theil aber setzte sich mit seinen Händen aus Furcht in Bewegung; denn das Männlein konnte verdammt spitzig reden und — schreiben!

* *
*

Zu den Stücken, für welche unser Freund eine besondere Vorliebe hatte, gehörte Don Juan, — diese Oper aller Opern, die oft wiederholt und in hoher Vollendung gegeben wurde.

Ich war mit ihm darüber einig, daß Holbein, was das Spiel betreffe, der beste Don Juan sei, den wir noch gesehen, und selbst Beschort überträfe.

— Man kann sich keine richtigere Auffassung dieses Charakters denken; mit solcher Gewandtheit, solcher Grazie in den Bewegungen und so edler, von Anfang bis zu Ende gleicher Haltung war er hier noch nicht gegeben worden. — Hoffmann läugnete nicht, daß ihm bei Bearbeitung seines Aufsatzes: „Don Juan", in den Phantasiestücken, Holbein's Bild ebenso vorgeschwebt wie seine Julia bei der Zeichnung der Donna Anna.

Seine Verehrung dieser Oper überstieg oft alle Grenzen besonnener Beurtheilung und selbst manchmal den Kulminationspunkt jeder Phantasie. — Unvergeßlich aber bleibt es mir, mit welcher Suade er mich einst überredete, der Vorstellung dieser Oper beizuwohnen, nachdem ich durch den, ein paar Tage zuvor erlittenen, Verlust eines Kindes von tiefstem Schmerz erfüllt war. — Der Freund, dessen Trostgründe auf keine Weise bei mir Eingang fanden, glaubte und versicherte mich, daß es das einzige, für ein augenblickliches Vergessen meines Schmerzes sichere Mittel sei, der Vorstellung mit ihm beizuwohnen. Ich weigerte mich den ganzen Tag hindurch. Am Abend, als die Stunde des Anfangs herannahte, sagte er: „Freund, kommen Sie; ich will nie wieder Ihr Haus betreten, Sie sollen mich nicht mehr ansehen, wenn Sie — ich kenne Sie zu genau — durch die göttlichen Töne des ewigen Meisters auf ein paar Stunden, wo nicht Ihren Schmerz vergessen, doch sich erleichtert, erhoben fühlen. Kom-

men Sie, — bei keiner Oper in der Welt würde ich es wagen, Sie darum zu bitten, bei dieser bin ich des Sieges gewiß. Kommen Sie!" — — Und, da ich noch überlegte, was ich thun sollte, zog er mich schon am Arme mit sich fort.

Auf dem Wege zum Theater phantasirte er über die Schönheiten und das Ergreifende des Meisterwerkes auf eine so höchst poetische Weise, und zwar immer in Beziehung auf meinen Verlust, daß, hätte Hoffmann diese Worte niedergeschrieben, es vielleicht das Beste gewesen wäre, was er je über Musik gesagt!

Die Ouvertüre begann; der neben mir sitzende Freund gab sich nun alle Mühe, seine Gefühle bei vorzüglichen Stellen durch die ganze Vorstellung hindurch mir theils durch Blicke, — sein Auge stand dabei in Thränen — theils durch einzelne Worte deutlich zu machen. Ich begriff ihn oft, und gestehe es, daß diese wenigstens schon ein paar Dutzend Male gehörte Musik der Sphären eine größere Gewalt auf mich ausübte, als alle Gründe der Vernunft, als aller Trost aus Freundesmund!

Der Abend wird mir, sowohl in Bezug auf mich, als auf Hoffmann, unvergeßlich bleiben; denn nie sah ich es so deutlich ein, mit welch hohem, heiligem Ernste er sich der Kunst der Musik ergeben und wie diese allein als ein inneres Evangelium in ihm lebte, aus ihm sprach und magnetisch wirkte.

Hätte ich diese Scene mit Hoffmann, diesem musikalischen noli me tangere, so lebhaft im Gedächtniß gehabt bei jener spätern mit dem Glase Wasser, die ich schon im vorigen Abschnitte beschrieb, und hätte ich sie so lebendig gefühlt, als jetzt bei'm Niederschreiben: — ein anderer Ausgang der Scene würde gewiß stattgefunden haben.

So lebte Hoffmann ein Jahr hindurch ein reiches und heiteres Gemüthsleben, und wenn auch hie und da von außen der Erdgeist ihm beweisen wollte, die Welt gehöre sein, so wurden doch immer schnell durch Freundeshülfe Mittel gefunden, den unedlen Geist zu beschwichtigen.

* * *

Daß ich, meiner Gesundheit wegen, der Jagd oblag, und oft ganze Tage abwesend war, fiel Hoffmann eben so schmerzlich als mir, und es mußte ein Mittel ersonnen werden, wie dem abzuhelfen sei.

Wo es geschehen konnte, begleitete er mich, ohne selbst an der Jagd praktisch Theil zu nehmen; — nach und nach aber gewann er selbst daran Interesse. Dasselbe wuchs von Tage zu Tage, und wie er Alles mit seiner üppigen Phantasie zu bekleiden wußte, so malte er mir mit glänzenden Farben aus, wie eigentlich das Jagdvergnügen, wenn es recht getrieben werde, durchaus kein rohes, sondern ein poetisches sei.

„Aber das können nur wir, Liebster," sagte er scherzend, „drum weihen Sie mich ein!"

Ein Gewehr wurde angeschafft, und ich begann, den Freund das Schießen zu lehren. Als Anfang war zum Jagdfelde der ziemlich große Garten am Theatergebäude ausersehen, wo zuerst Vögel geschossen werden sollten.

Hoffmann ließ sich ziemlich gut an, nur überflügelte die Phantasie ihn hier wie bei Allem. — Nach fast jedem Schusse, und wenn der Sperling ihn kaum gehört hatte und lustig davonflog, wollte er ihn getroffen haben. — Meine lächelnde Miene und die Versicherung, daß dem nicht so sei, ärgerten ihn, und mehr als einmal ließ er sich so vernehmen:

„Aber Bester! Theuerster! Haben Sie denn gar keine Augen, sehen Sie nicht, wie schnell der Spatz sich zur Erde senkte, — dort muß er liegen," und en carrière durchlief er die Kraut- und Rübenfelder, — versteht sich ohne Erfolg.

Ich. — „Hoffmann, schießen Sie! sehen Sie den Vogel auf jenem Dache?"

Er. — „Ja! Ja!" (sein Herz pochte.)

Ich. — „Nur Zeit genommen! langsam, — zielen Sie recht — er bleibt schon sitzen."

Er. — (Schießt.) „Paff! Da liegt er!"

Ich. — „Wo? er flog ja links davon!"

Er. — „Nicht möglich, ich hatte ihn zu gut im

Auge, er muß auf der andern Seite des Daches hinuntergestürzt sein!" (und kaum gesagt, war er schon über die Mauer gesprungen, den Vogel zu holen.)

Er. — (wiederkommend) „Das weiß der Teufel, wo der hingekrochen und sich versteckt haben mag!"

So wurden die Uebungen fortgesetzt, und es gelang dem neuen Schützen nach und nach, einen sitzenden Vogel zu schießen; im Fluge ist es ihm nie damit gelungen.

Höchst komisch war die Scene, als er mir den ersten, von ihm getroffenen Vogel brachte.

„Nun, ist der wieder nicht getroffen?" kam er, einen Finken in der Hand haltend, zu mir gelaufen.

„Trefflich," erwiederte ich; „er regt keine Feder mehr!"

„Sehen Sie, Liebster, und gerade im Kopf, wohin ich zielte, — o! jetzt geht's gut, jetzt hab' ich's ganz weg, Sie werden sehen, wie selten ich fehlen werde."

Nun betrachtete er den Vogel, ihn streichelnd, mit großer Behaglichkeit und entwickelte im vollsten Ernste nach und nach einen Monolog, der an jenen im Hamlet, bei Betrachtung von Yorik's Schädel erinnerte und in seiner Art eben so originell war.

Was Lehrer und Schüler am Tage geschossen, ward des Abends gebraten, und Letzterer bezeichnete die Vögel, die er erlegt, um sie auch für sich allein zu genießen.

Ueberaus belustigend war es, wie er mir und den um ihn sitzenden Gästen demonstrirte, wie es doch ein ganz eigenes Gefühl sei, seine selbstgeschossenen Vögel zu verspeisen, wie diese ganz anders mundeten als fremde, worin das wohl läge? u. s. f. — Es dünke ihm, setzte er scherzend hinzu, als röchen und schmeckten die Lorbeeren hervor, die hier der Zunge des Siegers ihren schuldigen Tribut bringen wollten.

Nachdem der Jagdzögling so weit in der Kunst herangewachsen war, daß man ihm ohne Gefahr ein Gewehr beim Hühnerschießen anvertrauen durfte, ward er von mir mehrmals zu einem benachbarten Förster mitgenommen. — So viel Mühe sich derselbe mit dem Zögling aber auch gab, so wenig konnte er es dahin bringen, ihn ein Feldhuhn erlegen zu sehen. Er war stets zu unruhig; bei jedem Aufsteigen einer Kette Hühner erschreckte er, bei jedem Hasen im Lager erblaßte er, und wenn er unter heftigem Klopfen des Herzens losdrückte, lief der Hase davon, und gemeiniglich hatte er ihn gar nicht liegen sehen: denn seine Phantasie, wenn man ihm ein Hasenlager wies, malte die erste, beste Erdscholle als ein solches sich so natürlich aus, daß er keck auf dieselbe zuschoß, und herzhaft belachte er dann den Spaß, daß das Häslein aus einem ganz andern Loche, als worauf er gezielt, um seinen Schuß unbekümmert, sehr phlegmatisch heraus und davon gelaufen sei.

„Das geht nicht, das sehe ich schon," sagte er zu mir, „ich bin nicht allein, genirt, man sieht zu sehr auf mich; ich muß es einmal auf dem Anstande heut Abend versuchen, den Sie mir so reizend beschrieben."

Der Abend kam, Hoffmann ward so angestellt, daß er bestimmt mehrere Hasen auf Schußweite zu Gesicht bekommen mußte; aber seine Beweglichkeit und Unruhe brachte es zu nichts. Hörte er es hinter sich rauschen, so fuhr er zusammen, sah sich um und — der Hase lief zurück; kam einer zum Vorschein, so nahm er das Gewehr zu schnell und zu geräuschvoll an die Backen, und der Hase lief wieder davon.

Die Nacht brach herein. Es wurde, wie gewöhnlich, vom Anstand abgepfiffen; unser Jäger ließ sich nicht hören und sehen. — Es ward zwei-, dreimal gerufen, er kam nicht: endlich sah man sich genöthigt, ihn aufzusuchen.

Der Förster und ich fanden ihn, auf den ihm angewiesenen Platze, wie angewurzelt, die Flinte an den Backen haltend und zielend stehen.

„Aber mein Gott, Hoffmann, warum kommen Sie denn nicht?" rief ich dicht vor ihm stehend.

Heftig das gespannte Gewehr bei Seite werfend, schrie er:

„Nun, so legt doch der Teufel auf Alles seinen Schwanz! Haben Sie denn nicht gesehen, wie eben

drei Hasen auf keine zwanzig Schritte vor mir saßen und die possirlichsten Männchen machten? Ich war nur in der Wahl noch uneins, welchen ich erlegen sollte, und da ich im Begriff war, loszudrücken, kommen Sie daher getrappelt!" — Der Förster brach in ein schallendes Gelächter aus, was unsern Freund gewaltig verdroß. Ich aber sagte: „Sind Sie denn besessen, bei stockfinsterer Nacht schießen zu wollen? Einen Elephanten hätten Sie nicht gesehen, geschweige einen Hasen!"—

„Mit Ihrem Gesicht vielleicht nicht; aber ich mit meinen scharfen Augen!" und so folgte er uns, vor sich hinbrummend, ohne weiter bis zur Ankunft in der Försterwohnung ein Wort zu sprechen.

Bei der Nachhausefahrt, nachdem er eine Pfeife angezündet und einige Male der ihm gereichten Flasche zugesprochen, thaute er endlich auf und meinte, daß er nach einiger Ueberlegung eingesehen habe, wie es Hohn des Schicksals sei *), das ihn bei der Jagd verfolge und ihn durch solche mißglückte Versuche zu seinem wahren Jagdfelde zurückführen wolle, auf welchem er eigentlich doch blos Notenschreiben, Malen und sonstige Allotria treiben sollte. — Dies war im Jahre 1811.

Um aber Hoffmann als Jäger gänzlich zu absolviren, muß ich schon jetzt mit ihm bis zu Ende des nächsten Jahres laufen.

---

*) Eine von Hoffmann oft gebrauchte Floskel.

Selten besuchte er mehr mit mir die Jagd, und geschah es, so war's weniger aus Vergnügen, als um bei einander zu sein. Alles Schießen von seiner Seite gab, außer auf sitzende Vögel, zu keinem erfreulichen Resultate je Veranlassung, so viel Mühe sich auch der Förster mit ihm gab.

Eines Tages, als unser Held bei mir war, trat derselbe Förster, der ihn so oft ausgelacht und auf den er, als einen infamen, prosaischen Kerl (wie er ihn nannte), nie gut zu sprechen war, in mein Zimmer, mich zu einem Treibjagen auf Hasen und Rehe zum 25. Oktober einladend.

Mir würde dieses Datum durchaus nicht mehr gegenwärtig sein, wenn Hoffmann es in seinem Tagebuche nicht verewigt und Hitzig der Welt veröffentlicht hätte. **)

Ich nahm die Partie in der Voraussetzung, wenn der Freund mitginge, an. Von Seiten des Försters erfolgten die freundschaftlichsten Einladungen, so wie die Versicherung, ihm diesmal gewiß mehrere Rehe vorzuführen, wobei sein Jagdglück eher sich erproben werde. — Hoffmann, der da glaubte, ein zehnmal größeres Thier müsse auch zehnmal leichter zu treffen sein, willigte ein.

Der Tag zur Jagd erschien, und unser Zögling,

**) Theil II., Seite 33.

der sich von demselben viel Glück versprach, wollte ihn nun einmal ganz auf Jägerweise vollbringen.

„Was fahren?" sagte er zu mir; „wir gehen zu Fuße nach Jägerart; sorgen Sie morgen für einen tüchtigen Schnapps, aber Fusel muß es sein, und für ein Stück Schwarzbrot; um sieben Uhr frühe hole ich Sie ab."

Gesagt, gethan! Hoffmann, mit der Flinte auf dem Rücken und einer ungeheuren, von mir geborgten Jagdtasche, die ihm bis auf die Kniee herabhing, erschien. Er hatte eine Pfeife im Munde, aus der er gewaltig qualmte. Höchst komisch war der Anblick, und hätte er sich in dem Spiegel gesehen, eine Zeichnung seines abenteuerlichen Aufzugs wäre gewiß nicht ausgeblieben.

Der Morgen war mehr als blos frisch, es hatte gefroren, und Hoffmann befand sich in der heitersten Stimmung. „'S ist grimmig kalt," begann er, die Schildwacht aus Hamlet imitirend, und seine Laune ergoß sich in ebenso komischer als bezeichnender Beschreibung des Jagdvergnügens. Er sagte unter andern, daß gerade so ein Tag wie der heutige dazu gehöre, das Vergnügen zu fördern, daß das zu Fuße Gehen die rechte Introduktion zur Jagd selbst sei, daß in dem Genuß des reinen Kornbranntweins ein ganz eigener Reiz läge u. s. f. — „Aber nur Fusel muß man auf der Jagd genießen," sprach er, „französischer Liqueur ist hiebei ein eben so ungeschicktes, als unschmackhaftes

Getränk; so einen kräftigen Zug aus der Fuselflasche und ein Stück Schwarzbrot dazu, das gehört nur für ächte Nimrod'ssöhne."

Aus Furcht, den Lesern zu weitläufig zu werden, — obwohl es mir dünkt, daß der kleinste Zug aus Hoffmann's Leben, da sein Name durch Deutschland und Frankreich einen so guten Klang hat, auch bedeutend erscheinen müsse — will ich dennoch alle Nebenumstände umgehen, und sogleich auf jene Katastrophe losschreiten, die der Freund in seinem Tagbuche mit den Worten notirte:

„am 25. Oktober ein Reh geschossen und mich gefreut."

Es lag dem Förster daran, daß Hoffmann einmal am heutigen Jagdtage heiterer nach Bamberg zurückkehre als sonst, und deshalb traf er alle Veranstaltungen, ihm so viel Wild als möglich vor die Flinte zu führen. Auf mehrere Hasen schoß er, ohne zu treffen; endlich kam ein Reh pfeilschnell durch das Gebüsch, Hoffmann drückte los, und bald darauf erscholl der Ruf des Försters: „das Reh ist getroffen; Herr Hoffmann, Sie haben es geschossen!"

Außer Athem lief der Freund zum Platze, und eine unbeschreibliche Freude erfüllte ihn. — Ein ganz gemeiner, verfluchter Kerl (wie Hoffmann mit diesen Worten ihn später bezeichnete) trat aber vor, sprechend: „Meine Herren, dem ist nicht so; jenes Herrchen da

stand neben mir, und ich sah genau zu, wie sich Alles begab. Er fehlte, und ein zweiter Schuß des neben ihm gestandenen Herrn Försters, hat erst getroffen. Hätte der kleine Herr das Reh getroffen, so müßte man in die Schußwunde mit der Faust hinein können, da es auf höchstens sechs Schritt bei ihm vorbei fuhr und er den Gewehrkolben statt an den Backen auf den Nabel aufgesetzt hatte, so daß das Thier, wäre es von ihm getroffen, durch und durch geschossen sein müßte, während man kaum ein paar Schrot im Halse sieht." —

„„Was!"" — schrie Hoffmann wüthend — „„Sie wollen mir mein Reh streitig machen, das ich so gut auf's Korn hatte, daß ich es sogleich auf meinen Schuß stürzen sah u. s. w."" —

Der Förster winkte mit den Augen dem Einspruchthuenden, der ihn verstand, und Alles schrie: „Ja, ja, dem ist so, wir haben es auch gesehen, Herr Hoffmann hat das Reh geschossen, ihm gebührt die Ehre." „Auf! schmücken wir ihn," rief der Förster, und ein Jeder brach einige Blätter Eichenlaub ab, sie auf des Glücklichen Hut steckend. — Mit großem Wohlbehagen ließ der Schütze diese Ceremonie geschehen und nickte bei Jedem, mehrmals dankend, mit dem Kopfe.

Hoffmann war bis zum Abende, wo ihm durchaus kein Treffer weiter gelingen wollte, selig, und komisch war es zu hören, wenn hie und da ein Fremder zur Jagdpartie trat, der von dem großen Evenement, das

ihm begegnet, noch nichts wußte, welche Mühe er sich da gab, durch künstliche Wortsetzungen den Mann mit der Nase auf die Frage zu stoßen: wer wohl das Reh geschossen habe? worauf dann Hoffmann ganz gleichgültig scheinend und ruhig darauf erwiederte: „ich," während aber aus den glänzenden Augen sich der Triumph der That aussprach.

Ob nun der Verfasser der Phantasiestücke — denn nur mit diesem Werke können wir seinen Schriftstellerwerth als klassisch bezeichnen — ein Reh geschossen habe oder nicht, ist wohl sehr gleichgültig; es gehört aber mit zu Hoffmann's Charakteristik, wenn von mir als Zeugen versichert wird, er habe kein Reh geschossen, und das Ganze sei eine bloße Mystification von Seiten des Försters gewesen, der, sein Nebenmann, nachdem Hoffmann gefehlt, das Reh erlegte, ihn aber, nebst mir, stets in dem süßen Wahne ließ, es getroffen zu haben. — Seinen Egoismus, seine Eitelkeit zu bezeichnen, durfte diese Scene nicht umgangen und muß in Hitzig's Buche, wo es heißt: *)

> „Auch die Jagd fing an ihn zu beschäftigen. Er blieb hier, wie überall, kein Stümper, und triumphirend verzeichnet er am 25. Oktober in sein Diarium: ein Reh geschossen und mich gefreut,"

abgeändert und so umgestaltet werden:

---

*) Theil. II. S. 83.

„Auch die Jagd fing an ihn zu beschäftigen. Er blieb wie überall kein — nur hier — ein Stümper; kein Reh geschossen, sich aber doch gefreut.“

Ueber diesen Jagdvergnügen ward aber durchaus nichts in seinen Berufsgeschäften versäumt; Malen, Schriftstellern und Componiren ging fort, und die Erzeugnisse kennt der Leser theils aus seines Biographen Werk, theils aus der musikalischen Zeitung, theils auch aus den Phantasiestücken, zu denen schon damals Entwürfe und Bruchstücke gemacht, die der Freund mir Abends bei unsern Zusammenkünften treulich mittheilte, strich, hinzusetzte und auch gänzlich verwarf. — Mehreres wurde von ihm vernichtet, was ich als seiner nicht würdig hielt und größtentheils in Persönlichkeiten, zu derben Satyren, Gedichten, Zeichnungen und dergleichen auf hiesige Personen bestand; Manches aber bewahre ich noch unter meinen Papieren als Andenken heiterer, mit ihm verlebter Stunden, und werde so lange davon keinen Gebrauch machen, bis sich Zeiten und Umstände vielleicht einmal anders gestalten und dies und das noch weiter in den Hintergrund getreten ist.

Bemerken muß ich bei dieser Gelegenheit, daß ich mehrere höchst ergötzliche Züge aus Hoffmann's Leben leider hier immer noch unterdrücken muß, die Hoffmann's Geist, Witz und Charakter treffender, als es bisher geschehen, bezeichnet haben würden; — doch auf-

geschoben, ist nicht aufgehoben, und der unentschiedene Charakter im Berganza zum Beispiel wird mich eben so verstehen, als einsehen, daß diese genommene Rücksicht er keineswegs bei seinem bisherigen Benehmen gegen mich verdient hat.

* *
*

Zu den unschuldigen Späßen, die Hoffmann größtentheils beim Glase Wein an Winterabenden in meinem Zimmer entwarf, gehören auch Xenien auf die damaligen Schauspieler, wovon ich einige hier mittheilen will, da dem Leser wohl Reliquien aus seiner Feder willkommen sein mögen.

Herrn Rousseau, dem Helden.

Lieblich mildernd giebst Du des Dichters feurige Worte,
Lieber, habe Dank; denn so verbrennen wir nicht!

Madame Rottmeyer als Elisene.

Ob vor Jammer, vor Liebe gerührt hier vor Dir wir stehen,
Scheint zweideutig Dir, wie für uns immer Dein Blick! *)

---

*) Sie schielte.

Herrn Rottmeyer.

Morgen sprichst Du wie heut', und heute sprichst Du wie morgen,
Uebermorgen hast Du — uns in der Tasche noch nicht!*)

Herrn Hansen.

Hans will ich heißen und sein, wenn Dich aus sprudelnden Seen,
Sprudelnd Dich nicht ein zärtlicher Vater gebar!**)

Madame Hansen.

Wahrhaft getreu und gemein bist Du als Hausfrau erschienen,
Noch bequemer bist Du Königin unter dem Plebs!

Herrn Holdermann.

Rolla's Rolle, Du dekorirst sie gegen's Dekorum,
Recht hast Du! sprich nicht! bleib bei der Dekoration.***)

Madame Holdermann.

Jamm're, — verziehe das Maul, zerfließe nur, Holde, in Thränen,
Und aus dem Wasser erheb' zärtliche Mutter Dich bald!

---

*) Ein improvisirter Refrain, den Rottmeyer überall anbrachte.

**) Hansen sprudelte mehr, als redete die Worte heraus.

***) Er war zugleich Dekorationsmaler.

Herrn Christ.

Spielen sollst Du — Du kannst es, wir wissen's!
Zeige Dich so fleißig
Nur auf der Bühn', wie zu Haus Du Dich im
L'hombre und Whist.

Demselben.

Spiele den König doch aus! was zauderst, was murmelst im Barte!
Bube — der Bube — ist da, rasch ihm den Stich
in das Herz! *)

Madame Kahle.

Kammermädchen spielst Du, o Liebe! auf dem Theater?
Mädchen bleibe hinfort, nur — in der Kammer
dabei!

Derselben.

Kahle! kahl und matt scheint alles auf Dich zu gerathen,
Selbst zum Epigramm gibst Du nicht ärmlichen
Stoff!

Herrn Brandt.

Wüthe, tobe nur zu, reiß ferner Coulissen herunter,
Wittelsbach brennt und auch ihr, Herzen der Damen,
dazu.

---

*) Lernte seine Rollen schlecht; dafür aber war er ein trefflicher Kartenspieler.

Madame Renner.

Zu Epigrammen sei uns, glaubst Du, nur der Stachel
gegeben?
Bienen gleich, tragen wir köstlichen Honig in uns!

Herrn Bode als Geist im „Kaspar der Thoringer."

Erschein' nicht als Gespenst, — denn das geziemt nicht
Pastoren,
Langweilig im Leben zu sein, geht an; — im Tode
— sei todt! —*)

Herrn Raab.

Bühne, — ist Schädelstätt sie, daß sich Raben ver-
sammeln?
Sorgt nicht! Gesichter er reißt, und sie bleiben davon!

Herrn Illenberger als Fridolin.

Ihn hat nicht frommes Gebet, nicht heilige Andacht
gerettet,
Habt Ihr, Freunde, geseh'n, daß wohl das Eis je
gebrannt?

Herrn Röckel.

Was zitterst, mein Bester, Du so? schon zittern wir
sämmtliche Hörer:
Du zitterst mit Deinem Gesang zitternd zum Tempel
uns 'naus!

---

*) Spielte in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken, vorzüglich Pastoren, und hatte im Leben von diesen viele Aehnlichkeit.

Demoiselle Röckel.

Ja! wir brauchen nicht mehr Italiens Gesänge zu suchen —
Südlicher Wind hat sie uns freundlich herübergeweht!

Herrn Klingmann.

Indifferent scheinst Du uns stets, — heut' wie im morgenden Spiele;
Schalk, Du gewinnst, denn Du machst's Distichon indifferent!

Madame Heinisch.

Schwach ist Dein Stimmchen, mein Schatz, so reich' uns die stattliche Nase:
Dich zu hören bequem, sitzen gesellig wir d'rauf!

Herrn Siegel.

Siegel! — o Siegel! — ich sag' Dir's, wenn ferner den Mund Du noch öffnest,
Drück' ich, — so groß er auch ist, — Dir ein Kanzleisiegel d'rauf!

Madame Rottmeyer.

Gefallen hast Du als Elisene und Milfort, Du sagst es;
Seitdem Du gefallen Dich glaubst, bist Du gefallen bei uns!

V.

Fortgesetzte Theatralia. — Hoffmann bei den Kapuzinern.

Zu Hoffmann's erlebten theatralischen Freuden in Bamberg gehörten auch die Darstellungen Leo's, eines der ausgezeichnetesten Schauspieler, die ich je sah: eine durchaus künstlerische Natur, dem unser Freund auch in seinem „Berganza" *) ein würdiges Denkmal setzte. Erfüllt mit der höchsten, heiligsten Liebe zur Kunst, Ideale in sich tragend, deren Verwirklichung ihm stets die höchste Aufgabe war, und an welchen er — löste er auch solche, so weit menschliche Kraft reicht — immer verzweifelte. Mit keiner seiner Darstellungen, einen so hohen Grad der Vollkommenheit sie auch trugen, war er zufrieden. Wenn wir glaubten, das Höchste erblickt zu haben, so vermeinte er stets, etwas sehr Unvollkommenes sei die Frucht seiner Anstrengung gewesen, weil in den tiefen Schacht seines Gemüths nur

---

*) Phantasiestücke 2te Aufl. Th. I. S. 252.

er schauen, nur er die nicht heraufgeförderten Schätze seines reichen Bergwerkes wahrnehmen konnte. Hierin, wie überhaupt in mehrern Charakterzügen, hatte Leo große Aehnlichkeit mit dem verewigten Devrient, was ich, so Gott will, späterhin in meinen fragmentarischen Bemerkungen über diesen Künstler darlegen werde.

Bei ohnehin kränklichem Körper, einem höchst beschränkten, schwachen, klanglosen Organe, konnte es daher nicht fehlen, daß er mit sich und dem Publikum öfters zerfiel, so sehr ihm dieses alle Anerkenntniß bewies und — man sollte es kaum glauben — er, bei Entbehrung aller äußern Mittel, oft eine Herrschaft über dasselbe übte, wie weder Hoffmann noch ich je gesehen.

„Da sieht man," sagte Letzterer öfters, „was der göttliche Funke innerer Poesie zu schaffen vermag! Dieser Schauspieler, der außer seinem belebten Auge gar nichts hat, was nur im geringsten auf die Sinne der Masse zu wirken vermag, packt das Volk trotz aller der Mittel und Bedingungen, die ihm abgehen, um auf solches zu wirken, dennoch auf eine so unbegreifliche Weise. Mir ist so etwas noch nie vorgekommen, und alle Heroen der Bühne, selbst Iffland, vermochten nie dergleichen, mitsammt allen ihren Theatercoups, die sie gebrauchten, Jener aber gänzlich verschmähte."

Und dieser Künstler, der so Großes leistete, ist im Verhältniß zu seiner Größe der Welt doch so wenig

bekannt geworden, und der größte Eclat, den er erregte, möchte wohl jener Pistolenschuß gewesen sein, mit dem er unsern Weimar, auf Wieland's Grabe, im Wahnsinn seinem Leben ein Ende machte.

Da dieser Künstler auf Hoffmann einen so großen Eindruck bewirkte, so mögen ein paar Momente und Anekdoten aus seinem Leben hier stehen, die unsern Freund ergötzten und beschäftigten, obwohl sie an und für sich schon werth sind, zum Andenken an Leo aufbewahrt zu werden.

Auf einem Spaziergange setzte der Künstler Hoffmann und mir den Charakter des Hamlet auf eine Weise auseinander, die uns eben so sehr überraschte, als begierig machte, ihn als solchen zu sehen. — Der Wunsch ward bald verwirklicht, und der Abend der Darstellung erschien.

Die von uns ausgestreuten Berichte, daß das Publikum einen ganz ungewohnten Genuß haben werde, hatten dasselbe in großer Anzahl herbeigelockt.

Kurz vor der Vorstellung durchlief die Menge das Gerücht, Leo sei so unwohl geworden, daß er schwerlich würde auftreten können. Ich eilte mit Hoffmann auf die Bühne, dann in die Garderobe. Leo, bereits im Costüm, lag in einem Armstuhle in Ohnmacht. Der eben so ausgezeichnete Arzt, als Mensch, den der Leser späterhin noch näher kennen lernen wird, Medizi-

naldirektor Marcus, stand vor ihm, ihm den Puls fühlend. Auf dessen Frage, nachdem sich Leo etwas erholt: „Wie ist Ihnen dann?" *) erwiederte er: „Elend, matt, hinfällig zum Sterben, — ich kann nicht spielen, — verfluchtes Schicksal!" — Der Arzt ersuchte mich, schleunig eine Flasche Chambertin herbeizuschaffen. „Trinken Sie," sagte er zu Leo, „ich stehe Ihnen dafür, es wird Ihnen besser." — Leo trank ein, zwei und drei Gläser auf einander, und fühlte sich bald sehr erhoben; doch bedurfte es großen Zuredens von unserer Seite, ihn zum Spiele zu vermögen. — Marcus rieth ihm, nach und nach, während der Vorstellung, die Bouteille Burgunder zu leeren, seine Schwäche würde sich dann ganz heben, und da er seine Constitution kenne, dürfe er auch versichern, daß dies Hinaufschrauben nicht nachtheilig auf ihn wirken werde.

Der Vorhang ging endlich auf, Leo erscheint bald darauf, stürmischer Applaus bewillkommnete ihn. — — Und wie spielte er? — Mit einer Wahrheit und Meisterschaft, die sich nicht beschreiben läßt. So sahen wir Hamlet nie! Hamlet von der Fußsohle bis zum Scheitel! Alle Vorbilder verschwanden wie Nebel vor der Sonne! — Hoffmann war tief ergriffen, Thränen standen oft in seinen Augen, krampfhaft packte er mich,

---

*) Eine Eigenthümlichkeit von Marcus, wie er fast alle Patienten anzureden pflegte.

um die schönen Stellen mit ihm zu theilen, — zu reden wagte er nicht.

Halte man diese Schilderung ja nicht für übertrieben; ich darf versichern, daß von allen namhaften Hamlets, die ich sah, keiner ihn erreichte, weder Brockmann, Reinecke, Opitz, noch Schmidt, Beschort, Wolf, Urban, Krahe und Kunst. (Löwe sah ich nicht.) Das Merkwürdigste bei dieser Darstellung ist, daß Leo diesmal selbst mit sich zufrieden war. Hoffmann lud ihn nach dem Stücke zum Souper in die Rose ein; aber vergebens! Er haßte es, an öffentlichen Orten und unter vielen Menschen zu sein.

So baten wir ihn einst, als er uns auf einem Spaziergange begegnete, mit nach Bug zu gehen. Er erwiederte: „Nimmermehr! da ist viel zu viel Komödiantenpack; wird's mir schon schwer genug, mit diesem Volke mich auf den Brettern zu vertragen." Höchst komisch klang uns aber der Zusatz, den er tiefseufzend aus hohler Brust, in fast pfeifendem Tone, sprach: „Ich bin am liebsten zu Hause, bei der Person, mit der ich lebe*), die stört mich nicht!"

Er verließ uns; Hoffmann brach in ein schallendes Gelächter aus, von dem er sich lange nicht erholen

---

*) Dies war nämlich Leo's Geliebte, die zugleich seinen kränklichen Körper mit großer Sorgfalt pflegte und seine Diogenes-Launen willig ertrug.

konnte, und einen solchen Eindruck machte die Aeußerung auf ihn, daß sie zu einer stereotypen Floskel bei ihm ward, so, daß er lange Zeit scherzend, bei jeder Zusammenkunft, von seiner Frau sagte: „Die Person, mit der ich lebe, empfiehlt sich." —

Die Eigenheiten und Launen unseres Künstlers führten oft weit. So sagte er eines Abends von der Bühne herab, zu der nächsten Loge hinauf, wo mehrere Damen einen lauten Wortwechsel, der ihn störte, führten: „Wenn Gänse schnattern, schweige ich!"

Ein anderes Mal ward er, und, wie es ihm schien, unverdienterweise hervorgerufen. Er kam, verbeugte sich, wandte die Augen gen Himmel und sprach mit gefalteten Händen: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Nun genug aus dem Buche Leo! —

* * *

Ein Gastmahl bei den Kapuzinern, zu welchem ich Hoffmann einlud, hat ebenfalls großen und bleibenden Eindruck auf ihn gemacht, der im „Kater Murr", besonders aber in den „Teufels-Elixiren" deutlich wiederzuerkennen ist.

Schon während der ganzen Tafel hindurch beschäftigte ihn der Kopf eines Greises von schönster antiker Form, langem, markirtem, ächt italienischem Gesichte, mit einer großen, schön gebogenen Nase, kahlem Schei-

tel und schneeweißem langen Barte. — Er mochte ein Siebziger sein. — Es war der Pater (nicht Prior, wie Hitzig sagt *)) Cyrillus, ein eben so gelehrter und frommer, als aufgeklärter und gemüthlicher Geistlicher.

Hoffmann wünschte im Augenblicke nichts sehnlicher, als mit diesem Manne zu reden, und bat mich, ihm dazu zu verhelfen. — Gegen Ende der Tafel verfügte ich mich mit einer Flasche Wein und dem Freunde zu dem von mir gekannten Manne, ihm Hoffmann vorstellend. — Die Bekanntschaft war so bald als ein Gespräch angeknüpft, und ward mit großer Leichtigkeit, bald in deutscher, lateinischer, bald italienischer Sprache fortgeführt. Besonders interessirten Hoffmann einzelne Bruchstücke aus des frommen und klugen Paters Leben, wozu sein Aufenthalt in Rom gehörte.

Nachdem der Tisch vorüber, lud uns der Geistliche auf seine Zelle ein. Eine Flasche Wein ward mitgenommen, und mit hundert Fragen von Seiten Hoffmann's ward derselbe bestürmt.

Es entwickelte sich auch später, daß Pater Cyrillus Dichter sei. Er theilte einige — ziemlich mittelmäßige — deutsche Gedichte, dann aber eine Menge lateinischer Akrosticha und Chronosticha mit, was aber unsern Freund am wenigsten unterhielt, und wovon er ihn, durch mehrmaliges Anstoßen der Weingläser, abzubrin-

---

*) Theil II., S. 33.

gen suchte. — Als das Recitiren und Erklären aber gar nicht aufhören wollte, klappte er ohne Umstände dem Pater das große Meßbuch, in welchem die gesammelten Schätze blätterweis lagen, vor der Nase zu.

„Hochwürdiger!“ begann Hoffmann mit Pathos, „möchte es Ihnen doch gefallen, da wir in einer so höchst gemüthlichen, poetisch-exaltirten Stimmung uns befinden, einige Scenen aus Ihrem Klosterleben mitzutheilen, besonders uns Profanen aus diesem einige Geheimnisse zu erschließen, wovon wir nur dunkle Ahnungen und keine rechten Begriffe haben. Zum Beispiel: — —“ Hier stellte nun der Freund mehrere Fragen, die mir zum Theil entfallen, deren Beantwortung wiederzugeben anderntheils aber auch zu weit führen würde. — Gesagt sei nur, daß nach einem spätern Geständnisse des Freundes sogleich bei'm Eintritte in Cyrillus' Zelle ein eigenes Gefühl sich seiner bemächtigt und der Gedanke ihn augenblicklich erfüllt habe, das Geheimnißvolle der Klosterwelt recht lebendig in sich aufzunehmen, um es einmal bei irgend einer Gelegenheit durch den Druck wiederzugeben.

Nach beendigtem Gespräche, bei dem Hoffmann der aufmerksamste Zuhörer war, verließen wir erst nach eingetretener Dämmerung die Zelle, um alle Sehenswürdigkeiten des Klosters, z. B. Kirche, Gruft ꝛc., noch in Augenschein zu nehmen.

In der Gruft ward Hoffmann ganz besonders auf-

geregt. Ehrfurchtsvoll nahm er den Hut ab, eine große Blässe ward auf einmal auf seinem von Wein erhitzten Antlitze sichtbar, heilige Schauer schienen ihn bei den erklärenden Bemerkungen des Pater Cyrillus zu durchrieseln, wenn dieser sagte: „Hier ruhet in Gott der fromme Bruder ***, er war mein bester Freund, — kein Falsch wohnte in seinem Herzen rc.", und er endlich mit einem kräftigen, salbungsvollen Spruche, dem Entschlafenen das Kreuz machend, schloß. — —

Als der Geistliche uns aber die Stelle zeigte, wo einstens seine sterbliche Hülle schlummern würde, und er sich zu uns wendend sprach: „Vierundsiebzig Jahre seh' ich dem Begraben zu; — wie lange wird's noch währen? . . . Sie, junge Herren, erleben den Tag gewiß, wo es heißen wird: Pater Cyrillus hat vollendet, — ach! lassen Sie dann einen andern frommen Bruder zu meinem Grabe Ihren Führer sein, und schenken Sie meiner Asche und diesem frohen Tage zugleich eine Thräne des Andenkens! Versprechen Sie mir das." — Da packte es Hoffmann mit Allgewalt, stier und marmorartig wurden seine Züge, sein Haar schien sich zu sträuben, kein Wort war er fähig hervorzubringen, und mit der Hand nach oben zu winkend, entstürzte er mit raschen, aber unsichern Schritten aus der Gruft.

„Bemerken Sie den Heiligenschein, der mich umgibt? Das war ein merkwürdiger, bis zum physischen Weh merkwürdiger Tag, — in meinem Leben werde

ich ihn nicht vergessen!" sagte Hoffmann bei'm späten Hinausgehen aus dem Kloster, mit Pathos und höchstem Ernste.

Wohl eine Stunde die Straßen auf- und abwandernd, konnte er den Eindruck, der ihm wirklich physisch zugesetzt hatte, nicht überwinden, und er verfiel auf allerlei phantastisches Zeug, um dessen los zu werden.

Endlich ward beschlossen, auf die Redoute zu gehen, die aber eben so wenig vermochte, ihn anders zu stimmen.

Es war ein verkehrter Einfall von uns Beiden, diesen Ort der Zerstreuung gewählt zu haben; die Gemüther waren zu gespannt, die Contraste zu groß, es entstand zwar eine neue, aber noch unbehaglichere Zwitterstimmung, welche den ohnedies schon erhitzten Hoffmann verführte, um sich aus ihr loszuringen, durch Wein und Punsch sich so zu übertäuben, daß er zwar auch dieser überhoben ward, aber andern Tags durch einen fürchterlichen Katzenjammer in einer neuen unangenehmen Stimmung sich befand. Wie es mir erging, kann den Leser nicht interessiren.

VI.

Marcus. — Die Altenburg. — Maskenball: Hoffmann als Massetto.

Zu den Männern, welche einen großen Einfluß während Hoffmann's Aufenthalt in Bamberg ausübten, gehört jener Medicinaldirektor Marcus, den der Leser im vierten Abschnitte, dem Namen nach, kennen lernte.

Als ausgezeichneten Arzt und Schriftsteller nennt ihn das ganze wissenschaftliche Deutschland; seine Verdienste um Bamberg, besonders als Gründer des allgemeinen Krankenhauses, sowie um die socialen Verhältnisse der Stadt, leben noch in dankbarem Andenken der Bewohner fort. — Wer ihn im ganzen Umkreise seines segensreichen Wirkens noch nicht kennt, dem empfehlen wir seine Biographie *); hier kann nur von ihm so

---

*) Marcus nach seinem Leben und Wirken. Geschildert von seinen Neffen Dr. Speyer und Mark. Mit einer (sehr gehaltvollen) Vorrede von Prof. Klein. Bamberg, Kunz 1817. (Jetzt: Dresch.)

weit die Rede sein, als sein Leben mit unserm Helden in Berührung steht.

Marcus gehörte zu den Wenigen, die Hoffmann's Geist richtig aufzufassen und sein Thun und Treiben zu würdigen verstanden, daher es nicht fehlen konnte, daß eine freundschaftliche Verbindung zwischen Beiden sich bald ergab.

Marcus, angesehen und wie zu Hause in allen bedeutenden Familien der Stadt, wußte unserm Freunde, wo er es nur wünschte, Eingang zu verschaffen. Er mußte oft Kommentator und Vertheidiger seiner falsch verstandenen Aeußerungen und Handlungen werden, und übernahm dies Geschäft stets mit einem Eifer und einer Wärme, wofür ihm die Manen Hoffmann's Dank schulden.

Da Marcus damals Besitzer der nahegelegenen herrlichen Bergruine: die Altenburg, war, so lud er Hoffmann oft dahin ein, und schöne, daselbst verbrachte Tage und Abende sind Glanzpunkte in des Letzteren hier genossenem kurzem Freudenleben.

Aus Dankbarkeit hinterließ unser Freund dem Eigenthümer ein Andenken dadurch, daß er einen Thurm der Altenburg, der eine vorzüglich schöne Aussicht nach der Stadtseite zu gewährt, vollständig ausmalte und durch geschichtliche Fresken aus dem Leben des Grafen Adalbert von Babenberg, dessen Wohnsitz hier war, ausschmückte. Sie enthielten die Gefangennehmung Adalbert's, und

Hoffmann konterfeite sich selbst nebst mehreren Freunden auf das Treffendste mit ab unter dem Ritterpersonale. — Leider sind diese merkwürdigen Freskobilder nicht, wie Hitzig angibt *), noch wohlerhalten, sondern ein Raub der Zeit durch sorglose oder vielmehr keine Aufsicht geworden. Nach Marcus' Tode (1816) bekümmerte sich Niemand mehr darum, bis zwei Jahre später die Altenburg einem Vereine der Stadt anheimfiel, der, da keine Restauration mehr möglich war, den Thurm durch den nun auch verstorbenen Maler Ruprecht ummalen ließ.

In diesem Thurme wohnte und schlief unser Freund während eines Sommers vier Wochen lang, hier entstand der Entwurf zu den im Leipziger Meßkataloge angekündigten „Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers," die aber nicht erschienen und deren Bruchstücke später zu den „Kreislerianas" in den „Phantasiestücken" Veranlassung gaben und hiezu benutzt wurden.

In diesem Thurme verlebte Hoffmann glückliche Tage, theils allein, in Gesellschaft seiner Gattin, theils mit Marcus und mir. — Einst besuchte die Altenburg und diesen Thurm auch der sonst so gefeierte Romanschriftsteller Lafontaine. Hoffmann, der nie auf dessen Schriften etwas hielt und der Meinung war, daß

*) Theil II., Seite 36.

für jugendliche Gemüther sie ein ärgeres Gift seien, als so manche andere, für indecent verschrieene Bücher, führte ihn, in Begleitung von Marcus, überall herum. Auch durch Lafontaine's persönliches Erscheinen ward er nicht angesprochen, und die in ihm rege gewordene üble Laune sprach sich bei dem Nachhausegehen des Besuchenden dadurch aus, daß er ihm, als er am Fuße des Berges war, mittelst eines Sprachrohrs aus dem Thurme die Worte nachrief: „Wassermann! Wassermann!" — Lafontaine sah sich verwunderungsvoll um, ohne jedoch seinen Taufpathen wahrzunehmen.

Marcus sorgte nicht nur den Sommer hindurch für die geselligen Freuden unseres Hoffmann; auch während des Winters suchte er ihm diese zu bereiten. Ich übergehe die Abende, an welchen gelesen, getheet und gepunscht ward, und begnüge mich blos, einen dem Leser vor Augen zu führen, der, nach des Freundes Versicherung, als einer der vergnügtesten seines hiesigen Aufenthalts, ihm im Gedächtnisse blieb.

Die damaligen Redouten, obwohl lange noch nicht so weit herabgekommen, als die in gegenwärtiger Zeit, gehörten zu den eklen, schalen und oberflächlichen, wie Hoffmann sie nannte, besonders wenn die sogenannten Gebildeten sie durch ihre Arrangements zu erheben trachteten und wähnten, was Wunder sie gethan, wenn sie in ihrem Flitterstaate, in buntem, verfehltem

Kostüm und geschmacklos angeordneten Aufzügen erschienen.

Hoffmann skoptisirte oft darüber, und Marcus, der seine Meinung ganz theilte, gab ihm auf, einmal irgend etwas Gescheiteres zu erdenken; für die Ausführung wollte er dann das Seinige mitwirken.

Unser Freund faßte diesen Auftrag mit Liebe auf, und sein Vorschlag, einen großen, vollständigen Aufzug sämmtlicher Personen aus dem Don Juan im genauesten Kostüm auszuführen, ward von Marcus mit Beifall aufgenommen und thätig dadurch unterstützt, daß er sich alle nur mögliche Mühe gab, die dazu nöthigen Personen herbeizuschaffen.

Nicht leicht war diese Aufgabe, da, wie es leider noch bis heute der Fall, die Ausführung jedes künstlerischen Arrangements, wenn die Idee sich nur etwas über den flachen Boden erhebt, unendlich schwer fällt. — Für Marcus aber war es keine große Aufgabe, da man bei ihm Rücksichten nahm, die bei jedem Andern weggefallen wären, und sein Eifer für jede Sache, deren er sich unterzog, die scheinbaren Schwierigkeiten bekämpfte. Wollte es mit Wünschen und Bitten bei Diesem und Jenem nicht gehen, so ward das starke Geschütz seiner ärztlichen Kunst vorgefahren, die Drohung — und wenn sie auch nur scherzweise geschah — erlassen: seinen ärztlichen Beistand ferner zu entziehen, — und diese setzte Alles durch!

Auf solche Weise kam auch dieser Charakter=Maskenzug, wie späterhin auf öffentlicher Bühne die Aufführung von Schiller's „Tell" und „Wallenstein", durch Dilettanten besetzt, und zum Vortheile des Frauenvereins und verwundeter Krieger gegeben, zu Stande.

Die Aufgabe des Don=Juan=Aufzugs war nicht allein, im trocknen Auf= und Vorüberziehen sich zu produciren; sondern durch wirklich eingewebtes Handeln jeder Maske im Geist ihres Charakters sich den Abend hindurch zu bewegen.

Es wurde zu dem Ende förmlich Probe gehalten, und Marcus selbst nahm in der Maske des Anführers der Gerichtsdiener daran Theil. Ein längst der Erde entrissener junger Arzt, Dr. Ziegler, war Don Juan; Hoffmann, — Massetto; Referent dieses, — Leporello u. s. w. — Für Letzteren malte unser Freund ein höchst sinniges, ungeheuer langes Damenregister, fast aus lauter Portraits hiesiger Schönen und Nichtschönen bestehend, was beim Aufrollen durch den Saal zu großer Belustigung Veranlassung gab. — Die Kostüms waren nach den Kartons Hoffmann's eben so getreu, als glänzend verfertigt worden, und er selbst hat sich wohl in seinem Leben, äußerlicher Gestalt nach, nie vortheilhafter producirt.

Er war den ganzen Abend hindurch voll unerschöpflicher Laune und spielte seine Rolle in einem Geiste, wovon wohl die Bühnen=Massetto's keine Ahnung hat=

ten. — Durch seine unausgesetzte Beweglichkeit machte er dem korpulenten Leporello nicht wenig zu schaffen, der sich mit ihm bis zur Erschöpfung nicht nur tanzend herumdrehen, sondern fortwährend den etwas zu ernsten und nüchternen Don Juan encouragiren mußte, dem Massetto doch mehr Veranlassung zur Eifersucht zu geben, da Freund Juan die Zerline gar zu unberücksichtigt ließ.

Das Ganze ward von der überaus zahlreichen Versammlung sehr beifällig aufgenommen, und die aufgeführte Menuett mußte auf Verlangen wiederholt werden. — Bei'm zweiten Male tanzte Massetto, statt mit Leporello, mit einer hübsch kostümirten, ihn aber wenigstens sechs Köpfe überragenden bamberger Magd mit einer ungeheuren Barthaube. Diese Maske, wenn sie dies liest, wird heute noch mit Schrecken an ihren damaligen Massetto denken, der ihr durch eine Masse von Witzpfeilen, die er auf sie abschoß, und die sämmtlich stecken und unerwidert blieben, nicht wenig zusetzte.

VII.

Hoffmann als Universalerbe. — Entstehung der Undine. — Amadeus oder Wilhelm? — Hochzeitscene, wobei Einer stirbt.

In der Mitte des Jahres 1812 legte Holbein die Theaterdirektion nieder, und Hoffmann verlor dadurch seinen monatlichen Gehalt.

Zwar war er zu Ende des vorigen Jahres der Universalerbe eines ziemlich bemittelten Onkels geworden, doch zog sich die Auseinandersetzung der Erbschaft sehr in die Länge, und außer einem Wechsel von 500 Thalern, den er empfing, wollte nichts weiter erfolgen. Dieser Wechsel reichte aber nicht hin, sich seiner frühern Schulden zu entledigen, und Hoffmann fing auf's Neue an, in Verlegenheit zu gerathen. Obwohl er einem Freunde immer noch eine bedeutende Summe schuldete, that dieser doch fortwährend sein Möglichstes, und unbegreiflich ist mir bis zur Stunde das Notat, das Hitzig aus seinem Diarium mittheilt, wo es unter'm 25. November heißt: „den alten Rock verkauft, um nur essen zu können."

Nie sagte mir Hoffmann, der doch keine Angelegenheit dieser Art mir verschwieg, etwas davon, und die Sache ist mir um so unerklärbarer, als in demselben Jahre, laut zweier vor mir liegender Billets (das erste vom 23. März, das zweite ohne Datum — aber wenigstens drei bis vier Monate später —), Hoffmann über Geldmangel klagte, um Vorschuß bat und diesen, zufolge beider Billets, empfing. In letzterm heißt es wörtlich:

„Mio caro amico! . . . . . . zahlt nichts und wird den 15. wohl auch nicht zahlen, ich komme daher in den Fall, als reicher Universalerbe kein Geld zu haben. Sie boten mir in diesem Fall selbst gütigst einen Vorschuß an."

„Gern möcht' ich auch gleich jetzt manche kleine Einricht. Ausg. machen. — Können Sie mir . . . . . Fl. vorstrecken? Eine kleine Antwort, nur das Wort Ja oder Nein bitt' ich durch irgend Jemand von Ihren Leuten mir zuzuschicken, damit ich nicht im Ungewissen bleibe; — das Geschäft selbst, insofern es sein kann, morgen oder wann Sie wollen. Rechnen Sie übrigens meine Bitte dem unbegrenzten Zutrauen zu Ihrer Freundschaft, so wie Ihrer wiederholten Versicherung, mir in derlei intrikaten Fällen helfen zu wollen, zu."

Es ist mir hart angekommen, über diesen Gegenstand nur ein Wort zu sagen, und doch war ich der Wahrheit und mir zur Genugthuung diese Erklärung

schuldig, da ich mir bewußt bin, daß ich es mit dem Freunde wissentlich nie so weit kommen ließ, einen Rock verkaufen zu müssen, um essen zu können.

Genug davon und zu etwas Erfreulicherem.

* * *

Hoffmann beschäftigte während seines ganze Hierseins eine Idee, die er mir oft, und jedesmal, wenn äußere Widerwärtigkeiten ihn berührten, ungefähr wie folgt, mittheilte:

„Glauben Sie mir, Theuerster, es macht sich nicht eher mit mir, als bis ich etwas großes Musikalisches zu Tage gefördert. Zum Musiker bin ich nun einmal geboren, das habe ich von meiner frühesten Jugend an in mir gefühlt und mit mir herumgetragen. Nur der mir inwohnende Genius der Musik kann mich aus meinem Misère reißen, — es muß jetzt etwas geschehen, etwas Großes muß geschaffen werden, im Geiste der Bach, Händel, Mozart, Beethoven ꝛc.“ — „Aber womit beginnen?“ — das war der jedesmalige Schlußrefrain.

Der Freund hatte stets eine große Kirchenmusik im Kopfe; ich stimmte mit meinem von ihm geforderten Rath für eine große Oper und setzte ihm meine Gründe auseinander. Er befreundete sich nach und nach immer mehr mit diesem Vorschlage, und es entstand nun die zweite Frage: „wo einen Text hernehmen?“ — Daß

es ein ganz ausgezeichnet poetischer sein müsse, um ihn gehörig zu begeistern, darüber waren wir Beide einig; viele Monate hindurch war dieser Gedanke Gegenstand unserer Gespräche. — Es wurden Trauerspiele ausgezeichneter Dichter, die aber auf der Bühne kein Glück gemacht hatten, zu dem Ende hervorgesucht und gelesen. Hoffmann sagte aber von diesen Allen nichts zu. — Der alte treffliche Gozzi ward vorgenommen, — der Freund wollte dies und das darin finden; da aber seine Komposition zugleich beabsichtigte, schnell einen Eindruck auf die Gesammtmasse des Publikums hervorzubringen, so waren wir Beide einverstanden, daß der schon oft mißglückte Versuch, Gozzi auf das deutsche Theater zu verpflanzen, dem Komponisten ebenfalls mißglücken könne, und seine Arbeit sei dann vergebens gewesen.

Eines Abends ersuchte mich Hoffmann, ohne einen andern Zweck, als den der Unterhaltung im Sinne zu haben, ihm Fouqué's „Undine" vorzulesen. — Obgleich wir Beide sie schon kannten, so fuhr doch Jedem erst jetzt der Gedanke durch den Kopf, daß dies ein Operntext sein möchte, wie er vom Freunde gewünscht wurde. — Der Gedanke ward festgehalten, andern Tags die Lektüre nochmals begonnen, und fragmentarisch die Art der Bearbeitung und Scenenstellung besprochen.

Auf diese Weise beschäftigte uns die Undine wochenlang, es wurden ganze Scenen ausgearbeitet, Arien,

Duette, Terzette rc. gefertigt. — Da wir aber einsahen, daß diese Flickerei zu nichts führe, wurde beschlossen, Hoffmann möge zuvor den ganzen Plan zur Oper entwerfen, was auch in wenigen Tagen geschah.

Die Beurtheilung desselben ward bald vorgenommen, und der Freund theilte mein Bedenken, daß der dereinstigen Aufführung der Oper große Schwierigkeiten in Bezug auf Dekorationen, Maschinerie rc., besonders bei kleinern Bühnen, entgegenstehen würden, und daß es überhaupt schwer halten werde, wenn weder dem Texte, noch der Musik ein bekannter, bei'm Publikum akkreditirter Name an der Stirn stände, dem Stücke, auf einer großen Bühne, von wo aus der Impuls doch ausgehen müsse, Eingang zu verschaffen.

Hoffmann kam auf die Idee, hierüber die Meinung von seinem, durch Rath und That stets bewährt bewiesenen umsichtigen Freunde Hitzig in Berlin einzuholen. Er schrieb an ihn, und wir erfahren nun durch dessen Buch den weitern Verlauf der Sache. *)

Absichtlich habe ich die Entstehung dieser Oper umständlich beschrieben, da dieselbe der Aeußerung Hitzig's widerspricht, als sei der Gedanke dazu auf der Altenburg entstanden und gleichsam Werk eines Augenblickes gewesen.

Ich hätte selbst noch anführen sollen, daß Monate

---

*) Theil II, Seite 36 – 40.

lang der Plan: Undine zu komponiren, als aufgegeben zu betrachten war, und Hoffmann das 21 Bände starke Merian'sche „Theatrum Europaeum" durchstöberte, um vielleicht hier einen Opernplan, wie er ihn wünschte, zu finden. Genug wurde aus den Folianten zwar notirt, aber für andere Zwecke.

Hoffmann's Freude war unbeschreiblich, als er durch Hitzig die Nachricht empfing: Fouqué selbst habe sich entschlossen, den Operntext zu liefern. Brühwarm überbrachte er mir den Brief, und durch eine Menge Toaste auf die glückliche Vereinigung ward dem Dichter und Komponisten bei ächtem 83r Rüdesheimer gehuldigt.

„Nennen Sie mich einen Esel!" sprach Hoffmann zu mir, „wenn ich nicht etwas Großes liefere: es glüht und gährt in mir, und meinen Vornamen will ich zu Ehren bringen oder fürder Akten statt Noten schreiben. Das schwöre ich der heiligen Cäcilia, und Dir, unsterblicher Meister! Stoßen Sie an: Mozart soll leben!"

Hier ist nun der Ort, dem Leser zu erklären, was es mit jenem Vornamen für eine Bewandniß hatte.

Hoffmann unterzeichnete sich bei seinen Unterschriften stets: „Ernst Theodor Amadeus," statt: „Ernst Theodor Wilhelm". Hitzig bemerkt in dessen Biographie darüber Folgendes: *)

---

*) Theil I, S. 1.

„Wilhelm hieß er, und nicht Amadeus. Auf die Frage eines Freundes, wie auf dem Titel seiner Werke, das A an die Stelle des W getreten, und ob er nicht wieder tauschen wolle," erwiederte er: „„es ist ein Schreibfehler auf einem der ersten Manuscripte, und da ich einmal mit dem A koursire, und die Münze gangbar ist, so mag ich es nicht ändern. Eine beliebte Münze prägt man mit der alten Jahrzahl immer wieder aus, auch mit den alten Fehlern.""

Hoffmann hat mir aber eine ganz andere Erörterung darüber gegeben.

Gleich im ersten Jahre unserer Bekanntschaft fiel es mir auf, daß, wenn ich zufälliger Weise Couverte oder Unterschriften aus früherer Zeit von ihm las, ich, statt des Amadeus, den Namen: Wilhelm fand. Ich befragte ihn ganz unbefangen darüber, er wich mir aber aus. — Ich wollte, den Namenwechsel bei seiner augenblicklichen Verlegenheit ahnend, sein Zartgefühl nicht beleidigen und drang nicht weiter in ihn, um so weniger, als er mehrmals die Elogen, die ich ihm über die schon bei seiner Geburt durch seinen Vornamen angedeuteten Ansprüche der Welt, mit Hinweisung auf Mozart, machte, freundlich und willig annahm.

Etwa ein Jahr darauf, als die Kollision beider Namen sich bei dieser und jener Gelegenheit häufte, gestand er in fröhlicher Laune mir von freien Stücken, daß er aus unbegrenzter Liebe zu jenem großen Meister, dem

er Zeit seines Lebens nachzustreben sich bemühe, sich auch dessen Vornamen beigelegt. Es sei weniger Eitelkeit, die ihn dazu vermocht, als vielmehr eine gewisse Pönitenz, die er sich habe auflegen wollen, seinem Ideale auf das Ernstlichste nachzustreben, und in diesem Namen habe er eine ihn stets bindende und fesselnde Kraft zu erblicken geglaubt.

So entschuldigte sich Hoffmann; ich aber darf wohl, ohne lieblos zu erscheinen, das Gedächtniß des Lesers auf den dritten Abschnitt zurückführen, in welchem ich als Grundlage von Hoffmann's Charakter „Egoismus und Eitelkeit" nannte.

Mir erscheint übrigens diese Eitelkeit als die verzeihlichste, da sie aus dem robusten Gefühl seines innern Werthes entspringt, und Dichter und Künstler diesen Funken wohl nähren und sich für ihre Werke damit begeistern dürfen.

Wer tadelt Correggio's Selbstgefühl bei seinem Ausruf: „Auch ich bin ein Maler!" — Wer verdammt den edeln, großen, einfachen, leider immer noch nicht genug gekannten, verewigten Dichter Wetzel, der die personificirte Bescheidenheit war, wenn er, als ihm die Idee zu seiner „Jeanne d' Arc" aufging, zu mir sagte: „Ein innerer Gott spricht aus mir, wenn ich Dich versichere, daß das Poesie wird, was ich schreibe, oder es gibt keine mehr; und wenn auch von den Zeitgenossen mein Stück nicht gleich gewürdigt werden mag, da

das Schiller'sche in ihnen lebt, so wird die Nachwelt es neben jenem um so sicherer bewahren." — Welches leidenschaftlose Dichtergemüth wird Platen's frühern jugendlichen Uebermuth verhöhnen, der sich bei Ueberlieferung seiner ersten dichterischen Erzeugnisse aussprach, und geschah es, wer wird nicht verstummen, nachdem er seine „Abassiden", besonders aber den Prolog dazu, gelesen.

Diese Beispiele sind wohl hinlänglich, um die Ausbrüche innern Selbstgefühls auch bei unserm Freunde verzeihlich zu finden, besonders, da sie im Verlauf seiner musikalischen Leistungen sich so sehr rechtfertigen und die strengste Kritik über seine „Undine" sich höchst vortheilhaft aussprach. — Wenn Karl Maria von Weber diese Oper eine der geistreichsten nennt, die die neuere Zeit geboren *), da die Auber's, Bellini's, Donizetti's, u. s. w. nicht aufgetaucht waren, so kann man den versteckten Poeten in ihm keiner Lüge zeihen.

* * *

In jene freudenreiche Zeit, wo unser Freund sich mit der Komposition der Undine beschäftigte, verwebt sich auch die Feier eines merkwürdigen Hochzeitfestes, der Hoffmann mit Marcus, mir und andern Freunden bei=

---

*) S. Hitzig's Werk über Hoffmann, Theil II, Seite 878.

wohnte, und die durch das tragische Ereigniß, daß während derselben Einer starb, ihm stets im Gedächtniß blieb, wovon seine spätern Briefe an mich Zeugniß geben.

Die Kellnerin des Gasthauses zur Rose, des wohlbekannten, von Hoffmann ausschließlich besuchten, feierte ihr Hochzeitmahl in diesem Lokale. Nach beendigtem Souper, bei welchem der Freund, wie Alle überaus vergnügt waren, ward bei dampfender Punschbowle zum Tanze geschritten.

Kurz vor demselben, es mochte gegen 12 Uhr sein, bemächtigte sich meiner ein unbehagliches Gefühl, das sich von Minute zu Minute und endlich zu einer unbeschreiblichen Angst steigerte. — Hoffmann spöttelte darüber, nannte mich einen Hypochonder, Störer seiner guten Laune u. s. f. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, nach Hause zu gehen, und fand während des Ganges mich schon viel beruhigter.

Ich schlief ruhig ein und fort bis früh halb 6 Uhr, als ich durch leises Klopfen an der Thür geweckt wurde. Hoffmann trat auf mein Hereinrufen, mit einem Glase Cognac in der einen, und einem Bogen Papier in der andern Hand, an mein Bett, so beginnend:

„Guten Morgen, Gespensterseher. Wie geht's?"

Gut. Und Ihnen?

„O, flott, obenauf; aber sterben müssen wir Alle!" (Hier lachte er laut auf.)

Was ist Ihnen denn?

„Sehen Sie, ein kleiner Schnörkel hat sich diese Nacht zugetragen, wovon Dieselben einen kleinen Vorgeruch zu haben beliebten. Ich komme recta vom Galgen, — der Rose, wollt' ich sagen! Dieser Mann da (auf das Papier zeigend) ist ein schöner Engel geworden! Auch die Todten sollen leben!" (trinkt.)

Erklären Sie sich doch, sagte ich ängstlich.

„Nun sehen Sie, Theuerster, kaum waren Sie zur Thür hinaus, so fordert X.. (der Name des Gemeinten ist mir entfallen) die Braut zum Tanze auf, dreht sich ein paar Mal mit ihr herum, stülpt um und ist mausetodt! Sehen Sie (wieder das Papier mir vorhaltend, auf welchem er die Scene, mit Bleistift gezeichnet, entworfen), da steht er noch fest, Brill' auf der Nas'!"

So beschrieb Hoffmann mit heiterster Laune einen Vorfall, der ein Schrecken aller Anwesenden war.

Der vom Schlage Getroffene war ein bei hiesigem königl. Siegelamte Angestellter, hatte sich vor dem Souper durch starkes Laufen von dem Lustorte Bug herein echauffirt, schnell und stark darauf gegessen und getrunken, und fiel so als Opfer einer Wette, die er mit einem Andern gemacht, der Erste an der Tafel zu sein, die er zwar gewann, aber leider mit dem Leben büßte.

Auf meine, Hoffmann bezeugte Verwunderung, wie er darüber so scherzen könne, erwiederte er:

„Warum nicht? Ist der prosaische Kerl wohl eines Mitleids werth? Starb er, der so durchaus gar kein Verdienst hatte, als daß er erklecklich viel siegelte, nicht wenigstens in seinem Berufe, indem er die Wahrheit auf's Neue besiegelte: daß man dergleichen dumme Wetten unterwegs lassen soll? So bleibt er uns stets als warnendes Beispiel im Gedächtniß, während, wäre er auf dem Bette gestorben, kein Hahn mehr nach ihm gekräht hätte. — Stehen Sie auf, Bester, ziehen Sie sich an, wir wollen ihn besuchen, — er liegt in meiner ehemaligen Malerkammer unter dem Garderobezimmer, — darauf frühstücken und dann eine Promenade machen, denn mir ist doch etwas flau und katzenjämmerlich zu Muthe!"

Ich that, wie er geheißen; wir besuchten den Verstorbenen, zwar Jeder anfänglich mit andern Gefühlen, doch vereinigten sich dieselben, nachdem wir uns darüber verständigt, zu einem, nämlich dem: der aufrichtigsten Theilnahme an seinem Schicksale sowohl, als an dem der Braut, der diese verhängnißvolle Nacht ein verhängnißvolles Leben zu verkünden schien, was aber bis heute, nach 23 Jahren, sich nicht bewahrheitete.

Man würde unsern Freund wieder falsch beurtheilen, wenn man nach seiner Erzählung auf seine Gleichgültigkeit und Untheilnahme am Vorfalle schließen wollte.

Er mochte im Augenblick nicht wenig davon frappirt sein, liebte es aber nicht, sich unangenehmen Gefühlen hinzugeben, suchte sich im Gegentheil möglichst hinaufzuschrauben, und glaubte auch vielleicht durch seine komische Erzählungsweise mich weniger zu tangiren.

Verkennen wird der aufmerksame Leser aber nicht, daß mein Schluß des dritten Abschnitts in Bezug auf Hoffmann:

„Haß Allem, was auf mich im Leben störend einwirkt!“

ihm auch bei dieser Scene zur lebendigsten Anschauung gekommen sein wird und mit vollem Rechte auch diesen siebenten Abschnitt schließen darf.

VIII.

Julia. — Verlobungsscene, wobei Einer stürzt. —

Es ist nun wohl an der Zeit, jenen Gegenstand von Hoffmann's Anbetung dem Leser vor Augen zu führen, der, wie im dritten Abschnitte bemerkt wurde, ihn als Lebensprinzip während seines bamberger Aufenthalts nährte, leitete, stärkte, ergötzte, erschütterte, und endlich zu Boden warf.

Es war dies Julie M..., ein Mädchen von sechzehn Jahren, als er sie kennen lernte, blühend und mit einer natürlichen, kräftigen Bruststimme ausgerüstet. Sie ward Hoffmann's Schülerin.

Ihre Mutter, gegenwärtig mit ihrer zweiten verheiratheten Tochter in Petersburg lebend, erkannte bald Julia's Talent und sah bei ihrer routinirten Weltbildung wohl ein, wie ersprießlich der Gesangunterricht unsers Freundes ihren beiden Töchtern werden könne.

Bei Hoffmann's vielseitigen Kenntnissen, seiner Laune, seinem Witze konnte es nicht fehlen, daß aus dem Hauslehrer bald ein Hausfreund ward.

Derselbe konnte nicht nur musiciren, er konnte zeichnen, malen, trefflich erzählen, französisch und italiänisch parliren ꝛc. — was Wunder, daß ein solcher Tausendkünstler, der in Soiréen, die Madame öfters zu geben pflegte, herrlich zu gebrauchen war und sehr bald sich Eingang zu verschaffen wußte.

Der Musikunterricht ward von Seiten des Freundes mit höchstem Eifer täglich in diesem Hause geübt, und seine Schülerinnen belohnten ihn dafür durch strengste Aufmerksamkeit, volles Zutrauen und schnelle Fortschritte.

Julia ward aber bald sein Liebling; auf sie verwandte er seinen ganzen Fleiß, sie ward sofort, ohne daß sie anfänglich etwas davon ahnte, der Gegenstand seiner Bewunderung, seiner Liebe.

Sie sehen, und, war er nicht bei ihr, von ihr sprechen war seine größte Seligkeit, wie ich im dritten Kapitel bereits dem Leser berichtet.

Diesem schwebt aber höchst wahrscheinlich die Frage auf der Zunge: „war denn diese Angebetete ein so überirdisches Geschöpf, daß sie einem in der Welt versuchten, erfahrenen Manne wie Hoffmann, mit seiner Persönlichkeit, den Kopf so völlig verrücken konnte?"

Die Beantwortung dieser Frage fällt mir sehr schwer, theils weil ich fürchten muß, viele seiner Verehrer aus ihrem Traumhimmel zu reißen, und theils weil ich dadurch den das Haupt unsers Freundes umleuchtenden

Nimbus verjage und ihm dafür einen recht schönen feinen Filzhut nach neuester Façon aufsetzen muß. Der dem Leser versprochenen Wahrheit bin ich aber diese Opfer schuldig.

Fräulein Julia war ein recht hübsches, blühendes, liebenswürdiges Mädchen, wie wir deren übrigens in Residenz- wie in Provinzialstädten wohl öfters finden. Ja, der nüchterne anatomirende Verstand würde sogar gefunden haben, was unser Freund nicht fand, daß jene etwas über die Gebühr gefüllten und gerötheten Wangen eher den Pinsel der niederländischen, als der italiänischen Schule beschäftigen könnten, und daß das Embonpoint des Körpers ebenfalls eher in den Gemälden eines Rubens als eines Raphael anzutreffen sei.

Was ihre intellektuelle und sittliche Bildung betrifft, so muß bekannt werden, daß sie allerdings einen recht natürlichen Verstand, ein wahrhaft kindliches Gemüth besaß, das unbedingt ihrem Lehrer, als solchem, ergeben war, keinesweges aber den poetischen Funken in sich bewahrte, den Hoffmann so oft der Welt verkündete, den er zwar leuchten sieht, der aber nur der Widerschein seines eignen ist.

Hoffmann's Phantasie, die eben so geneigt war, das Sinnliche wie das Geistige stets zu potenziren, schuf sich ein Ideal aus dem vorhandenen Stoffe, das in seiner Phantasie lebte, bis zu seinem Tode wirkte und, zeugend, gleiche Kinder schuf.

Seine Liebe zu Julien kann man einen fixen Wahnsinn nennen, da sie nicht durch das geringste Entgegenkommen von Seite der Geliebten erwiedert, ja, in späterer Zeit vielleicht bemitleidet ward. Profanen mußte sie ein Gegenstand des Spottes werden, wenn sie sich beide Liebende gegenüber dachten, Hoffmann's Freunden aber, die fähig waren, ihn ganz zu durchschauen, ein Gegenstand des Aergers und Bedauerns, wenn sie die Blößen oft wahrnahmen, die er zeigte, und welche nicht das reine Bild platonischer Liebe erblicken ließen.

Eine tüchtige Portion Sinnlichkeit hatte im Hause seiner Phantasie Platz genommen, wie er dies dem scharfsinnigen Leser seiner Schriften nur zu oft verräth, namentlich im „Hunde Berganza" bei mehrern Stellen, besonders bei Beschreibung der famosen Hochzeitsnacht. *)

Meine Vorstellungen gegen dies sich mir nicht selten kundgebende Gefühl fruchteten nicht nur nichts, sondern erbitterten den Freund, da der Verrath ihn bald darauf schmerzte, und er zu dem Bekenntniß seiner Schwäche nie gelangen konnte noch mochte.

Er blieb sich gern selbst ein Räthsel, vor dessen Auflösung er sich stets fürchtete, und auch von mir verlangte er, daß ich es als eine heilige, unauflösbare Hieroglyphe betrachten möchte. — Ich ließ ihn daher

*) S. Phantasiestücke, 2te Aufl. 1. Band, S. 241—243

in seinem schönen Wahn, da ich einsah, daß ein plötzliches Zerreißen des geheimnißvollen Vorhangs ihn nur auf das Schmerzlichste verwunden würde, ohne je eine Heilung vorauszusehen.

Wäre es übrigens geschehen, und es mir möglich gewesen, ihm das nackte Bild seines Zustandes vor Augen zu stellen: — ich bin überzeugt, die Welt wäre um eine Menge seiner Phantasiestücke ärmer!

Ein Paar Jahre vergingen unserm Freunde in süßer Qual, bis eine Katastrophe eintrat, die ihn bis in das tiefste Innerste erschütterte und ihm den vollen Wermuthsbecher reichte.

Ein junger, reicher Kaufmann, G..... aus Hamburg, lernte Julia kennen, verliebte sich und warb um ihre Hand. Der Mensch war, trotz seiner Jugend, das Bild eines Greises, ein ausgemergeltes Menschenmodell, die Male fleischlicher Begierden lagen auf Stirn, Augen und Wangen, und die Imbezillität seines Geistes leuchtete aus jedem gesprochenen Worte. — Hoffmann beschreibt ihn im Berganza selbst treffend genug und ohne Uebertreibung*), so daß sich der Leser mit diesem Bilde begnügen kann.

Diese Mumie sollte nun dem frischen Lebensbaum angeschlossen werden, und der Teufel in der Gestalt des Erdgeistes feierte auch hier einen seiner vielen Triumphe.

---

*) Phantasiestücke. 1. Band, S. 235—236.

Madame, deren Vermögensumstände, wie Hoffmann versichert*), die Verbindung mit dem jungen Fat wünschenswerth machte — die Zuflüsterungen von Seiten klügelnder Verwandten, brachten es dahin, daß die blühende Tochter dem Mammon als Opfer anheimfiel.

Die Verlobung ward begangen und vier Tage darauf Hoffmann mit mir und einigen Verwandten zu einer Nachfeier nach Pommersfelden, vier Stunden von Bamberg, eingeladen.

Am Abende dieses Tages schreibt Hoffmann in sein Diarium:

„Mit den Verlobten. Die Stimmung ist in ein decrescendo übergegangen, und ich sehe ein, daß ein großes Phantasma mich täuschte**)."

Wie dies decrescendo erzeugt und das Phantasma vor unsers Freundes Augen trat, soll dem Leser in Folgendem gesagt werden:

Pommersfelden, das Besitzthum des kunstliebenden Grafen von Schönborn, bewahrt bekanntermaßen einen wahren Kunstschatz in seiner trefflichen, großen Gemäldegalerie, die in vielen einzelnen Gemälden mit den Galerien zu Dresden und München wetteifert. Kunstkenner, die diese Galerien, besucht und genau kennen,

*) Phantasiestücke. 1. Band, S. 237.

**) S. Hitzig's Biographie Hoffmann's. 2. Theil. S. 45.

sind darüber einig, daß die fragliche des Sehenswerthen noch genug darbietet.

Die Sammlung ward also auch von den Verlobten und ihren Gästen am Vormittag in Augenschein genommen und bewundert; nur dem Herrn Bräutigam erging es wie dem Stier vor dem neuen Thore.

Die von ihm ersehnte Stunde, die zum Dîner rief, erschien, und an der Tafel war der Mann in seinem Elemente.

Unsinnige Urtheile über Kunst überhaupt, und über die gesehenen Kunstgegenstände, wurden zu meinem Erstaunen von dem sehr timide gestimmten Freunde angehört, verschluckt, zum Theil aber auch selbst bescheiden berichtigt, eingedenk des Sprichworts, das mit den Wölfen zu heulen befiehlt. — Den Flaschen wurde tüchtig zugesprochen, Toaste auf das Wohl der Verlobten ausgebracht, denen Hoffmann mit seinem Glase zwar Bescheid that, jedoch mit höchst bezüglichen und anzüglichen Blicken auf Braut und Bräutigam, der dem mitgenommenen Flaschenkeller nächst Hoffmann und mir gewaltige Bresche versetzte.

Die Gesichter des Bräutigams und Nebenbuhlers fingen an zu glühen; diverse verzwickte Reden von Seiten des letztern, und ziemlich indecente Späße des erstern mochten die Frau Mama, sogleich nach eingenommenem Desert, wohl zu dem Vorschlage veranlaßt haben, einen Gang in den Garten zu versuchen.

Mit sichtbarer Anstrengung erhob sich der Bräutigam von seinem Sitze, der Braut den Arm bietend. Hoffmann und ich schlenderten hinter dem Brautpaar her, die übrige Gesellschaft folgte gruppenweise.

Kaum im Hofe vor dem Schlosse angekommen, bemerkten wir, daß der Herr Bräutigam gewaltige Winkel, bald rechts, bald links, ausmaß, und die Braut kaum im Stande war, ihn zu halten. Ein derber Ruck geschah, der die arme Julia niederzureißen drohte: — Hoffmann sprang, sie zu halten, hinzu, ich auf die Seite des Sinkenden; allein zu spät, — der Sturz war geschehen, und der Ehekandidat lag, alle Viere von sich streckend, auf dem Erdboden.

Julia erblaßte, rang die Hände, die Gesellschaft versammelte sich im Kreise um den Gestürzten, Hoffmann glühte vor Zorn, und sich gegen mich wendend, entfuhren ihm die mit lauter Stimme gesprochenen Worte: „Sehen Sie, da liegt der Sch—hund! Wir haben doch auch getrunken, wie er, uns passirt so etwas nicht! Das kann nur so einem gemeinen, prosaischen Kerl passiren!"

Alles erschrak bei diesen, mehr schreiend als redend ausgestoßenen Worten. Julia warf Hoffmann Blicke der Verachtung zu, der Mutter entfuhren heftige Vorwürfe. Das Phantasma, das ihn bisher getäuscht, glaubte er als ein Geständniß in Julia's Blicken und Geberden zu lesen; das decrescendo seines Liebelebens

fuhr als Blitz aus heiterer Luft in sein Inneres. Er stand einen Augenblick wie niedergeschmettert, dann erhob er sich aber und entfernte sich mit schnellen, festen Schritten.

Der Gestürzte wurde in ein Bett gebracht, — die Gesellschaft zerstreute sich, und mißvergnügt fuhr Jeder, wie er mochte, ohne sich um den Andern zu bekümmern, nach Hause.

Hoffmann betrat Julia's Haus seit dieser Scene nie wieder.

Vier Monate darauf war Hochzeit. Julia folgte ihrem Gatten nach Hamburg. Die Ehe war eine höchst unglückliche. Nach dem Tode des reichen Kaufmanns gab Julia zum zweiten Male einem ditto reichen Manne die Hand.

Die Glossen zum Texte mache der Leser.

IX.

Der Hund Pollux und der Hund Berganza.

Des andern Tages in der Frühe, nach jenem Auftritte, kam Hoffmann zu mir, reichte mir die Hand und deklamirte aus „Wallenstein“ mit Pathos:

„Es ist entschieden, nun ist's gut, — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell,
Nacht muß es sein, wo Kreisler's Sterne strahlen!“

Nach einem tief ausgeholten Seufzer sagte er:

„Ja, — nun ist's gut! — das war ein teuflischer Tag! — Verfluchtes, gemeines Volk! — O hätt' ich Bamberg nie gesehen! — O Julia! Julia! Warum mir dieser Blick! — Spiegelfechterei der Hölle, sie wird sein Weib!“ — — u. s. w.

Auf meine Vorstellungen, sich zu beruhigen, in sich zu gehen und zu bekennen, daß der Augenblick ihn überrascht habe, sagte er:

„Und wenn auch überrascht! Habe ich Unwahrheit gesprochen? Hörten Sie Madames verrätherische Worte über Undank? — Mir das! Wem gebührt Dank,

mir oder ihr?!" — und nun definirte er, was Dank oder Undank sei, fast ganz mit denselben Ausdrücken, wie er sie im „Berganza" wiedergegeben *); dann fuhr er weiter fort:

„Ich werde Ihnen ein vortreffliches Buch schreiben, ein ganz vortreffliches, — die Welt wird erstaunen und damit zufrieden sein!" —

Hoffmann intendirte nämlich schon lange vor jenem Vorfalle, Reminiscenzen aus seinem bamberger Leben niederzuschreiben, und, sobald er die Stadt verlassen, sie herauszugeben.

Bruchstücke, wie sie ihm einfielen, wurden zu Papiere gebracht, und der Auftritt in Pommersfelden, nun zunächst Gegenstand seiner Beschäftigung. — Aber über die Art, wie er die sämmtlichen Fragmente aneinanderreihen, einkleiden und zu einem Ganzen verbinden sollte, konnte er nicht einig werden.

Eine Aventüre mit dem Hunde Pollux reichte ihm auf einmal den Schlüssel.

Madame Kauer, die Besitzerin des Gasthauses zur Rose, besaß einen großen Haushund: Pollux genannt, ergraut vor Alter, oder, wie Hoffmann meinte, vor bittern, gemachten Erfahrungen während seiner Lebenszeit. „Er schaute mit überaus klugen Augen," — wie derselbe ebenfalls ihn schilderte, — „in die Welt

*) Phantasiestücke. 1. Band, Seite 202.

hinein, verachtete sein ganzes Geschlecht, indem er sich nie mit demselben einließ, hielt sich vorzüglich zu gebildeten Menschen," und ward deshalb auch Hoffmann's Freund.

Dieser hatte ihn überaus lieb, richtete viertelstundenlange Monologe an ihn, gab ihm die leckersten Bissen und nahm ihn, wo es geschehen konnte, überall mit. — Der Hund gewöhnte sich so sehr an ihn, daß er fast mehr in Hoffmann's Wohnung, als in der seiner Herrin, die gerade der seinigen gegenüber lag, zubrachte. — War unser Freund nicht zu Hause, oder dessen Thür verschlossen, so setzte er sich mitten auf den Theaterplatz und schaute stundenlang und unverwandt nach dessen Dachstübchen hinauf, bis er entweder eingelassen ward oder der Protektor herabkam, ihn zu einem Spaziergange mitzunehmen. Das geschah fast täglich, wenn Hoffmann seinen gewöhnlichen Gang nach Bug antrat.

Eines Tages — so berichtete mir der Freund am andern — vermißte er, als er mitten im Parke, der nach Bug führt, sich befand, den treuen Hund, der ihm auch unaufgefordert stets zu folgen pflegte. Er hoffte, was öfters geschah, daß er ihm nachlaufen werde; allein vergebens. Hoffmann war den ganzen Tag über mißvergnügt und verließ eben so Abends, nach Aufgang des Mondes, den Ort, in sich gekehrt, langsam durch den Park wandelnd. — Er war schon ein paar

Schritte vor dem Standbilde des heiligen Nepomuk vorüber, als er mehrmals hinter sich stöhnen und winseln hörte. Hinzutretend fand er seinen Pollux zusammengekrümmt am Fuße der Statue. Er glaubte wirklich, der Hund würde verscheiden; doch gelang es ihm nach und nach durch Liebkosungen, daß Pollux alle seine Kräfte zusammennahm und ihm bis zu seiner Herrin folgte.

Andern Tages besuchte mich Hoffmann, mir zu verkünden, daß er nun endlich Form und Einkleidung der Scenen aus seinem bamberger Leben gefunden habe und nun gleich morgen rasch an's Werk gehen wolle.

Er erinnerte sich bei diesem Hundeabenteuer des Gesprächs der beiden Hunde Scipio und Berganza in Cervantes' Erzählungen. Schnell wurden dieselben noch einmal gelesen, und beschlossen, auf diese Weise seine Bruchstücke dialogisirend zu bearbeiten.

In wenigen Wochen war die ganze Arbeit vollendet, und es war beschlossen, sie im Verlage von Kunz herauszugeben.

Am 18. März 1813 ward ein Vertrag von Hoffmann und Kunz darüber aufgesetzt, der seiner Originalität wegen nicht für unwürdig befunden ward, in den Brockhaus'schen „Blättern für literarische Unterhaltung" abgedruckt zu werden, aus welchen ihn Hitzig in dem Hoffmann'schen Lebensabriß wieder aufgenommen hat*).

*) Theil II, Seite 27 und 28.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Hoffmann theilte mir bald sein Manuskript zur Durchsicht und zu etwaigen Bemerkungen mit. Wie erstaunte ich aber, als ich fand, daß er noch Pfeffer auf das Salz gestreut, d. h. die auf Bamberg und seine Bewohner bezüglichen Stellen doppelt gewürzt hatte. Ich erklärte ihm, daß es nicht möglich sei, bei meiner Stellung zum Publikum und zu Freunden, das Manuskript so abdrucken zu lassen, daß das von mir Gestrichene ganz wegbleiben, und das auf andere Weise Bezeichnete gemildert werden müßte. Er war darüber sehr unzufrieden, da die Zahl solcher Stellen ziemlich bedeutend war, auch sich das Manuskript um mehrere Bogen dadurch verminderte.

„Wollen wir lieber das Ganze streichen!" sagte er. „Meinethalben," erwiederte ich, obwohl es mir damit eben so wenig Ernst als ihm war.

Nach einigen Tagen übersandte er mir mit einem Billet den revidirten Berganza, mit der Bemerkung, daß er nun auf das Bestimmteste erkläre, keine Zeile mehr zu ändern, wozu er sich aber späterhin doch geneigt finden mußte.

Der von mir aufbewahrte ursprüngliche „Berganza" sieht demnach ganz anders aus, als der abgedruckte, und es wäre allerdings von Interesse, das Manuskript dem Leser in seiner ersten Gestalt mitzutheilen.

Doch möge dieß immer noch, des lieben Friedens wegen, unausgeführt bleiben. Damit der geneigte Leser

einen ungefähren Begriff vom unverkürzten Berganza erhalte, stehe hier eine Stelle des Ganzen, die derselbe mit dem gedruckten Buche, nach der zweiten Auflage von Seite 190 bis 225, gefälligst vergleichen wolle.

„„Berganza. Hätt' ich denn mit meinem treuen Gemüth für alles Gute und Wahre, mit meiner tiefen Verachtung alles Oberflächlichen, allem Heiligen entarteten Weltsinnes, der die Menschen jetzt mehrentheils befängt, all die köstlichen Erfahrungen, einen Schatz sogenannter Lebensphilosophie, sammeln können, träte ich auf in stattlicher Menschengestalt? — Dank Dir Teufel! der du das Hexenöl unwirksam auf meinem Rücken braten ließest! Nun liege ich unbeachtet als Hund unter dem Ofen, und Eure innerste Natur, Ihr Menschlein, die Ihr ohne Scham und Scheu vor mir entblößt, durchschaue ich mit dem Hohn, mit dem tiefsten Spott, den Eure ekle leere Aufgedunsenheit verdient. — Du willst etwas sagen? — Schweige diesesmal und höre weiter. — Cäcilia wurde von der Mutter und von all' den wunderlichen Gesichtern, die in das Haus kamen, mit vollen Backen gelobt und gepriesen; die Mutter sprach vorzüglich von dem ganz eignen Wesen, von dem tiefen Kunstgefühl und behandelte sie feierlich, wie die zur Kunst geweihte. Die ganze Tendenz von Cäciliens Unterricht und ihrer Beschäftigung ging darauf hin, sie zur Künstlerin, wie es nur eine geben kann, zu bilden. Das gefiel mir gar wohl, denn ich

merkte ja deutlich, wie in Cäciliens kindlichem, herrlichem Gemüthe die Kunst den heiligen Funken entzündet hatte, und ich dachte lebhaft an jene schönere Zeit, wo die Berufenen aus dem gemeinen Leben und seinen niederdrückenden Umgebungen hinaustraten in den höhern Lichtkreis, den die Natur ihnen angewiesen hatte.

Die Mutter gewann ich schon deshalb lieb, weil, wenn manche Aeußerungen über Kunst und Künstlerleben mich oft auch eiskalt anwehten, doch dies Anerkennen und Hegen und Pflegen des wahren Kunsttriebes mir schon der höchsten Achtung werth schien So wie Du es dir denken kannst, mein Freund, befand ich mich ganz wohl im Hause, und da die Mutter einen gewissen Hang zum Sonderbaren nicht unterdrücken konnte, sei es auch nur der Ostentation wegen, so wurde ich nebenher auch von ihr mit mancher freundschaftlichen Aeußerung des Wohlwollens beehrt.

Um so auffallender war es mir daher, als einmal Cäcilia, die Abends wunderschön, so recht aus dem Herzen gesungen hatte, weinend in ihr Zimmer trat. Ich sprang ihr entgegen, da faßte sie mich mit beiden Händen beim Kopfe, und indem sie mich mit ihrem hellen, freundlichen Auge, in dem noch eine Thräne glänzte, anblickte, sagte sie: „Ach, ach! — sie verstehen mich nicht — Keiner — die Mutter auch nicht! — Darf ich denn mit dir reden, du guter Hund, recht so wie ich's meine im Herzen? Ach! ich kann es ja doch nicht aussprechen —

und könnt' ich es auch, du würdest mir ja doch nicht antworten; aber auch nicht wehe thun.

Ich. Das Mädchen wird mir immer interessanter.

Berganza. Gott der Herr, dem ich meine Seele empfehle, an der der Verruchte keinen Theil haben soll, ungeachtet ich ihm wahrscheinlich den Noble venetien verdanke, indem ich mich schon so lange auf der großen Weltmaskerade umhertreibe — ja! Gott der Herr hat die Menschen gar mannichfaltig geschaffen. Die unendliche Varietät der Doggen, Spitze, Bologneser, Pudel, Möpse ist gar nichts gegen die spitzen, stumpfen und aufgeworfenen, gebogenen Nasen, gegen die zahllosen Variationen der Kinne, der Augen, der Stirnmuskeln, und denn nun die unterschiedlichen Sinnesarten und Ansichten und Meinungen — es ist doch recht lustig auf der Welt! —

Meine Dame versammelte zuweilen literarisch-poetisch-künstlerische Zirkel, und da konnt' ich recht sehen, wie sich das Volk in allerlei ergötzlichen, burlesken Sprüngen der wildgewordenen Prosa durch einander trieb. Die traurigste Rolle spielte ein alter Mann, dem sie, da er von vornehmen Eltern geboren, und etwas mit dem Crayon kritzeln und auf der Violine schaben konnte, in jüngern Jahren eingebildet hatten: er verstehe was in der Kunst. Er hatte es endlich geglaubt und nun so lange von sich selbst keck behauptet, bis es auch Andere glaubten, ja bis der Monarch, dem er in vornehmen

Aemtern diente, selbst in der irrigen Ueberzeugung, ihn an die Spitze der Kunstanstalten setzte. Das konnte er nun freilich nicht, der großen Imbezillität wegen, die sich bald offenbaren mußte; indessen datirte er von dieser Zeit seines höchsten eingebildeten Glanzes die kurze Periode des goldnen Zeitalters der Kunst, und schimpfte gewaltig grob auf Alles, was nachher ohne sein Zuthun, und ohne die ihm eingeprägten Ammenregeln der Profession zu beachten, gefertigt worden, und sogar auf ältere, gediegene Werke, die er mit den bekannten Floskeln: „als die Kunst noch in der Wiege lag — Mißgeburten — ausschweifende Phantastereien" abzufertigen pflegte. Seine Kunsturtheile hatten das bequeme Schema: „zur Zeit, als der wahre Geschmack in vollem Glanze herrschte, stand ich, so zu sagen, an dessen Spitze, in mir konzentrirte sich daher der allein richtige Geschmack, ich bin es gewissermaßen selbst, mein Urtheil darüber also das allein wahre; was ich daher für gut erkenne, ist wahrhaft gut, so wie das schlecht sein muß, was ich verwerfe." — Der Mann war im Umgange wie seine Periode mittelmäßig und langweilig, aber in seinen künstlerischen Versuchen, die er noch nicht ganz aufgeben konnte, und die natürlicherweise höchst betrübt ausfielen, eben so ergötzlich, als in seinem komischen Eifer gegen Alles, was über seinen kleinen Duodez-Horizont hinausragte. Die Dame vom Hause bewies ihm viel Achtung und entzog ihn oft dem wohlverdienten Spott

unger Kiekindiewelt, die freilich jenes goldne Zeitalter und die lang verhallten Orakelsprüche geradezu nicht achten wollten. Ich würde ihn nicht sehr bemerkt haben, wenn nicht auch Cäcilia sehr an ihm gehangen und eben wieder in dem Schönthun mit dem alten Pantalon, der sonst, wie ich glaube, gut war, bis auf seine fixe Idee, die ihn bissig und unerträglich machte, ihre herzige Kindlichkeit bewiesen hätte. Ja — ja, der Mann war im sechsten Alter. —

Ich. Recht, Berganza:

Das sechste Alter
Macht den besockten hagern Pantalon,
Brill' auf der Nase, Beutel an der Seite;
Die jugendliche Hose wohl geschont,
'Ne Welt zu weit für die verschrumpften Lenden;
Die tiefe Männerstimme umgewandelt
Zum kindischen Diskante pfeift und quäkt
In seinem Ton!

Berganza. Bravo, mein Freund! ich merke, du hast deinen Shakspeare wacker auf der Zunge; doch wieder zu meiner Gesellschaft. Außer dem Alten waren noch obligat: der Musiker, der Cäcilien unterrichtete, ein Professor der Philosophie*) und ein unentschiedener Charakter.

---

*) Hoffmann meint hier den in Würzburg verstorbenen Philosophen Professor Klein, den vorzüglichen Schüler Schelling's, und eifrigen Verbreiter seiner Lehre, hinlänglich bekannt durch seine Schriften: „Anschauungs- und Denklehre" — „Philosophie, Religion und Sittenlehre" u. s. w.

Ich. Was willst Du mit dem unentschiedenen Charakter sagen?

Berganza. Nicht anders kann ich den Mann bezeichnen, dem ich nie abhören und abmerken konnte, was er eigentlich meinte, und ich gedenke der drei überhaupt nur, um ein Gespräch unter ihnen anzuführen, das mich ganz besonders anregte. — Der Musiker sah die ganze Welt in dem Widerschein seiner Kunst, und er schien schwachen Verstandes, weil er jede flüchtige Aeußerung des Wohlgefallens an derselben für baare Münze nahm und die Kunst so wie den Künstler überall hochgeachtet glaubte. Der Philosoph, in dessen jesuitisch-faunischem Gesichte sich der wahre Hohn über das gewöhnliche Thun und Treiben, das ihm in frühern Jahren, aus einsamer Klosterzelle gesehen, so wichtig gedäucht hatte, spiegelte, traute dagegen Keinem und glaubte an den natürlichen Ungeschmack, wie an die Erbsünde. Der Musiker hatte sich wieder einmal rechte Mühe gegeben, Cäcilien, deren innerer Sinn vielleicht mit Recht dem widerstreben mochte, zur Produktion ihres Talents anzuregen; es gelang ihm, und er erhielt von Madame viele angenehme, schmeichelhafte Worte, die ihr überhaupt mehr, als es dem wahren Gemüth eigen, zu Gebote standen. Ganz entzückt darüber, wie er es denn nur gar leicht werden konnte, eilte er auf den Philosophen zu, der mit dem unentschiedenen Charakter im Fenster stand und in die dunkle

Nacht hinausschaute. „Ha!" rief er aus, — doch erlaube mir, daß, um das lästige: antwortete er, hierauf erwiederte, hierauf sagte, zu vermeiden, ich gleich in der Gesprächsform selbst erzähle. — Läßt Du mein Gespräch mit Dir drucken, so muß dies Gespräch im Gespräch gehörig eingerückt werden.

Ich. Ich sehe, lieber Berganza, daß Du Alles mit Kenntniß und Einsicht behandelst. Zu merkwürdig sind Deine Worte, als daß ich sie nicht gleich dem zweiten Campuzano wieder erzählen sollte. Dein Gespräch im Gespräch ordne wie Du willst, denn mir ahnt's, daß ein aufmerksamer Verleger dem Setzer einen wahren Floh ins Ohr setzen wird, damit er ja alles gehörig, wie es dem Leser wohlgefällig und leicht in das Auge tritt, einrichte.

Berganza. Also das Gespräch.

„Der Musiker. Ha, was für eine herrliche Frau — wie viel tiefen Sinn für die Kunst, — welches Hinausschreiten aus der gemeinen Alltäglichkeit, — wie verständig zieht sie Cäcilien heran zur würdigen Priesterin der Kunst!

Der unentschiedene Charakter. Ja, das muß man sagen: Madame ist ganz außerordentlich für die Kunst portirt; sie hat viel Foible dafür.

Der Professor der Philosophie. So? — So? — Glaubt Ihr das wirklich, Ihr Leute? — Und ich sage: nein! — nein! — ich behaupte das Gegentheil!

Der unentschiedene Charakter. Nun freilich, so mit dem Enthusiasmus, wie unser musikalischer Freund da denkt, möchte wohl — Hä? — Hä? —

Der Professor der Philosophie. Ich sage Euch — dort der große schwarze Hund unter dem Ofen, der eben jetzt so verständig dreinschaut, als hörte er uns zu, schätzt und liebt die Kunst mehr, als die Frau, der es Gott verzeihen möge, daß sie sich etwas aneignen will, was ihr ganz fremdartig ist und ewig bleiben wird. Ihre eiskalte Brust wird nie erwärmt, und wenn anderer Menschen Herz bei'm Hinausschauen in die Natur, in das All der Schöpfung überströmt von heiligem Entzücken, da fragt sie, wie viel Grad Hitze wir haben nach Réaumur, und ob es wohl noch regnen dürfte. So kann auch die Kunst, diese Mittlerin zwischen uns und dem ewigen All, das wir nur durch sie ahnten, nie in ihr einen höhern Gedanken entflammen. Sie, mit all' ihren Floskeln und Phrasen, mit all' ihrem Thun und Treiben, lebt im Gemeinen — im ganz Gemeinen. — Sie ist prosaisch — prosaisch, — infam prosaisch!" —

Die letzten Worte hatte der Professor, mit den Händen um sich fechtend, so laut herausgeschrieen, daß im Gesellschaftssaale beinahe Alles in Aufruhr gerieth, um den Prosaismus, der wie ein tückischer Feind still und listig angeschlichen war, und den des Professors lautes Feldgeschrei verrathen hatte, nun mit vereinter Macht

zu bekämpfen. Der Musiker war ganz verblüfft stehen geblieben, der unentschiedene Charakter nahm ihn aber bei Seite und sagte freundlich schmunzelnd ihm in's Ohr:

„Freundchen! was halten Sie von des Professors Worten? — Wissen Sie denn, warum er so gräßlich eifert, warum er so mit Prosaisch, — mit Eiskälte um sich wirft? — Hå? — Hå? — Sie gestehen, Madame ist für ihre Jahre noch ziemlich frisch und jugendlich; nun da hat, — lachen Sie herzlich! — da hat der Professor ihr unter vier Augen durchaus gewisse philosophische Sätze erklären wollen, die ihr zu schwierig waren, sie schlug den besonderen philosophischen Kursus, den der Herr Professor mit ihr machen wollte, überhaupt gänzlich aus, und das hat er denn nun sehr übel genommen und schimpft und schmäht. — Was sagen Sie? — Hå? — Hå? — Hm — Hm! — "

„Sehen Sie mir das Bocksgesicht, — nun bin ich wieder fest in meiner Meinung," erwiederte der Musiker, und Beide mischten sich unter die Gesellschaft.

Ich. Wahrhaftig, das Ding ist pittoresk, aber ich merke den Teufel!

Berganza. Ich war nun selbst höchst zweifelhaft geworden, aber bald merkte ich so hin und wieder, der Professor möge trotz seines verunglückten philosophischen Kursus wohl nicht ganz Unrecht haben. Cäcilien wurde nach und nach jeder Genuß irgend eines poetischen Werks als schädlich untersagt, obgleich ihre durch die Kunst

angeregte Phantasie darnach lechzte. Die Uebungen im Gesange wurden auch immer sparsamer. Madame bekam öfters Briefe, die sie merklich aufheiterten, da sie sonst oft übler Laune gewesen. Endlich erschien der erwachsene Sohn von Madame, und mit ihm der älteste Sohn aus dem bedeutenden Handelshause der benachbarten Reichsstadt, in welchem August (so hieß Madames Sohn) so lange gewesen war, um die Handlung zu erlernen. Mir waren beide Menschlein auf den ersten Blick zuwider, vorzüglich aber erregte George, mit seinem von frühen Ausschweifungen verzogenen Gesichte, mein großes Mißfallen. Madame kündigte dem Zirkel seine Ankunft mit vielem Pomp an und machte vorzüglich bemerkbar, daß er ein in seinem Fache äußerst gewandter junger Mann sei, der sein so äußerst bedeutendes Vermögen mit jedem Jahr durch glückliche Spekulationen vermehren werde. Diese gewichtige Ankündigung war nöthig, um George vor dem lauten Spotte zu sichern, den sein linkisches Betragen, seine bis zum Ekel widerholten Erzählungen nichtsbedeutender Dinge sonst veranlaßt haben würden. Er hatte sichtlich früher an dem Uebel gelitten, das den armen Campuzano in's Hospital der Auferstehung brachte, und dieses, so wie eine Jugendsünde, mochte nachtheilig auf seinen Verstand gewirkt haben. Seine ganze Phantasie war mit Handel und Wandel erfüllt; außerdem pflegte er höchstens noch gemeine Begebenheiten zu erzählen, die sich

in seinem kleinen Familienkreise zutrugen, und dann, wie Leute von schwachem Verstande zu thun pflegen, die handelnden Personen bei dem Vornamen nennend, als allgemein gekannt vorauszusetzen, und ungeachtet er wissen konnte, daß in dem Zirkel fremder Personen Jedem die Glieder der illustern Familie und ihre Chronik unbekannt sein mußten. Zur Würze des Gesprächs dienten ihm, war er unter Männern, die niedrigsten Zoten, wie ich sie kaum in Wachstuben und gemeinen Schenken hörte, welche er mit sichtlichem Behagen und großer Freude nicht aufhören konnte zu erzählen. Waren Damen zugegen, so rief er diesen oder jenen Mann in die Ecke des Zimmers, und machte durch ein schallendes Gelächter bei'm Schlusse der leisen Erzählung der Gesellschaft bemerkbar, daß das wieder ein ganz verfluchter Spaß gewesen sei. Alles Uebrige, und vorzüglich das, was sich nur im mindesten auf Kunst bezog, war ihm höchst langweilig und zuwider. Du kannst denken, lieber Freund, daß dieser unsaubere Geist bei den höher Gesinnten des Zirkels einigen Abscheu und Ekel erregen mußte; Madame stellte daher die größern Versammlungen ein, und begnügte sich mit einem kleinern Zirkel, den ich den Zirkel der Verschwornen nennen will.

Ich. Warum den Zirkel der Verschwornen?

Berganza. Allegorisch genommen! — George näherte sich Cäcilien, und, wie ich bald bemerkte, im Einverständnisse mit der Mutter. Er wußte durch an-

scheinend unbedeutende, aber mit der Erfahrung des Lüstlings wohlberechnete Liebkosungen, ihre Sinnlichkeit zu reizen; er wußte durch manche leicht verhüllte Zote ihre Neugierde auf gewisse Geheimnisse zu leiten, die nun mit unheimlicher, magischer Gewalt sie umfingen, und begierig zog die unbefangene kindliche Seele, einmal in den verderblichen Kreis hineingelockt, den giftigen Dunst ein, von dem betäubt sie sich willig als Opfer der unglückseligsten und schändlichsten Konvenienz hingeben sollte.

Ein Gespräch meiner Dame mit einer Verwandten aus dem Kreise der Verschwornen brachte mich ganz in das Reine. Sie wünschten sich einander Glück, daß sich die Sache so planmäßig, so wie von selbst zu machen schiene, daß kein Wort der Ueberredung an Cäcilien verschwendet werden dürfte, da ihre Verbindung mit George doch nun einmal Madames Vermögensverhältnisse wegen nöthig sei. — Es traf ein! — Cäcilia hatte noch nie geliebt, sie nahm die aufgeregte Sinnlichkeit für jenes hohe Gefühl selbst, und konnte das siedende Blut jenen göttlichen Funken, der sonst in ihrer Brust glühte, auch nicht verlöschen, so glimmte er doch nur mühsam fort und loderte nicht mehr auf zur reinen Flamme. Die engelreine Cäcilia war für immer vergiftet, und wehe ihr, wenn sie einst der feindliche Dämon mit dem herbsten Lebensüberdruß umstrickt und sie dann erst die Schlange im Busen fühlt! —

Was soll ich nun noch weitläufig sein? George etablirte sich am Orte; ein herrliches Haus war gekauft und auf das Eleganteste meublirt. Aus Mahagonyschränken blickten der Braut kostbare Kleider, Shawls und was weiß ich mehr entgegen, in denen George's dürrer, abgemergelter Leichnam natürlicherweise verschwinden mußte. — Madame hielt philosophische Reden über das wahre Glück in der Ehe, das vorzüglich in einem überreichlichen Auskommen läge, und wie das gute Herz, so wie George eins unter dem ächt englischen Gilet trüge, alle übrigen Eigenschaften eines sogenannten gebildeten Mannes, wie z. B. Verstand, Sinn für das Höhere im Leben, für Poesie und Kunst, hinreichend ersetze. — Was das aber für ein Ding ist, solch ein gutes Herz, sobald der damit ausgestattete Mensch alles Uebrigen entrathen kann, was ihn denn doch eigentlich in das wahre Leben führt, das die Natur ihm bereitet, ist schwer zu sagen. —

George wurde nun mit jedem Tage vertraulicher und zugleich ekelhafter; ja er entblödete sich nicht, in den gröbsten Andeutungen von dem, was er schon genossen, so wie von dem ihm bevorstehenden Genusse bei seiner Braut sogar an öffentlichen Orten zu schwatzen, wodurch er sich jedem nur irgend gebildeten Manne verächtlich machte. — Genug, der Hochzeitstag war endlich da, und meine Geschichte ist zu Ende, denn bewiesen habe ich, wie eine Frau, der man Verstand und Geist

keinesweges absprechen konnte, Jahre lang den Sinn für Poesie und Kunst zu affektiren wußte, bei der ersten Gelegenheit, wo sie das Leben antrat, und die Kunst ein Opfer verlangte, das überreichlich vergolten kein Opfer gewesen wäre, aber die lästige Maske abwarf und sich ungemein im Gemeinen bezeigte.

Ich. Ach, ach! Berganza, eine ganz ähnliche Geschichte hat sich vor Kurzem hier zugetragen, nur sind Deine Charaktere greller, und das, was dort böser Wille war, geschah hier mehr aus Schwäche und Unverstand — doch Deine Katastrophe weiß ich immer noch nicht?

B e r g a n z a. Die ist nun, nachdem das wichtigste vorüber, mit wenigen Worten bald erzählt u. s. w.

X.

Phantasiestücke in Callot's Manier. — Jean Paul's Vorrede dazu. — Student Anselmus.

Berganza sollte anfänglich als ein für sich bestehendes Büchlein in die Welt geschickt werden. Nach gegenseitiger Ueberlegung aber ward beschlossen, die früher in der „Leipziger musikalischen Zeitung" abgedruckten Aufsätze, als: Don Juan, Ritter Gluck, Beethoven's Instrumentalmusik &c., da diese doch dem größern Publikum bisher noch unbekannt seien, mit Berganza zu vereinigen, und für die noch folgenden Bändchen jene Arbeiten hinzuzufügen, die Hoffmann noch unter der Feder hatte, oder mit denen er sich noch in der Idee herumtrug.

Nun ward über den Titel berathschlagt, der anfänglich: „Bilder nach Hogarth" heißen sollte, aber bald aus dem Grunde verworfen ward, weil nicht alle Aufsätze den Titel rechtfertigten.

Mir fiel, da mit einem Künstlernamen der Titel nun einmal geschmückt werden sollte, Callot ein, dessen vollständiges Werk ich in meinen Jugendjahren zu

Leipzig in der berühmten Bretzner'schen Kupferstichsammlung hatte kennen lernen. Ich machte Hoffmann darauf aufmerksam, der aber bisher wenig oder nichts von Callot gesehen hatte, noch wußte, und bestimmte ihn, die ziemlich zahlreichen Callot'schen Blätter, welche sich, obwohl nicht in den besten Abdrücken, in der hiesigen von Stengel'schen Sammlung befanden, anzusehen.

Nach deren Besichtigung kehrte Hoffmann voll Enthusiasmus und Entzücken über den Meister zurück und entwarf sogleich den die Phantasiestücke eröffnenden Aufsatz „Jacques Callot", und der Entschluß stand fest, das Buch „Phantasiestücke in Callot's Manier" zu nennen.

Nun schlug ich vor, der schnellern Bekanntwerdung des Buches halber, den mir befreundeten Jean Paul zu bitten, eine Vorrede dazu zu schreiben, worauf Hoffmann aber anfänglich nicht eingehen wollte. Es bedürfe deren nicht, meinte er, sein Buch werde sich schon selbst vertreten und Eingang zu verschaffen wissen, und lange dauerte es, bis ich endlich durch vieles Zureden seine Einwilligung erhielt.

Alsbald ward von mir eine Reise nach Bayreuth unternommen, um Jean Paul mündlich mit meiner Bitte zu grüßen. — Daselbst angekommen, verfügte ich mich Vormittags zu demselben; mein Gesuch ward aber im ersten Augenblicke rein abgeschlagen.

„Ich bedaure sehr," sagte Jean Paul, „Ihre Bitte nicht gewähren zu können, da ich mir fest vorgenommen, zu keinem Buche mehr eine Vorrede zu schreiben. Zweimal nur in meinem Leben that ich dies, nämlich zu Dobeneck's Sagen und Kanne's Urkunden der Geschichte, wofür ich aber von Letzterm schlecht belohnt ward." — Hier erzählte er mir den Vorgang der Sache, die mir aber leider nicht mehr genau im Gedächtniß ist. Dann fügte er hinzu: „Ihnen zu Liebe als Verleger würde ich aber doch vielleicht von meinem Vorsatze Umgang nehmen, wenn zu einer Vorrede nicht gehörte, daß man sie auch mit Liebe für den Verfasser schreiben müsse, und diese kann ich für Hoffmann nicht hegen, da mir durch meine Frau, die ihn früher in Berlin kennen lernte, Dinge erzählt wurden, welche Hoffmann's Herz in keinem vortheilhaften Lichte darstellen." — Nur angedeutet wurden mir diese Dinge, die mich muthmaßlich darauf hinführten, daß eine Freundin von Jean Paul's Gattin irgend ein Verhältniß mit Hoffmann gehabt habe, bei dem er die Pflicht der Dankbarkeit verletzt haben müsse.

Jean Paul, der mir die Ehre erwies, meine Einladung zu einem Dîner in meinem Gasthofe anzunehmen, wünschte übrigens das Manuskript bei sich zu behalten, es zu durchblättern, um es mir Mittags wieder zu übergeben. — Das war früh 10 Uhr. Um 1 Uhr trat derselbe in mein Zimmer mit den Worten: „Das

Manuskript bringe ich nicht mit, das bleibt bei mir; denn ich schreibe die Vorrede, und hoffentlich eine recht gute und wahre! Wie konnte ich mir einbilden, daß das Buch ein so überaus vortreffliches wäre; ich gratulire Ihnen zu dem gefundenen Schatze!"

Ueber Tisch ergoß sich Jean Paul in Lobeserhebungen über Hoffmann's Geist und verkündete, was später eingetroffen, daß er einst in Deutschland einen bedeutenden Namen als Schriftsteller gewinnen werde.

Die Vorrede*) sah unser Freund nicht früher, als bis sie, gedruckt mit dem Buche selbst, ihm nachgesandt wurde, da er vor deren Eingang im Manuskripte Bamberg bereits verlassen hatte.

Er war aber keineswegs mit derselben zufrieden, indem Jean Paul — so schreibt er — sie nicht objektiv genug gehalten und sich mit seinem (Hoffmann's) Ich zu sehr beschäftigt habe, was ihm nichts angehe, sich aber allerdings sehr rührend ausnähme; bei einer zweiten Auflage verbäte er sich indessen deren Wiederabdruck, — und dergleichen mehr.

---

*) Jean Paul übersandte sie mir erst unterm 13. Februar 1813 mit den Worten: „Hier folgt die schon im November vollendete Vorrede, welche durch den trefflichen „Magnetiseur" nur noch einen kleinen Zusatz (von Lob) erhielt. Ich habe vielleicht, um die Unparteilichkeit eines Vorredners wenigstens von einer Seite zu behaupten, eher zu wenig als zu viel gelobt. Ich freue mich sehr auf die Callot'sche Nachkommenschaft." —

Mir war übrigens, und gewiß jedem unbefangenen Leser, die Vorrede aus der Seele geschrieben und ein Meisterstück ihres Verfassers. — Späterhin wurde auch Hoffmann selbst geneigter dafür gestimmt, da alle Urtheile in öffentlichen Blättern sich in dem Jean-Paul'schen concentrirten und grade jene Stellen, die ihm mißfielen, als bezeichnend hervorgehoben wurden.

Nur darin stimmte ich dem Freunde vollkommen bei, daß der gewählte Titel offenbar adäquater, als der von Jean Paul vorgeschlagene: „Kunstnovellen", sei; denn Novellen sind es — auch dem ausgedehntesten Begriffe nach, nicht, und wenn der Vorredner sagt: „Callot's Maler- oder vielmehr Dicht-Manier herrscht weder mit ihren Fehlern, noch, einige Stellen ausgenommen, mit ihren Größen im Buche": so scheint mir dies ein Verkennen des eigentlichsten Wesens Callot's selbst zu sein, da Jeder, der dessen Werke genau studirt hat, gerade hierin die Identität Callot's und Hoffmann's erkennen wird. — Eher würde zugegeben werden dürfen, daß an Geist und Tiefe des Gedankens der Letztere über Erstern gar oft stehe, und der Vorwurf „poetischer Zerrbildnerei" Hoffmann selten, hingegen Callot oft treffe.

Auf vorbeschriebene Weise entstanden nun die Phantasiestücke und die Vorrede zu denselben; bemerkt muß aber noch werden, daß das Niederschreiben letzterer zwar ganz im Geiste Jean Paul's, jedoch nicht von ihm

selbst, sondern von seinem Freunde „Otto“ geschah, durch welche Bemerkung die gewählte Form dieser Vorrede gerechtfertigt und dem Leser verdeutlicht wird.

Bei der zweiten Auflage dieses Buches wurde das romantische Spiel in drei Aufzügen: „Prinzessin Blandine“, auf meine Veranlassung weggelassen, weil ich es als zu schwach in Verbindung mit dem übrigen Inhalt der Phantasiestücke hielt und desfalls einen gleichen Ausspruch Hoffmann's darüber schon bei der ersten Auflage benutzte, den der Leser in den angehängten Briefen finden wird. — Wem nun aber jede Zeile von Hoffmann Reliquie dünkt, wie die neueste Zeit davon Kunde giebt, den verweisen wir auf die erste Auflage, wo im 4. Bande Seite 150—277 dies romantische Spiel abgedruckt steht.

Wie nun jene Blandine als Hoffmann's schwächstes Produkt bezeichnet werden muß, so darf man hingegen das Mährchen aus dem 3. Bande der Phantasiestücke: „der goldene Topf“, wohl als sein bestes bezeichnen, und es wird dem geneigten Leser nicht unangenehm sein, zu erfahren, was den ersten Impuls zu demselben gab.

Hoffmann fand ein Jahr vor seinem Abgange von Bamberg ein Buch in meiner Bibliothek: „Menschliches Elend. Aus dem Englischen des James Beresford übersetzt von Adolph Wagner. Nebst Gegenbeweisen aus den Kupfern von J. A. Kanne. 2 Theile.

Bayreuth, Lübeck 1810.", das ihn so sehr ergötzte, daß er es wohl ein halb Dutzend Mal durchlas, Auszüge daraus machte und mir mittheilte, wie in ihm durch dieses Buch der Gedanke aufgegangen sei, einen Charakter in Form einer Novelle darzustellen, der gleichsam vom Schicksal verdammt sei, wo er gehe und stehe, Unglück zu erleben und um sich zu verbreiten. Zur lebendigen Anschauung sei ihm dieser Charakter durch ein hier lebendes Original geworden, dessen Namen zu nennen, mir der Leser aber bis jetzt noch nicht zumuthen wolle.

Um mir einen deutlichen Begriff zu machen, wie dieser Mann durch ein unbegreifliches Fatum bestimmt sei, auch im konventionellen Leben an sich lauter Widerwärtigkeiten zu erfahren und um sich her anzurichten, wolle er mir nur eine so eben niedergeschriebene Szene mittheilen, wo derselbe in Gesellschaft von ein paar geputzten Damen, die er am Arme führe, über den hiesigen großen, reinlichen Maximiliansplatze gehe, auf welchem sich aber nur eine einzige unbedeutende Pfütze befände; in diese müsse er treten, sich und die beatlasten Damen von unten bis oben bespritzend.

Hoffmann entwarf später noch mehrere höchst komische Szenen, die er mir vorlas, und ich darf behaupten, daß sein Original im Kopfe mit dem im Leben treulich Hand in Hand ging.

Ich machte ihm aber die Bemerkung, daß dies alles

recht schön und ergötzlich zu lesen wäre; allein der tiefer schauende Leser würde denn doch eine rein poetische Auffassung eines solchen Charakters verlangen und eine befriedigende Pointe am Schlusse des Ganzen schmerzlich vermissen. Er sah dies auf der Stelle ein, und seit dieser Aeußerung wurde, was mir leid that, keine Zeile weiter geschrieben. — Andere Dinge kamen dazwischen, die ihn dem ferneren Nachdenken über diesen Gegenstand entzogen, und so wurde an diese Arbeit bis zu seiner Abreise von Bamberg nicht weiter gedacht.

Erst in Dresden faßte er die Idee wieder auf und verarbeitete sie zu einem Mährchen, wie der geneigte Leser aus dem angehängten Briefe Hoffmann's von da, unterm 19. August 1813, des Weitern ersehen wird.

XI.

Hoffmann's Wohnung und Nachbarschaft. — Häusliches Leben. Abgang von Bamberg.

Nur einmal wechselte Hoffmann während seines Hierseins seine Wohnung, und dies gleich wenige Wochen nach seiner Ankunft, wo er die bezog, in der er bis zu seinem Abgange von Bamberg verblieb. — Eine Menge Fremde, die sich für unsern Freund interessiren, lassen sich immer noch zu derselben führen und betrachten wenigstens von Außen das Stübchen, in welchem Kreisler-Hoffmann lebte, komponirte, dichtete und phantasirte, und das Fenster, aus welchem der Geniale sich mit seinen blitzenden Augen täglich nach dem Wetter umsah und behaglich sein Pfeifchen rauchte.

Diese Wohnung liegt auf dem Theaterplatze, dem Theater selbst schief gegenüber. Der Besitzer des kleinen schmalen, aber freundlichen Häuschens ist der noch lebende, pensionirte Hofmusikus Wahrmuth. Ein Stübchen parterre wird von diesem bewohnt, ein ditto über demselben von dessen Familie, und endlich über

diesem hauste unser Freund mit seiner Gattin. Ein Dachfenster zeigt sich noch den Blicken des Fremden. Das war Hoffmann's Schlafzimmer. — In dieser, obwohl beschränkten Behausung befand er sich doch recht bequem und behaglich und lebte mit seinen Hausleuten in stetem Frieden und gutem Einverständnisse. Noch in mehreren seiner Briefe an mich gedenkt er derselben mit Achtung und Liebe.

Sein Duodezstübchen gab ihm oft, wenn ich zu ihm kam, Stoff zu komischen Einfällen, und besonders war es ein viereckiges, etwa zwei Schuh breites Loch in der Decke, aus dieser in das obere Schlafstübchen führend, das ihn stets auf komische Weise beschäftigte, und von dem er die wunderlichsten Dinge berichtete.

Der Hausbesitzer hatte vor, dieses Luftloch, das das Stübchen keineswegs zierte, zumauern zu lassen; allein Hoffmann litt dies durchaus nicht, weil die Späße, die er mit demselben trieb, dann aufgehört hätten. Es diente ihm nicht nur, wenn er z. B. sich im Schlafzimmer befand, und die Frau unten war, zur Konversation mit derselben; sondern auch zu allerlei komischen Ueberraschungen, die er ihr, bald durch das Hinabhängen eines langen Handtuchs oder Hinabwerfens eines Stiefelpaars und dergleichen, bereitete.

So friedlich das Innere des Häuschens unserm Helden erschien, so unbequem und störend wirkte auf ihn die Nachbarschaft ein, und ich war oft Zeuge

seiner bösen Laune, die in ihm durch diese Nachbarschaft erweckt wurde. —

Im Sommer besonders, wenn die Fenster geöffnet waren, störte der Lärm des Platzes überhaupt, vorzüglich aber die musicirende Nachbarschaft, ihn sehr in seinen Arbeiten, und voll Unmuth warf er mehr als einmal die Feder an die Wand und lief zum Hause hinaus, dem nahegelegenen Theresienhaine zu. — Er selbst entwirft davon in den „Phantasiestücken"*) ein ganz getreues Bild, das wir dem Fremden, der vor seinem Hause steht, zur besseren Orientirung hier wiedergeben: „Nun könnte ich nach Hause gehen und meine neue Klaviersonate vollenden; aber es ist noch nicht eilf Uhr und eine schöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeister sitzen die Mädchen am offnen Fenster und schreien mit kreischender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: Wenn mir dein Auge strahlet — aber immer nur die erste Strophe, in die Straße hinein. Schräg über martert einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameau's Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Hornist akustische Versuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig, und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes süße Duett, macht dicht neben meinem Fenster (es versteht sich, daß mein musikalisch-poetisches

*) Theil I, Seite 45 und 46.

Laboratorium ein Dachstübchen ist), der Nachbars-Katze, in die er seit dem März verliebt ist, die chromatische Skala hinaufjammernd, zärtliche Geständnisse. Nach eilf Uhr wird es ruhiger; so lange bleib' ich sitzen, da ohnedies noch weißes Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas genieße. — Es gibt, wie ich gehört habe, ein altes Gesetz, welches lärmenden Handwerkern verbietet, neben Gelehrten zu wohnen; sollten denn arme bedrängte Komponisten, die noch dazu aus Ihrer Begeisterung Gold münzen müssen, um ihren Lebensfaden weiter zu spinnen, nicht jenes Gesetz auf sich anwenden und die Schreihälse und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Maler sagen, dem man, indem er ein Ideal malte, lauter heterogene Fratzengesichter vorhalten wollte! Schlösse er die Augen, so würde er wenigstens ungestört das Bild in der Phantasie fortsetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht, man hört doch den Mordspektakel; und dann die Idee, schon die Idee: jetzt singen sie, — jetzt kommt das Horn 2c., der Teufel holt die sublimsten Gedanken!"

Hoffmann's häusliches Leben mit seiner Gattin war ein glückliches, wenigstens von keinem Unfrieden gestörtes zu nennen. —

Sie war einfach, bescheiden, anspruchslos, gutmüthig und bei dem Wechsel seiner Laune duldend und nachgiebig; in *geistiger* Beziehung aber mit ihm durchaus nicht in Rapport stehend, was zu seinem häus-

lichen Glücke übrigens auch nichts hätte beitragen können, da er gelehrte Frauen haßte. — Anführungswerth ist aber eine Eigenthümlichkeit Hoffmann's, um so mehr, als Hitzig über dieselbe ganz schweigt, wahrscheinlich mit Absicht, aus Schonung für die noch lebende Frau, oder unser gemeinschaftlicher Freund müßte nur hier und nicht in Berlin damit hervorgetreten sein.

Ich kann keinen Anstand nehmen, darüber zu sprechen, weil ich aus Gründen kaum glaube, daß dieser Aufsatz der Witwe Hoffmann's zu Gesicht kommen und, sollte er es ja, die bescheidene, anspruchslose Frau nur die Wahrheit des Gesagten bestätigen und leicht darüber hinweggehen werde.

Diese Eigenthümlichkeit bestand in dem Streben, seine Frau als eine höchst geistreiche, belesene und kritisch-gebildete überall geltend zu machen, und besonders bei mir versuchte er dies auf die mannichfachste Weise. — In der ersten Viertelstunde eines eingeleiteten Gesprächs mit ihr war aber nun wahrzunehmen, daß sie dies nicht sei, und Hoffmann konnte nichts so sehr beleidigen, als wenn er aus meinem und andrer Freunde Benehmen oder Aeußerungen schloß, daß sie nicht dafür gehalten wurde.

Es war wirklich oftmals sogar unerträglich, wie auf diese und jene Art er seine fixe Idee durchsetzen und die Freunde gleichsam zwingen wollte, an seine Frau wie an ein gelehrtes, kritisches Evangelium zu glauben. —

Bei unsern oftmaligen Unterredungen und Diskussionen über Dichter und Dichterwerke war, wenn wir uns in unsern Meinungen nicht vereinigen konnten, sein steter Refrain: „Genug, meine Frau ist derselben Meinung", oder: „meine Frau fällt mit mir über dieses oder jenes Buch dasselbe Urtheil" u. s. w., und damit sollte jedesmal der Streit entschieden sein.

Oft gehörte von meiner Seite die höchste Geduld und Schonung seiner dazu, über diese Arroganz hinüberzugehen, was mir nicht selten, ich gestehe es, schwer ankam.

Noch heute ist mir dieser Zug ein Räthsel, obwohl Hoffmann ihn gemeinschaftlich hat mit manchem geistreichen und gelehrten Manne, den ich kennen lernte. Ich erinnere mich z. B. derselben Eigenthümlichkeit des im siebenten Abschnitte erwähnten Dichters Wetzel und bei des großen, nun auch verewigten Feuerbach's Andenken. — Ersterer überschätzte in intellektueller Beziehung seine Gattin auf gleiche Weise und gab dies eben so oft auf gleiche Weise kund, obwohl nicht zu läugnen ist, daß sie auf einer bedeutend höheren Stufe geistiger Kultur stand. Der Letztere machte mich auf seine mir noch unbekannte, vertraute Freundin aufmerksam, die in München in seinem Hause gelebt und bei seinem Umzug nach Bamberg ihm bald folgen sollte. — Nach Feuerbach's Beschreibung durfte ich eine Rahel oder Bettina erwarten; sie kam — und was fand ich? eine ganz

gewöhnliche Frau von zwar gesundem Verstande, aber sonst aller geistigen Schärfe und jedes kritischen Urtheils, so wie aller — oft mir angerühmten — Belesenheit ermangelnd.

„Wie erklärt Ihr, Derindur,
Diesen Zwiespalt der Natur?"

Außer seinen Arbeitsstunden brachte Hoffmann nicht viel Zeit in Gesellschaft seiner Frau zu, liebte es aber sehr, wenn bei ländlichen Partieen oder bei Abendbesuchen, die er mir machte, er dieselbe mitnehmen konnte.

Solcher Abende, besonders Winterszeit, könnte ich dem geneigten Leser eine Menge vor Augen stellen. — Im Allgemeinen sei nur bemerkt, daß diese Abende gewöhnlich mit Lesen bis zur Tischzeit hingebracht wurden, nach dieser aber durch fröhliche Gespräche bei der Weinflasche oder Punschbowle bis gegen Mitternacht fortgesetzt wurden.

Von jenen Abenden, die außer seinem oder meinem Hause in der Rose — dem einzigen Gasthause, wohin Hoffmann ging — verlebt wurden, hat in früheren Abschnitten der Leser schon einen Begriff erhalten. —

Eigentlich krank und bettlägrig war unser Freund während seines hiesigen Aufenthalts nie; nur von Zeit zu Zeit litt er an heftigen Magenkrämpfen, von denen er sich immer selbst — freilich durch ein gefährliches Mittel — befreite. Er trank nämlich dann in kurzen Zwischenräumen ziemliche Portionen Cognac, Rum oder

Arak, und selten geschah es, daß länger als einen Tag der Krampf anhielt. Sein Arzt und Freund, Doktor Speyer, warnte ihn oft vor dieser Kur, die leicht einmal eine Entzündung des Magens hätte herbeiführen können; aber vergebens! Er fertigte ihn und mich immer mit dem Beispiele Friedrich's des Großen ab, dem der starke Kaffeegenuß als Gift geschildert worden sei und der bei seiner Methode und dem häufigen Genuß von Gewürzen dennoch ein hohes Alter erreicht habe.

* * *

Hoffmann sehnte sich nach jenem unangenehmen Auftritte in Pommersfelden ernstlich weg von Bamberg, traf deshalb einleitende Schritte, und den Bemühungen Rochlitz's gelang es endlich, ihm die Musikdirektor-Stelle bei der Joseph-Seconda'schen Operngesellschaft in Leipzig zu verschaffen.

Mitte März empfing er die Gewißheit darüber, am 21. April 1813 reiste der Freund von Bamberg ab — und ich sah ihn nie wieder!

* * *

Ein mit großem Fleiße ausgeführtes Bild in Farben, auf welchem er mich mit den Gliedern meiner Familie in ganzen Figuren abgebildet, und woran er über vier Wochen unausgesetzt arbeitete, hinterließ er mir zum Andenken. Er selbst hat sein sprechend ähnliches

Portrait am Fuße desselben angebracht, in Form eines aufgeschlagenen Buches; links sein Bildniß mit der Unterschrift: „Im Februar 1813"; rechts der Titel und die Worte: „Lichte Stunden eines wahnsinnigen Musikers. Ein Buch für Kenner. Bamberg, bei C. F. Kunz."

Dies ist wohl das größte und ausgeführteste Bild, das Hoffmann malte, und da, wie ich bis auf heutigen Tag überzeugt, die Theilnahme von Fremden, die diese Reliquie zu sehen verlangen, groß ist*), so könnte ich mich wohl einst entschließen, dies Bild lithographirt — besonders da er sich selbst auf keinem der vorhandenen so wohl getroffen hat — dem Publikum zu veröffentlichen.

*) Ein Franzose bot mir dafür im Jahre 1833 50 Louisd'or.

XII.

Rückblicke. — Fragmentarische Bemerkungen aus Hoffmann's Leben.

Die Hauptmomente aus unseres Freundes Leben während seines Aufenthaltes in Bamberg wären nun schmucklos, und wenn ich nicht irre, so dargestellt worden, daß der geneigte Leser sich leicht sein Charakterbild zusammensetzen kann, besonders wenn er die mit Wahrheit geschilderten Züge in Hitzig's Buch mit denen von mir gegebenen zusammenstellt. — Wiederholen mochte ich nicht, um so weniger, als das Gelieferte keine förmliche Biographie Hoffmann's, sondern nur Andeutungen aus seinem Leben in Bamberg geben sollte. — Das Wenige, was allenfalls noch zu besprechen, werde in nachstehenden Fragmenten mitgetheilt:

* * *

Seit vierzehn Jahren hat das Herz aufgehört zu schlagen, das für alles Große, Schöne und Edle im

Leben schlug; der Geist hat aufgehört zu wirken, der nach den höchsten Tendenzen intellektueller Entwicklung strebte, — und großentheils vergebens rang, weil von Hoffmann's Geburt an, bis zu seinem Ende, das Schicksal ihm, wie so vielen Andern, einen gewaltigen Stein in den Weg legte, der ihm, überall seine Schritte hemmend, entgegentrat und ihn seine verfehlte Bestimmung, wo er sich hinwandte, erkennen ließ.

Eine Versöhnung mit dem Schicksale dünkte es ihm zu sein, daß der durch Krieg herbeigeführte Verlust seiner Rathsstelle ihm eine andere, geeignetere entgegenführte, wonach er von früher Jugend gestrebt: die eines Musikdirektors, welche ihm endlich durch Graf Soden, als Unternehmer des bamberger Theaters, angetragen ward.

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, Freund," — äußerte er, — „welch ein elektrischer Schlag mich bei dieser Nachricht durchzuckte; ich sah im Geiste die mir vorgezeichnete Laufbahn hell erleuchtet, und ward, wie ich dies nie im Leben so mächtig gefühlt, ordentlich ganz religiös gestimmt, weil ich die Hand der Vorsehung darin zu erbilcken glaubte. Mir war es etwas Schmachvolles, ein Aktenmann zu fein und zu heißen. So getäuscht ich auch anfänglich hier worden bin, — thut nichts! — Ich muß doch durch! — Sie werden sehen u. s. w."

Als abermals, nach vier Jahren, ihn Seconda für Dresden und Leipzig als Musikdirektor berief, jubilirte er auf gleiche Weise und erinnerte mich an die obigen, früher mir gemachten Aeußerungen, mit den Worten schließend:

„Meine Lehr- und Marterjahre sind nun in Bamberg abgebüßt, jetzt kommen die Wander- und Meisterjahre; — nun sitz' ich fest im Sattel!" —

Allerdings sind die verlebten Jahre in Bamberg seine Marterjahre zu nennen und, wie es mir scheint, wichtiger und einflußreicher auf ihn als Mensch und Schriftsteller gewesen, als Mancher glauben mag. — Die in ihm vorhandene Ironie ward hier auf das äußerste geschärft, und sein Haß gegen das Gemeine und Schlechte im Leben und Umgang in Ingrimm verwandelt.

Hoffmann sah wohl ein, daß er nicht geliebt und geachtet, sondern nur gefürchtet war, und daß sein Talent nur für Zwecke in Anspruch genommen ward, die in seinen Augen mit Recht zu den erbärmlichen gehörten. — Wenn, wie wir aus Hitzig's Schrift wissen*), er für den hier residirenden herzogl. bayer. Hof ein Fest-

---

*) Siehe Band II, Seite 13—15.

spiel dichten und komponiren mußte, so galt es damals, wie bis heute noch nicht: Geist und Gemüth erschütternd zu erheben, über den flachen Boden die Leute aus ihren engen Räumen hinwegzutragen, sondern sie recht eigentlich darin zu erhalten, recht fest zu nageln in ihrem bequemen Großvaterstuhle häuslicher Miseren, ihre Thränendrüsen so zu füllen, daß, wenn sie auch bis ans Kinn in Wasser saßen, sie ruhig darin sitzen bleiben durften.

Wurde Hoffmann zu Familienfesten gezogen, so war der Einladungskarte gleich anzusehen, was beabsichtigt wurde. — Nicht aus Achtung seiner Person geschahen diese Einladungen, sondern es wurde stets ein Nebenzweck damit verbunden, wie noch heutigen Tages es der Fall, wo der Geladene die genossenen Speisen und Getränke mit der Münze seines in Anspruch genommenen Talentes oft theuer genug bezahlen muß! —

Mit welchen Hindernissen der arme Freund als Musiklehrer zu kämpfen hatte, ist bereits früher angedeutet worden, so wie andere Widerwärtigkeiten; in's Licht zu stellen ist aber noch, daß er nur von sehr Wenigen jene Anerkennung seines geistigen Werthes genoß, den der wahrhaft Gebildete immer schätzt und ehrt, unbekümmert um den Rang und die Stellung, die Genie und Talent in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen. — Seine Meinung aber ward nicht selten

als vorlaut, und mit dem Charakter eines bloßen Musiklehrers sich gar nicht vertragend, bezeichnet, u. s. w., und so konnte es nicht fehlen, daß, wie gesagt, ein förmlicher Ingrimm sich seiner bemächtigte, der sich schon hier durch Rede und Schrift Luft zu verschaffen suchte, und mehr oder minder in seinen spätern Werken nicht zu verkennen ist. — Wenn daher Hoffmann vorgeworfen wird, daß in allen seinen Schriften eine gewisse diabolische Luft wehe, so wollen wir nicht untersuchen, in wie fern oder in wie weit dies wahr oder nicht wahr sei, wohl aber die Frage stellen: ob, hätte derselbe Bamberg nie gesehen, eine heiterere Luft dem Leser entgegenströmen würde?" — — und diese keck und unbedingt mit „Ja!" beantworten. —

* * *

Einen Freund, im eigentlichsten Sinne des Wortes, hatte Hoffmann außer mir hier nicht; ich war ihm in Bamberg das, was Hitzig ihm in Berlin war. Zwar theilten wohl ein halb Dutzend Bekannte seinen Umgang, und er nannte sie und sie ihn: Freund; doch war das gegenseitige Verhältniß ein mehr sociales und oberflächliches, wie Hoffmann dies gegen mich öfters bekannte.

Zu einer lobenswerthen Eigenthümlichkeit seines Charakters gehörte die Aufrichtigkeit, mit der er sich ein paarmal über das Wörtchen „Du" ungefähr wie folgt aussprach: „Wundern Sie sich ja nicht darüber" — sagte er mir einst — „Ihnen das „Du" nicht schon längst angeboten zu haben, — mein Herz trieb mich oft dazu; aber ich habe eine wahre Scheu dafür durch den Mißbrauch bekommen, der damit getrieben ward und wird. Bei'm Glase Wein gemachte Brüderschaft gilt mir nichts; sie muß von selbst entstehen und, als Pflanze in frühester Jugendzeit gepflegt, mit uns zum starken Baum heranwachsen. Darum nenne ich nur meinen Jugendfreund Hippel „Du" und später erworbene Freunde, wie z. B. Hitzig, „Sie", obwohl beide mir gleich hochstehen. Auch kann ich mich von der Idee nicht trennen, daß dem wahren, ächten, aber erst in vorgerückten Jahren geknüpften Freundschaftsbunde durch dies kleine Wort leicht Eintrag geschehen könne, weil es Fälle im Leben gibt, wo die gegenseitige Achtung, die wahre Freunde als Grundbedingniß stets unter sich zu bewahren wissen, leicht tangirt und verletzt werden kann."

Ich theilte ähnliche Ansichten mit ihm und fühlte noch höhere, von Seiten des Herzens ausgehende Bedingnisse, so wie das in allen Theilen gleiche Zusammenstimmen des ganzen Charakters als nothwendig dazu

gehörend, und so kam es, daß bei sonstiger höchster Vertraulichkeit dies Bruderwort zwischen uns nicht Eingang fand.

* * *

Hoffmann las sehr wenig, und was er las, mußte ausgezeichneten Werth haben. Von neuen Schriften nahm er nicht eher Notiz, als bis ich ihn auf diese oder jene merkwürdige aufmerksam gemacht hatte, welche ich ihm alsdann jederzeit vorlesen mußte. Er selbst ließ sich dazu selten bewegen, weil er wohl fühlte, daß er nicht gut las. Er trug unverständlich vor, indem er am Ende eines Satzes die Worte verschluckte, las viel zu schnell, besonders das, was ihn nicht vorzugsweise ansprach, dahingegen zog er die Stellen, von denen er ergriffen wurde, so in die Länge und accentuirte die Worte unter obligatem Gesichterschneiden so über die Gebühr, daß ich oft laut auflachen mußte; was er gar nicht übel nahm.

Ehe wir zu dem Entschluß gelangten, irgend ein Werk der neuern Literatur zum Lesegegenstand zu wählen, dauerte es lange. Stundenlang wählten wir oft in meiner Bibliothek unter mehrern tausend Bänden, ohne etwas zu finden, wie die Hoffmann'sche Stimmung es wünschte, und oft stellte er das geist-

reichste ihm dargereichte Werk wieder mit den Worten hin: „Alles nicht stomachal genug!“ Gewöhnlich war immer das Ende — das Zufluchtnehmen zur älteren Literatur, und Shakspeare, Calderon und Goethe halfen aus. — Von Ersterem liebte unser Freund vorzüglich seinen „Sommernachtstraum,“ der vielleicht ein halb Dutzend mal gelesen ward; eben so oft entzückte ihn „Rameau's Neffe nach Diderot von Goethe.“ Vor Allen aber Tiecks „Zerbino“ und „der gestiefelte Kater.“ Beide Mährchen des unvergänglichen Dichters waren Hoffmann's Lieblingsschriften. Aus beiden konnte ich ihm nicht oft genug vorlesen, er wurde ihrer nie satt, und ich bin der Meinung, sein herzliches, die Wände des Zimmers erschütterndes Lachen, bei Vortragung der humoristisch-komischen Stellen, wäre im Stande gewesen, selbst das naseweise, sogenannte „Junge Deutschland“, hätte es damals schon eine Nase gehabt, nasestübernd aus Deutschland hinaus zu jagen.

Der Lektüre von „Rameau's Neffen“ ist die Entstehung der „Leiden eines Theaterdirektors“ zu verdanken, zu welcher Arbeit Hoffmann schon hier den festen Entschluß faßte, mit mir Einzelnes besprach und niederschrieb.

Politische Blätter las er gar nicht; überhaupt kümmerte ihn Politik wenig, er mochte es nicht einmal leiden, ihm davon zu erzählen, und wenn wirklich etwas

Merkwürdiges zu berichten war, unterbrach er mich stets, hinzufügend: „Lassen wir das, wir haben etwas Gescheiteres zu reden!“

Auch um belletristische Zeitschriften bekümmerte er sich nicht, obwohl ich selbst die vorzüglichsten für einen Journalzirkel hielt; ihm durfte ich sie nicht senden, und nur hie und da bat er um etwas Elegantes oder Morgenblättliches für die Frau.

Kritische Journale aber haßte er sogar, weil, wie er sagte, man einen wahren Ekel dagegen bekommen müsse, wenn man das handwerksmäßige und leidenschaftliche Treiben kritischer Journalisten so genau wie er kenne.

Diesem System blieb er bis an sein Ende treu, wie uns Hitzig berichtet*): „Gegen die öffentliche Kritik seiner Schriften war er gleichgültig. Wie überhaupt nichts Neues, so las er auch keine Zeitschriften, und wenn man ihn von der Rezension eines seiner Werke sagte, sie mochte lobend oder tadelnd sein, so bezeugte er nicht die geringste Lust, sie zu sehen. Dagegen freute er sich sehr, wenn Freunden, auf deren Einsicht er etwas gab, seine Sachen gefielen. Von diesen nahm

*) Band II, Seite 318 und 19.

er mißbilligende Meinungen an, wenn er nur wußte, daß sie ihn überhaupt verstanden u. s. w."

* * *

Wilibald Alexis sagt in der Beurtheilung Hoffmann's als Dichter**): — — „Daher denn auch Verachtung und Spott aller Spielereien und Künsteleien, welche vom höchsten Wege in der Kunst abziehen. Wenig Ergötzlicheres kann es geben, als die Zeichnung der musikalischen und deklamatorischen, der Thee- und andern Gesellschaften in den „Phantasiestücken", wo die wunderlichsten und doch wahren Gestalten sich abquälen, zum Zeitvertreib und um zu glänzen, die Kunst auf ihre Art zu behandeln. Es war natürlich, daß Hoffmann, der von heiliger Liebe für die Kunst entflammt war, der unter ihrer Leitung höher und höher in das Reich, wo alles Aeußerliche vergessen wird, steigen wollte, daß Hoffmann mit Unwillen den vielfachen Mißbrauch, die unendliche Spielerei mit seiner Göttin ansehen mußte."

Ueber diese seine Verachtung der Spielereien in der Musik ward in ein paar Abschnitten dieses Aufsatzes gesprochen; ich will hier noch, als zu seiner Charakteristik

---

**) Daselbst Seite 342 und 43.

gehörig, auch der Verachtung erwähnen, von welcher er in Bezug auf die Schauspielkunst erfüllt war, wenn diese entheiligt ward oder werden sollte.

Von vielen Seiten her wurde unser Freund bestürmt, seine Hand zur Errichtung eines Liebhabertheaters zu bieten. Auf keine Weise war er aber zu bewegen; von Zorn ward er entflammt, wenn man lange davon sprach, und weder meine noch anderer Freunde Vorstellungen und Bitten vermochten etwas. Wie er darüber denkt, hoffe ich am besten durch Abdruck einiger Stellen eines Briefes aus Berlin vom November 1815 an mich zu bezeichnen:

„Daß Ihr den Wallenstein und Sie den Friedländer gegeben, erfuhr ich schon acht Tage vor Empfange Dero geehrten Berichts de dato 20. Octobris. Ich habe Sie im Geiste gesehen, da ich ja früher an den schönen Tagen in Aranjuez, wenngleich nur als Statist, auf Ihrem Zimmer oder im schönen Bug öfter mitagirt, indem ich Denenselben beim Recitiren der Worte mit Dero stattlicher Deklamation: „Max bleibe bei mir" ꝛc., öfters meine Schulter, die mich noch süß schmerzt, als Ruheplatz für Dero rechten Arm geliehen. —

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke" und „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort," mit Flecks Organ gesprochen, klingt noch zur

Stunde in meinen Ohren wieder*) — — — — — — und waren Sie mit mir nicht immer der Meinung, daß selbst Iffland im Wallenstein doch eigentlich nur einen abgesetzten königl. preußischen Kammergerichtspräsidenten repräsentirte? — — — — — So lasse ich's mir übrigens gefallen. Einmal entschuldigt der gute Zweck**) das Unternehmen, das andere Mal die Wahl des Stücks. — — — Was wird es Ihnen aber auch für Mühe gekostet haben, den Herren und Damen begreiflich zu machen, daß Herrn von Schiller's Verse etwas wenigeres Anderes seien, als Herrn von Kotzebue's schmierige Prosa! und wie wird man sich angestellt haben, die Jamben (diese Thiere mit einem kurzen und langen Fuß), klein zu kriegen! — — — — — So ein haarbuschiger Liebhabertheatergesell meint die Weisheit mit Löffeln gefressen, und, wenn er brüllend herumfährt und erkleckliche Gesichter schneidet, Wunder was gethan zu haben, selbst wenn ihm zu einem Redner auch weiter nichts fehlte als das Zäpfchen im Halse. Das genirt ihn und das Vettern= und Basen=Publikum eben

*) Alles fernere Bezügliche auf mich und auf andere Darsteller lasse ich aus leicht begreiflichen Gründen weg.

**) Wallenstein's Tod ward von einer Gesellschaft Dilettanten am 17. Oktober 1815 auf öffentlicher Bühne zur Feier der Völkerschlacht bei Leipzig aufgeführt und die Einnahme zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

so wenig, als der Nasenpolyp einen Andern rc. — — — — — — Glauben Sie mir, theuerster Freund, daß all' Ihr Enthusiasmus, all' Ihre Liebe zur Kunst, all' Ihr Streben, die Leute für etwas Besseres zu bekehren, rein nutzlos ist, sie obstinat in ihrer Misere beharren rc. — — — Drum, Liebster, das nicht wieder thu'! — Die Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähnriche, Sekretärs und Husarenmajors lassen sich die Leute nun einmal durchaus nicht nehmen; sie meinen heute Anno 1815 immer noch, was Schiller 1797 sagte:

„Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt."

Und dem ist auch 1836 noch so! — Mit dieser Versicherung schließe ich meinen Aufsatz über Dich, mein seliger Freund! Mögest Du mir nicht zürnen!! [illegible] ja [illegible] tot!?

Anhang.

Acht Briefe Hoffmann's an den Herausgeber.

1.

Dresden, den 10. Mai 1813.

Vortrefflichster!

Es ist jetzt eine Zeit, in der sich Neues an Neues drängt, so daß man nur das zunächst Erfahrene erzählen mag; verlangen Sie daher nichts Umständliches über meine Fata bis zum 30. April. — Nur so viel, daß das herrliche Dresden selbst in den kritischen Zeiten, selbst in meiner übermißlichen Lage, mich ganz ermuthigte.

Schon den 26. April fand ich meinen alten Freund, den Kammermusikus Morgenroth, der nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als mich in die Kirche zur Aufführung eines prächtigen, alterthümlichen Requiems von Hasse zu geleiten. Aber noch eine größere Freude stand mir am Abend bevor; ich fand nämlich im Link'schen Bade meinen ältesten Jugend-, Schul- und akademischen Freund, den Staatsrath von Hippel, dessen Herz noch ebenso wie seit fünfundzwanzig Jahren, jetzt un-

ter dem Stern des Rothen-Adlerordens, sich den Ergießungen der innigsten Freundschaft überließ.

Daß ich des gemüthlichen, für deutsche Musik empfänglichen Morlachi Bekanntschaft machte, daß ich die „Vestalin", „Il matrimonio secreto", eine Hauptprobe des „Cortez" hörte, und überhaupt in Kunst und Musik mich lustig bewegte, sind Nebensachen, nachdem heute der 10. Mai angefangen. —

Den 30. April Abends über Tisch bekam ich Antwort von Seconda, mit einem Wechsel von 70 Thalern und der Bitte, mich schleunigst nach Leipzig zu verfügen, insofern sein Bruder länger als 14 Tage hier zu bleiben gedächte. Ich begab mich zum Signor Franz in sein, mit den Bildnissen von Opitz, Ochsenheimer, Thering u. s. w. (sehr gut in Oel gemalt) geschmücktes, Kabinet und erhielt den Bescheid, nur ja nach Leipzig zu gehen, weil er bei der Anwesenheit des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen vielleicht den ganzen Sommer über hier bleiben würde. — Den 2. Mai wollte ich daher mit der Diligence abreisen, allein — keine Diligence — keine Post — keine Pferde — keinen Paß! — ich mußte bleiben.

Schon den 3. ging ungeheure russische Bagage über die Elbe Tag und Nacht — den 7. verließ der Staatskanzler von Hardenberg mit den Staatsräthen Dresden, — den 8. rückte von früh 3 Uhr Artillerie durch, — um 10 Uhr ritt der König von Preußen durch die

Stadt, — um 11 Uhr brannte die Elbbrücke (der von Holz aufgerichtete Theil zur Communication, da wo die beiden Bogen eingesprengt sind) und beide Schiffbrücken, deren Kähne brennend die Elbe hinabschwammen, — der Kanonendonner erschütterte die Fenster der Häuser an der Elbe, — um $11\frac{1}{4}$ Uhr ritt ein französischer Trompeter und ein französischer Uhlan durch die Straßen, Kavallerie, Infanterie folgte, und um 5 Uhr traf, unter dem Geläute aller Glocken und von verschiedenen Deputationen empfangen, Se. Majestät der Kaiser Napoleon mit zahlreichem Gefolge ein.

Die Russen blieben in der Neustadt, und nun ging ein Tirailliren mit Büchsen hinüber und herüber an, welches bis in die späte Nacht, und den 9. um 3 Uhr wieder anfing und den ganzen Tag bis in die Nacht dauerte.

Sie wissen, daß da, wo das Kreuz auf der Brücke steht, sich zwei steinerne Schilderhäuser befinden; hinter diesen, sowie hinter einigen Steinen, hatten sich russische Jäger postirt und schossen, so wie sich französisches Militair blicken ließ, herüber; ich befand mich auf dem Wall neben dem Theater und konnte sehen, wie sie anlegten, und wie der russische Offizier hin- und hersprang, um seine Feinde zu entdecken, und wie er eifrig dem versammelten, neugierigen Volke zuwinkte, sich zu entfernen. — Die Kugeln prallten am Schloßthore an, und eine Frau wurde schwer verwundet, so wie ein Knabe

erschossen. Den 9. hatten sich französische Jäger auf die Galerie und auf den Thurm der katholischen Kirche postirt und schossen munter hinüber; — jetzt flogen Kartätschenkugeln (die Russen hatten Geschütz aufgepflanzt) bis in den Neumarkt, und um 1½ Uhr platzte mitten auf dem Altmarkte eine hereingeworfene Granate. — Mit dieser Gefahr unbekannt, ging ich noch Vormittags um 10 Uhr an das Brühl'sche Palais und fand in der Nähe des Schloßthores mehrere Menschen, wurde aber in dem Augenblick von einer Kugel, die von der Mauer abschlug, am Schienbein, jedoch so matt getroffen, daß eigentlich nur meine neue Stiefelklappe verwundet wurde, ich aber nur einen blauen Fleck davontrug. — Die wie ein Geldstück plattgedrückte Kugel hob ich zum Andenken auf, und mit diesem Andenken gänzlich zufrieden, uneigennützig nicht noch mehr verlangend, entfernte ich mich ziemlich schnell und gab auch die Idee auf, den Wall zu besuchen, indem eben in den noch übrigen Schießscharten französisches Geschütz aufgefahren wurde.

An kein Amt, an keine Vesper war zu denken, denn die Kugeln zersplitterten die Fenster der Kirche und schlugen in die Thür ein, so daß schon in aller Frühe ein alter Mann auf der Kirchtreppe erschossen wurde; — in das Schloßthor fuhren zischend unaufhörlich Kugeln, — kurz in der ganzen Gegend konnte man den Tod der Neugierde sterben. — Die Nacht von gestern auf

heute haben die Russen die Neustadt verlassen, und die französische Armee geht, wie man sagt, in zwei Punkten ganz in der Nähe von Dresden, wo sie Schiffbrücken geschlagen, über die Elbe. —

Ob ich nun hier in Dresden bleiben, — wie und wann ich nach Leipzig gehen werde, das wissen die Götter; ich habe daher das theure Hotel verlassen und mir auf dem Altmarkt Nr. 33, bei Madame Vetter, vier Treppen hoch, ein höchst romantisches Stübchen, ganz in der Nähe des Uranus gemiethet, wo ich jetzt sitze und im stolzen Bewußtsein meines Heldenmuthes von ausgestandener Angst und Gefahr schreibe.

Uebrigens, geliebter Freund! haben Sie gar keine Idee von der Unruhe und von dem gräßlichen Tumult, der hier in diesen Tagen geherrscht hat, und eben deshalb ist der versprochene Aufsatz noch nicht fertig; dagegen folgt die Abschrift des Ritter Gluck*) anbei. — — — — In meiner jetzigen poetischen Wohnung ist es sehr ruhig, und ich hoffe daher (auf jeden Fall bleibe ich noch 8 Tage in Dresden), fleißig sein und Ihnen noch viele Specialia schreiben zu können.

Ihrer lieben Frau ꝛc. ꝛc. — Mein literarisches Handwerkszeug taugt den Teufel nichts, — wer vermag mit blasser Tinte und stumpfer Feder was Ordent-

*) Siehe Phantasiestücke 1. Band.

liches zu schreiben, — aber es soll und wird Alles besser werden.

Stets unverändert

der Ihrigste.

2.

Dresden, den 19. August 1813.

Verehrtester!

Vorgestern erhielt ich Ihren lieben Brief durch Morgenroth. — Daß Ihnen der Magnetiseur*) zusagt, freut mich ungemein, da es mir den Beweis gibt, daß ich meine eigenen Sachen ziemlich richtig beurtheile! — Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich Ihnen selbst sagte: es würde das Beste im Ganzen werden?**) Empfangen Sie in der Anlage, als Beweis meines Fleißes, den Schluß des Ganzen. — Die Katastrophe habe ich, da die Anlage weitschichtig genug, in kurzen, aber starken Zügen gegeben! — In keiner, als in dieser düstern, verhängnißvollen Zeit, wo man seine Existenz von Tage zu Tage fristet und ihrer froh wird, hat

---

*) Siehe Phantasiestücke 2. Band.

**) Das Mährchen: „der goldene Topf", war damals noch nicht geschrieben.

mich das Schreiben so angesprochen, — es ist, als schlösse ich mir ein wunderbares Reich auf, das, aus meinem Innern hervorgehend und sich gestaltend, mich dem Drange des Aeußern entrückte. — Mich beschäftigt die Fortsetzung der „Phantasiestücke in Callot's Manier“ ungemein, vorzüglich ein Mährchen, das beinahe einen Band einnehmen wird. — Denken Sie dabei nicht, Bester! an Scheherezaden und Tausend und eine Nacht — Turban und türkische Hosen sind ganz verbannt — feenhaft und wunderbar, aber keck, in's gewöhnliche alltägliche Leben tretend, und seine Gestalten ergreifend, soll das Ganze werden. So zum Beispiel ist der geheime Archivarius Lindhorst, ein ungemeiner, arger Zauberer, dessen drei Töchter, in grünem Gold glänzende Schlänglein, in Krystallen aufbewahrt werden; aber am heiligen Dreifaltigkeitstage dürfen sie sich drei Stunden lang im Hollunderbusch an Ampels Garten sonnen, wo alle Kaffee- und Biergäste vorübergehen, — aber der Jüngling, der im Festtagsrock seine Buttersemmel im Schatten des Busches verzehren wollte, an's morgende Collegium denkend, wird in unendliche, wahnsinnige Liebe verstrickt, für eine der Grünen; — er wird aufgeboten — getraut — bekommt zur Mitgift einen goldenen Nachttopf mit Juwelen besetzt; — als er das erstemal hinein . . . ., verwandelt er sich in einen Meerkater u. s. w. — Sie bemerken, Freund! daß Gozzi und Faffner spuken! auch werden Sie bei Lesung

des Ganzen wahrnehmen, daß eine frühere in Bamberg gefaßte Idee, die durch Ihre sehr richtigen Bemerkungen und Einwürfe nur nicht zur gänzlichen Ausführung kam, die Grundlage des Mährchens bildet*).

Mit meiner Gesundheit geht es besser, nur muß ich in diesem Augenblicke beinahe zu viel arbeiten, da schwere Oper auf schwere Oper folgt — „Iphigenia" — „Fanisca" — „Sylvana" — „Cortez": — es ist arg! — Mein Arzt hat das †††Nervenfieber befürchtet, indessen: der Sturm ist abgeschlagen! Uebrigens sind jetzt hier die Stufen: Ruhr — Nervenfieber — Tod! Vor zwei Tagen war ich noch so krank, daß ich wirklich daran dachte, ein schöner Engel zu werden, und heute habe ich das Billet an Nikomedes geschrieben und Alles in's Reine gebracht zum Absenden! —

Bei dieser Gelegenheit eine Bitte! — Ich bin zwar noch in Ihrer Schuld, da aber unsre Verbindung fortwährt, so wird es Ihnen nicht sehr darauf ankommen, mir auf folgende Art unter die Arme zu greifen, weil jede baare Zahlung dadurch weniger wird. — Ich soll nach des Arztes Vorschrift rothen Wein und zwar guten trinken. Könnten Sie mir wohl durch Assignation an einen hiesigen Weinhändler, mit dem Sie in Verbindung stehen, zu einem, anderthalb oder ein Paar Dutzend Flaschen, nicht zu theuern, aber guten —

---

*) Siehe Abschnitt X.

verhelfen? — Recht aufrichtig gesagt, kann ich es mir jetzt bei 10 Thalern Gehalt und enormer Theurung nicht anthun, Wein zu trinken. — Geht's nicht, so sagen Sie: nein, und damit gut. — Es sind Odiosa — kein Wort weiter! —

Schubert's Ansichten rc. habe ich erhalten und bin begierig auf Alles, was der geniale Mann geschrieben und schreibt. Scharfsinnig mehr als poetisch ist die Erklärung der Ahnungen der Somnambulen.

Ueber Krieg und Frieden soll ich schreiben? — Ach, Theuerster! Krieg ist es! — arger, böser Krieg! Der Kaiser mit den Garden ging vorigen Sonntag fort, und seit der Zeit wird die Straße nicht leer von Truppen, — wie eine ewige Prozession zieht Artillerie, Kavallerie, Infanterie vorüber, die schlesische Straße hinauf. — Von einer vorgefallenen Schlacht weiß man bis dato nichts; aber Alles ist in der größten Spannung, und weiß der Himmel, wie es uns ergehen wird. Wir vertrauen ganz auf das Glück und Napoleon's Waffen, sonst sind wir verloren. — Ich ziehe übrigens in die Stadt, da mein Häuschen äußerst angenehm, — gerade in der Schußlinie einer bedeutenden Schanze liegt.

In diesem Augenblick, da ich dieses schreibe (Nachts 12 Uhr) kommt Kavallerie, die auf der ganzen Straße vor meinem Fenster bivouaquirt, meine Wirthin hat für 12 Mann zu kochen u. s. w. Von dem Leben hier,

mitten im Kriege, haben sie Alle, verehrungswürdigste Bamberger, keine Idee! —

Die Vignetten*) haben Sie nun schon erhalten, also wird es wohl dabei bleiben müssen rc. — — — — „Undine" sind zwei Akte fertig, — ich arbeite ungeheuer! — was kann man in böser Zeit Besseres thun! — Könnte ich Sie doch in dieser schlaflosen Nacht herzaubern! — Das Rhapsodische des Briefs, so wie das Gekritzel, verzeihen Sie dem Umstande, daß ich erst um 10½ Uhr aus der Probe der „Iphigenia" gekommen, die seit 8 Tagen die erste Oper ist, die ich wieder dirigire, da ich einsetzen mußte. — Von 5 bis 10½ Uhr Theaterprobe!! — es ist nämlich Ballet auch dabei. — Adio, mio carissimo amico! — —

*) Zeichnungen zu dem ersten und zweiten Bande der Phantasiestücke.

3.

Leipzig, im goldnen Herz auf der Fleischergasse,
den 28. December 1813.

Geliebtester Freund!

Ihr Brieflein empfing ich prompt von Härtel, und wie viel Freude es mir machte, von Ihnen Ersprießliches zu hören, darf ich wohl nicht versichern; wiewohl ich ungern im Ganzen einen gewissen trüben Ton wahrnahm, den die düstre Nervenfieberfurcht in etwas weniges apprehensiven Personen wohl leicht erzeugen mag. — Wie soll ich großer Laie es denn anfangen, Ihnen von Kurarten und Kurmethoden zu schreiben, um die ich mich gar nicht bekümmere, solange ich mich wohl fühle; indessen kann ich Ihnen so viel wohl sagen, daß unser Theaterarzt, Dr. Kluge, ein gescheiter, sinniger Mann, herrliche Ansichten von der Krankheit hat, die sich aber meistens auf's Psychische beziehen und in dieser Art manche individuelle Behandlung dieses oder jenes Kranken veranlassen. — Ich müßte eine Broschüre schreiben, um nur etwas in die wahrhaft herrlichen Ideen einzugehen, die ich als von ihm herstammend hörte. — Nur so viel, daß er bei Gesunden alle Präservative, die den ordinairen Lebensgang unterbrechen, selbst alle ungewöhnliche Räucherung verwirft. — Ich wenigstens meine auch, daß schon alles Ungewöhnliche die Phantasie, die bei

jener Krankheit so wichtig eingreift, spannt und den todten Leichnam zur Empfänglichkeit reizt. — Daß man sich nicht unnöthigerweise in die Nähe Nervenkranker begeben solle, unterliegt keinem Zweifel, die große Scheu, in Häuser zu gehen, wo Kranke gestorben sind, oder gar nur vorbeizugehen, taugt den Teufel nichts; meinen brennenden Cigarro im Munde, wandle ich gemüthlich hin, wo mich meine Pflicht hinruft, oder auch das Vergnügen, nachdem ich Morgens mein gutes Gläschen ächten Jamaica-Rum, den man, Gott sei es gedankt, wieder in civilem Preise haben kann (1 Thlr. 8 Gr. die große Flasche), genossen. — Beides sind keine ungewöhnliche Präservative und angenehm zu gebrauchen. — Rücksichts der Behandlung wirklich nervös Erkrankter weiß ich nur so viel, daß man sowohl in Dresden als hier Anfangs mit vieler Behutsamkeit brechen läßt, dann aber, hat die Krankheit einen hohen, lebensgefährlichen Grad erreicht, sehr oft mit Glück Vesikatore auf Brust und Rücken anwendet. Der Kammermusikus Dunkel in Dresden bekam vom Dr. Rublack ein Vesikator wie eine Zwangweste, und der Mann wurde dadurch ganz vernünftig, wandelt jetzt wieder unter den Menschen und geigt sehr! — — Ew. Edlen können glauben, daß mich bloße Gewissenhaftigkeit dazu trieb, mich mit dem garstigen Nervenfieber abzuquälen; also jetzt kein Wort weiter darüber, vielmehr eile ich, Sie, theuerster Freund! mit einer Angelegenheit bekannt

zu machen, über die ich mit umgehender Post mich gütigst zu bescheiden bitte.

Nach meiner gewöhnlichen Weisheit packte ich mein Tagebuch, statt in Ihren, in Rochlitz's Brief, der hat es denn nun wahrscheinlich herumgetragen, und auch wahrscheinlich auf seine mittelbare Veranlassung ist mir der Antrag gemacht worden, eine kleine Broschüre zu schreiben, die meine individuellen Ansichten jener wichtigen Ereignisse des Tages in Dresden, auf pittoreske Weise erzählt, enthalten soll. Die Arbeit steht mir an, nur unterliegt es keinem Zweifel, daß nach unserm Kontrakt Sie den Anspruch auf die Broschüre haben, die auf 5 bis 5½ Bogen höchstens berechnet ist. Nur das einzige Bedenken ist mir aufgestoßen, ob Sie sich nicht vielleicht weigern würden, ein Werkchen*) zu drucken, das zwar nicht eigentlich politisch ist, sich doch aber in starken Ausdrücken gegen das Höllensystem und den Tyrannen selbst ausspricht, wiewohl es auf der andern Seite für den Verleger nicht ohne Nutzen sein würde 2c. — — — — Damit Ihr Entschluß aber wenigstens einigermaßen mehr bestimmt werden könne, lege ich Ihnen den Anfang des Werkchens, in gewisser Art das Pianis-

---

*) Erschien unter dem Titel: „Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden", welches der Schluß der Broschüre war; die Herausgabe des Ganzen unterblieb: aus welchen Gründen, ist mir nicht mehr gegenwärtig.

simo, sowie als Fortissimo Tutti die Vision, die als Beilage des dritten Briefs den Schluß der Broschüre macht, bei. — Am merkwürdigsten wird überhaupt der dritte Brief sein, der eine ziemlich pittoreske Beschreibung jener Pantomime und des Benehmens von Napoleon enthält, als er am 26. August unter dem Kanonendonner an der Brücke hielt, Befehle austheilte, den König von Neapel gröblich insultirte u. s. w. — — — — Leipzig hat dadurch, daß sich hier das Schicksal Deutschlands durch eine Schlacht, die so glorreich, als Napoleon nie eine erfocht, gewonnen wurde, entschieden, ein so hohes Interesse erhalten, als nie zuvor; die Menschen sind, ungeachtet noch so Vieles zu thun, heiterer, freundlicher geworden. — In den öffentlichen Häusern kehrt das alte Leben zurück, und man sieht mit freudiger Erwartung einer reichen, ergiebigen Neujahrsmesse entgegen. — Die Feier des Alexandertages am 24. war wahrhaft herzlich gemeint; im Theater gaben wir „Fanisca" von Cherubini, und als ich vor dem Anfange und in den Zwischenakten fleißig pauken und trompeten ließ, erdröhnte das Haus von dem Vivat der Deutschen und dem Hurrah der Russen.

Eben heute hat sich unser alter Seconda, der schon seit mehreren Tagen klagte, gelegt; sollte der Mann Gottes ein schöner Engel werden, so dürfte mit unserm Theater sich Manches ereignen, was vielleicht auch auf mich Einfluß hätte. Doch wer kann Alles voraus wissen. —

Rochlitz ist in Weimar. — Recht gefreut und überrascht hat es mich in der „Zeitung für die elegante Welt" „Beethoven's Instrumentalmusik" abgedruckt gefunden zu haben; ich werde in der Note „geistreich" genannt, — was will man mehr!

Nun, theuerster Freund! leben Sie wohl! Fröhlichkeit — guter Muth — daraus entsprießt die Gesundheit von selbst, — und alles dies wünsche ich Ihnen perpetuirlich! Fahren Sie damit hinein in's Jahr 1814, welches kein Schaltjahr ist, sondern nur ein gemeines, was ich sonst nicht gewußt, wenn ich mir nicht einen Kalender gekauft, die in Leipzig wirklich zu haben sind. — Punkt 12 Uhr in der Sylvesternacht trinke ich mit meiner Frau auf Ihr Wohl und der Ihrigen ein Gläschen guten, ächten Punsches; — thun Sie desgleichen, und es ist möglich, daß wir uns dann in der Begeisterung wirklich sehen — erschrecken Sie nur nicht! — Adio, carissimo! In Leben und Tod

der Ihrigste.

4.

Berlin, französische Straße Nr. 28, zwei Treppen hoch. (Ohne Datum, wahrscheinlich aber im November oder December 1814 geschrieben.)

Theuerster Freund!

Ganz unbegreiflich ist mir Ihr obstinates Stillschweigen, und, thäte es mir nicht Noth, Ihnen von der Veränderung meiner Lage Nachricht zu geben, — wahrhaftig, ich würde mich kaum entschlossen haben, meiner Rechte, erst Ihren Brief zu erwarten, zu entsagen. — Sehr wichtige Gründe haben mich veranlaßt, wieder in den Justizdienst zu treten, — vorläufig bin ich im Büreau des Justizministers und zugleich im Kammergericht angestellt, woselbst ich den Freund Hitzig bereits gefunden habe, der seine Buchhandlung verkauft hat. — Ob ich in Berlin bleiben werde oder nicht, steht noch dahin; Ersteres geschieht, wenn sich meine Carrière so wendet, wie ich wünsche und wozu ich Hoffnung habe.

Gestern hatte ich eines der interessantesten Diners, die ich erlebt. — Ludwig Tieck, Fouqué, Franz Horn, Chamisso, Bernhardi, der Professor Moretto, der Maler Veith, Hitzig und ich, das waren die Personen, die sich bei dem ersten Restaurateur nach der ersten Weise und auf verschiedene Weise restaurirten.

Durch die „Phantasiestücke" bin ich hier ganz bekannt geworden, und ich kann auch sagen: merkwürdig;

denn der Berganza ist ein Fehdehund geworden, der unter die Damen gefahren, wogegen der Magnetiseur ganz nach der Frauen Wunsch gerathen. — Nach dem Dîner wurde ich gestern bei einem Thee unter dem Namen eines Doktor Schulz aus Rathenow eingeführt, und erst nachdem viel und gut musicirt, sagte Fouqué: „der Kapellmeister Johannes Kreisler befindet sich unter uns, und hier ist er!" rc. rc. — Das Uebrige können Sie sich denken! — *)

Daß Iffland todt und begraben ist, wissen Sie längst; der Graf Brühl, ein herrlicher, wahrhaft nach unserer Weise gesinnter Mann, wird Intendant des Theaters, und diesem steht eine große Revolution bevor, an der ich Theil nehme, wenigstens mittelbar rc. rc. — Meine Adresse ist: „An den königl. preußischen Regierungsrath Hoffmann."

*) Hitzig beschreibt diese Scene in seinem Buche über Hoffmann, Theil II, Seite 112—14 umständlich.

5.

Berlin, den 24. Mai 1815.

Geschätztester!

Entnehmen Sie aus dem ganz ungewöhnlichen Format meines Schreibens*), daß ich solches an heiliger Stätte, nämlich auf dem Kammergericht, während der Session des Criminalsenats, dem Präsidenten zur Seite, verfasse! — Ein Aktenstoß verbirgt oder maskirt vielmehr die erotische Arbeit! —

Den vierten Theil der Callots habe ich in Händen, und somit ist nun das ganze Werklein geschlossen und gedruckt. — Hätte ich gewußt, daß der Theil so unverhältnißmäßig stark werden würde, so hätte ich die Blandina**), als mein schwächstes Produkt, nicht eingeschoben, sondern statt dessen ein kürzeres Stück geliefert; dagegen kann, wie ich glaube, die musikalische Welt mit Kreisler's Lehrbrief zufrieden sein.

Jetzt, theuerster Freund, bitte ich Sie, mir gütigst die Berechnung und eventualiter das, was ich vielleicht noch gut habe, zu senden, da ich des Geldes bedürftig bin.

---

*) In Folio, auf Kanzleipapier.

**) Vergl. den Passus über „Blandina" im 10. Abschnitt.

Was die „Lichten Stunden" betrifft, die im Meßkatalog als leichte Stunden angezeigt sind, so könnte ich Ihnen das Manuskript bis Ende Julius schicken; es würden ungefähr 25 Bogen ordinairen Drucks sein, und ich verlange für das Manuskript 30 Friedrichsd'or, welche mir nach Ablieferung des Manuskriptes gezahlt werden müßten. Erklären Sie sich, Liebster! ob Ihnen diese Bedingungen recht sind. — Für die „Elixire des Teufels", die zu Michaelis kommen, habe ich von Duncker und Humblot 80 Friedrichsd'or erhalten, — baar in blankem Golde! — Der Redakteur der „Urania" zahlt mir pr. Druckbogen 4 Friedrichsd'or, und aus allen diesen mögen Sie, Theuerster! abnehmen, daß ich mich gegen Sie, als alter Amicus, billig finden lasse! — So viel von fatalem literarisch-merkantilischem Wesen. —

Ein großer Kelch ist durch einen Geniestreich des russischen Kaisers von mir gegangen! Der hat nämlich den Polen die Erhaltung ihrer Nationalität zugesagt. Die Justizverfassung im Großherzogthum Posen bleibt daher polnisch, und die mir zugedachte Ehre, Oberlandesgerichtsdirektor in Posen zu werden, bleibt in suspenso, weshalb ich jetzt noch alle Tage Kapellmeister werden kann. Ad vocem Kapellmeister — fällt mir ein, daß unser Graf Brühl gar kein unebner Mann, und zuweilen gar ein fabulöser Schnörkulant ist! — Ich komme zuweilen, und in dieser Zeit sogar oft mit ihm

zusammen, wegen der „Undine“, die man als Haupt- und Staatsoper mit neuen Dekorationen, Maschinen (vom Architekten Schinkel sinnig geordnet) und Kleidern im großen Opernhause künftigen Herbst geben wird. Wollen Sie mich nicht dann in Berlin besuchen? — Sie finden mich noch in einer kleinen, aber netten Wohnung und können bei mir einen sehr guten Chambertin trinken! — Ist das Wetter heiß, so liefert Giannoroli Eispunsch, und Varinaskanaster können Sie auch rauchen! — Lauter gute Dinge! — — — —

Morgen früh gehe ich nach Potsdam, um mit unserm herrlichen Fouqué einen ganzen Tag in heller Poesie zuzubringen, und zwar im Garten des Schlosses am heiligen See! — Chamisso (Schlemihl) geht mit mir; bald zieht er die Siebenmeilenstiefeln an und schreitet nach dem Nordpol. — In der That macht er die Expedition mit, die unter Kotzebue's Anführung (ältesten Sohnes des Komödienschreibers) von Krusenstern nach dem Pol im Junius abgefertigt wird ꝛc. — — — —

Daß Sie bald schreiben werden, versteht sich von selbst; wir haben ja ein Geschäft abzumachen, das keinen Aufschub leidet, und nebenher bekommt man allerlei zu hören.

Behalten Sie mich lieb, Theuerster! verzeihen Sie das Rhapsodische meines Briefs dem Umstand, daß ich auf den Vortrag horchen, auch wohl meine Meinung sagen muß. Wie immer unverändert

der Ihrigste.

6.

Berlin, den 23. December 1815.

Verehrungswürdigster!

— — — — — — Noch immer bin ich nicht definitiv fixirt, sondern in doppeltem Joch ohne brillante Gehaltseinnahme! — Die Vorstellung der „Undine" ist durch meine Schuld verzögert; ich hatte etwas übernommen, was ich in der Folge nicht ausführen konnte, da es mir an Zeit gebrach. Diese Zögerung bringt mir aber mehr Vortheil, als Schaden, da ich mich unter der Zeit künstlerisch fester gesetzt, auch schon in einer kleinen Komposition auf dem Theater reüssirt habe. Wahrscheinlich lasen Sie in der Berliner Zeitung, daß zu dem Fouqué'schen Vorspiele „Thassilo", welches zur Sekularfeier des Hohenzollern'schen Hauses im großen Opernhause sehr prächtig gegeben wurde, Chöre und Märsche von mir gesetzt waren.

Mit Weber stehe ich sehr gut, wir trinken zuweilen ein Gläschen johannisberger Schloßwein! —

Vierzehn vergnügte Tage habe ich in Nennhausen bei Fouqué verlebt. Sie (die Baronin) ist als Hausfrau besser, als sich literarisch drucken lassend. Sie ist geistreich, witzig und noch recht hübsch — grande e maestosa. — Auf mich hält sie viel und hat mich mit psychischer und physischer Atzung wohl versehen. Man ißt

und trinkt vortrefflich, auch darf man mit dem alten Landesdirektor Briest (Fouqué's Schwiegervater) bei'm Damenthee eine Pfeife Varinaskanaster rauchen. — Nachher, und zwar wie der Kaiser Alexander hier war, fanden sich Fouqués auch in Berlin ein. — Ihr demüthiger Freund und Diener hat bei dieser Gelegenheit (nämlich als der Kaiser hier war), seit eilf Jahren wieder zum ersten Mal, in einer abenteuerlichen Uniform diplomatischen Fêten beigewohnt, bei denen man selbst zu den Schaugerichten sortirt, und Leibesnahrung und Nothdurft höchlich vernachlässigt wurde, zum Schaden des Staats und seiner Diener! —

Was die Theatralia betrifft, so wünsche ich Glück zu dem neuen Unternehmen, halte aber den Zuschuß für viel zu gering! — Ich nenne das: auf dem halben Wege stehen bleiben. — Ohne soliden Fond kein solides Theater. — Wegen der gewünschten Personen habe ich mich an Brühl und Esperstaedt gewandt, und schreibe die Resultate. — Mit Wurm*) kann ich persönlicher Verhältnisse wegen nicht wohl unmittelbar unterhandeln. Als Criminalrichter möcht' es nämlich nicht ganz schicklich sein, sich mit ihm auf der Hausvogtei, wo er im Criminalarrest sitzt, schriftlich oder mündlich in Relation zu setzen. Auch gleich abreisen wird er wohl deshalb

*) Ein Gastrollenspiel auf der bamberger Bühne ward beabsichtigt, das späterhin auch statthatte.

nicht können, weil es noch dahinsteht, in wie fern das Urtheil erster Instanz in der zweiten bestätigt oder gemildert werden wird. In jenem Urtheil ist der arme Wurm zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Durch die dritte Hand habe ich dem Wurm Ihren Antrag sagen lassen; sollte er wirklich nach Bamberg gehen, so werden Sie doch wohl ganz sein — (viel zu gelinde ex indiciis gerügtes) Verbrechen verschweigen müssen.

Früher, als „Undine" hier auf das Theater gekommen, kann ich sie nicht versenden; dann aber wollen wir deshalb in Unterhandlung treten. — Der Oberbaurath Schinkel ordnet hier die Dekorationen zur Undine an; sie sollen 8 bis 10,000 Thaler kosten: so ist wenigstens der Anschlag.

Grüßen Sie ꝛc.

Ihr ꝛc.

Den 1. Januar 1816 (welches ein Schaltjahr ist).
Prosit Neujahr!

7.

Berlin, den 25. November 1816.

Theuerster Freund!

So eben erhalte ich wieder, wie vor einiger Zeit den „Adalbert", ein Büchelchen aus Ihrer Güte: „Lotosblätter von Isidorus" (Loeben) genannt, aus dem ich mit Vergnügen ersehe, daß die Clarinette deßhalb so heißt, weil sie klar und nett ist, übrigens auch als ein liebenswürdiger Charakter und herziges, himmelblaues Vergißmeinnicht überall ungemein gelitten wird &c. — Noch bemerke ich, daß mir wenigstens der musikalische Theil solche Ansicht gewährt, als wenn ich viele kleine glinzernde Fischchen in einem sehr trüben Wasser spielen sähe. Ein gewisser Novalis hat übrigens ähnliche, nicht ganz unebene Fragmente oder vielmehr Themata geschrieben.

Der „Adalbert von Babenberg", von Birnbaum, ist gar nicht ohne Talent geschrieben, nur wird er doch keine große Sensation erregen. Etwas komisch macht es sich, daß der Verfasser so oft und so wehmüthig versichert, daß gerade dies Trauerspiel das liebste Kind seiner Muse wäre. — Die Schiller'sche Periode (der Heros Schiller bleibt ewig unvergänglich, es ist nur von dem imitatorum pecus die Rede) ist, dem Himmel sei gedankt, vorüber, und die weitschichtigen Redens-

arten, wenn Jemand z. B. in zehn bis zwölf Zeilen schön gedrechselter, mit einem Knallreim schließender Jamben nichts sagt, als: er wolle hinter die Thür treten, um zu......, machen vorzüglich auf der Bühne einen miserablen Effekt. Auf dem Felde, das Müllner beackert und besäet hat „Schuld", („Yngurd"), möchte noch eher zu ernten sein, wiewohl der Pflüger und Sämann selbst sich in der Arbeit übernommen zu haben scheint (videatur das Taschenbuch) ꝛc. — — — — —

8.

Berlin, den 8. März 1818.

Sehr werthgeschätzter Freund!

— — — — — — „Die lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers" habe ich Ihnen zugesagt; es versteht sich daher von selbst, daß sie bei keinem andern Verleger erscheinen. Indessen kann und werde ich sie vor der Hand nicht erscheinen lassen — vielleicht erst darüber von Todes wegen disponiren. Das Buch ist ganz etwas Anderes worden, als ich im Sinn hatte. Es ist mir damit so ergangen, wie mit dem ersten Bande der: „Elixire des Teufels", den ich nicht hätte drucken lassen sollen. — So weit Mercantilia.

Daß Sie über meinen „Nußknacker und Mausekönig“ gelacht haben, freut mich sehr. Gneisenau sagte mir, daß in mir ein Feldherrntalent stecke, da ich die gewaltige Schlacht so gut geordnet und Nußknackers Verlieren vorzüglich von der Eroberung der auf Mamas Fußbank schlecht postirten Batterie abhängig gemacht. Doch empfehle ich Ihnen mehr mein diesjähriges Mährchen: „das fremde Kind.“ Es ist reiner, kindlicher und eben deßhalb für Kinder, fassen sie auch nicht die tiefere Idee des Ganzen, brauchbarer.

Lesen kann ich bei meinen überhäuften Geschäften wenig, Journale und Philisterblätter lese ich gar nicht. — Wetzel's „Jeanne d'Arc“ habe ich auch noch nicht gelesen, kann also darüber nicht urtheilen. Seinen „Hermannfried“ habe ich mit aller Macht auf die Bühne bringen wollen, es ging aber nicht. Er hat schöne, herrliche Stellen, dem Ganzen fehlt es aber an eigentlichem dramatischen Leben.

Eben an meiner vielfachen Arbeit (drei Monate hindurch habe ich, da unser Präsident verreiset, als ältester Rath neben meinem gewöhnlichen Geschäft auch die Präsidialgeschäfte übernehmen müssen) liegt es auch, daß ich so wenig geschrieben, wie Sie wissen werden. — Im zweiten Theil der „Nachtstücke“ empfehle ich Ihnen das „Majorat“ und das „Gelübde“; das „öde Haus“ taugt nichts, und das „steinerne Herz“ ist so — so! — Künftiges Jahr erscheint mehr, — ein

halb Dutzend Erzählungen beinahe in Taschenbüchern, und noch manches Andere. Seit dem 1. Januar bin ich fleißig gewesen. Auch komponire ich künftigen Sommer eine Oper, deren Text Contessa nach Calderon's „El galan Fantasma“ gar herrlich bearbeitet hat.

Mit „Undine“ ist es mir schlimm gegangen. Sonntag wurde sie zum 23. Mal gegeben, und Dienstag darauf brannte das Haus ab mit sämmtlichen Dekorationen, Kleidern, Noten ꝛc. Erst jetzt malt man wieder an den Dekorationen. —

Soviel über mein literarisches und künstlerisches Treiben, auf gütige Nachfrage. —

Fouqué wurde vor ungefähr vier Wochen, als er hier war, von einem Rückenmarkschlag befallen und hat den Gebrauch des Piedestals ganz verloren, wird auch nicht mehr lange leben, wenn nicht besondere Umstände eintreten. Merkwürdig war es, daß in den ersten Tagen seine Phantasie thätig wirkte, aber sein Gedächtniß ganz hin war. So z. B. ließ er Menschen grüßen, die längst gestorben, erzählte Geschichten, die ihm aufgegangen und die er bei wiedererlangter Gesundheit schreiben wolle, aber die waren z. B.: „das Galgenmännlein,“ „der unbekannte Kranke“ ꝛc. — Haben Sie nicht in Fouqué's neuern Sachen eine auffallende Schwäche bemerkt? Leider sind seine Ritter unter die preußischen Uhlanen oder Garde du Corps gegangen u. s. w. Ich

empfehle mich angelegentlichst Ihrem gütigen Andenken und Ihrer Freundschaft.

Nachschrift. Devrient kommt eben zu mir und bittet, Sie herzlichst zu grüßen, auch Ihre Frau Gemahlin in süßer Erinnerung an die schönen Tage von Aranjuez *).

*) Dessau, wo Devrient unter dem Namen Herzberg die dortige Bühne zum ersten Male betrat und woselbst ich und meine Frau ihn kennen lernten. — Ich gehe damit um, ehestens über Devrient's Anfangsstudien zu berichten.

II.

Friedrich Gottlob Wetzel.

— Er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flachalltägliche Gestalten.
— Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder:
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt!

(Schiller's Wallenstein.)

Herren:

Gotthilf Heinrich von Schubert,

Dr. der Philosophie, Ritter des Civilverdienstordens der Bayer. Krone, K. Hofrath, Konservator der zoologisch-zootomischen Sammlung des Staats und ord. Professor der allgemeinen Naturgeschichte an der K. Ludwigs-Maximilians-Universität in München;

und

Friedrich August Koethe,

Dr. der Philosophie und Theologie, Superintendent und Konsistorialrath zu Altstädt in Thüringen,

den brüderlichen Jugendfreunden des Verewigten

im Gefühle innigster Hochachtung und Verehrung

von

J. Funck.

I.

Lebensgeschichtliche Umrisse Wetzel's, bis zu seiner Ankunft in Bamberg im Jahre 1810.

Wie ungeschickt das Glück die irdischen Güter vertheilt, lehrt die tägliche Erfahrung. In der Regel werden Diejenigen damit beschenkt, die ihren Reichthum nur den Leidenschaften, irdischen Erbärmlichkeiten und Vergänglichkeiten zu opfern wissen, von einem höhern, geistigen Leben aber keine Ahnung haben.

Wo Ihr hintretet, stoßt Ihr an solche, wo Ihr hinschauet, blitzt Euch ein solcher Goldmensch entgegen, wo Ihr hinhört, hört Ihr den Lärm der Glücklichen in schnatternder, übermüthiger Rede, und kaum seid Ihr den Lärmenden ausgewichen, so droht Euch wieder die daherrollende Karrosse zu überfahren, und ein Schaf= oder Bocksgesicht sieht aus dem Wagenfenster Euch armen Fußgängern belustigend zu, wie Ihr ausweichend auf die Seite springt, nicht umgefahren zu werden.

Jenes sind die Reichen von Außen, aber die Armen im Innern; diese die Reichen im Innern, aber die Armen von Außen.

Ach, wie viele von diesen Fußgängern hätten dessenungeachtet aber auch das äußere Glück verdient, weil die Thatkraft ihres Geistes oft zu sehr abhing vom Willen ihres Körpers! Ihr mit den Schwingen der Dichtkunst Begabte fühlt ganz besonders das Bleigewicht, das Eure Ferse nachschleppt, bei Eurem Ausflug in das heitere Land der Ideale!

Wie wenige Dichter gab und gibt es, die, jenem weißen Raben — Goethe — gleich, nach Innen und Außen reich ausgestattet waren, die, wie Dieser, sich ähnlicher mäzenatischer Großmuth rühmen durften, die, wie Dieser, während ihrer ganzen irdischen Wanderfahrt in den Strahlen des Glückes sich sonnten, ohne die Phönixflügel zu verbrennen?!

Aufschwingen möchte sich wohl mancher Dichtergeist in's Reich der Unendlichkeit, — seine Unsterblichkeit fühlend, will er auch Unsterbliches schaffen; aber da hängt sich jenes Centnergewicht an: die irdische Sorge, — der gewaltige Geist sucht zwar auch diese zu bezwingen, wenn er allein dasteht; aber wenn das Gewicht dieser Sorge durch häuslichen Kummer, durch den Hinblick auf eine liebende Gattin und hungernde Kinder vermehrt wird, dann ruft der Versucher in der Wüste des Lebens ihm unaufhörlich zu: Kniee nieder und bete

mich an! — Und der sich aufgeschwungene Geist, um am Borne des Lichtes zu trinken, sinkt ermattet zurück, zwar den Versucher nicht anbetend, aber doch die Stimme seiner Lieben hörend!

Und doch läßt das wahre Genie durch alle Hemmnisse des Lebens sich nur momentweis, nie aber ganz unterdrücken, und die gute Natur hilft ihrem treuen Jünger.

Betrachtet man aber nun die, bei dieser Misère erzeugten, Werke eines solchen Geistes, ihre Größe, ihre Vorzüge, erwägt man dabei den hemmenden Gang der Lebensschicksale ihres Schöpfers: so muß man unwillkürlich die Kraft des Geistes bewundern, die trotz alles dessen so Herrliches hervorzubringen im Stande war. Berücksichtigt man die Individualität eines solchen Dichters, der es eben so verschmähte, blos der Menge zu gefallen, um dadurch reichen Erwerb zu gewinnen, als er es nicht über sich bringen konnte, stolzen, geistesleeren Großen zu schmeicheln, um mit den Brosamen ihrer reichen Tafel seinen Hunger zu stillen: so muß man ihn doppelt hochschätzen und liebgewinnen.

Bedenkt man aber ferner, was unter andern äußern Umständen und Einflüssen aus einem solchen Talente hätte werden, wie es unter den Flügeln eines erhabenen Mäcens, geschützt vor jeglicher äußern Einwirkung störender Lebensverhältnisse hätte aufblühen und ausgezeichneten Einfluß auf seine Zeit hätte üben kön-

nen: so muß man einerseits die Disharmonie dieser irdischen Verhältnisse tief beklagen; aber andrerseits um so mehr über eine Individualität sich erfreuen, die, eben nur auf den Schwerpunkt der eigenen innern Kraft vertrauend, so Schönes und Herrliches geschaffen!

Eine solche Individualität war unser Dichter Friedrich Gottlob Wetzel.

* *
*

Er war geboren zu Bautzen am 14. September 1779 und starb zu Bamberg in der Nacht vom 28. zum 29. Juli 1819.

Sein Vater, ein Tuchmacher, lebte in sehr beschränkten Vermögensverhältnissen, und nur mit großer Anstrengung ward es ihm möglich, dem hoffnungsvollen Knaben jene Schulerziehung zu geben, die ihm nothwendig war, sich späterhin den Universitätsstudien widmen zu können.

Reich ausgestattet im Innern, aber gedrückt von Außen, bezog er die Universität Leipzig, später Jena. Der Vater konnte ihm, wie mir der Freund versicherte, nur sehr geringe Unterstützungen zufließen lassen, und nur sein froher Muth und seine äußerst geringen Bedürfnisse, machten es möglich, seine Studienjahre ohne Unterbrechung verleben zu können.

Die kaum nennenswerthen Zuflüsse von Hause aus reichten kaum hin, — wie er sich ausdrückte — für das

Salz zur Suppe, und es mußte seinerseits darauf gesonnen werden, sich neue pekuniäre Hülfsquellen zu verschaffen.

Das Schicksal führte ihm diese dadurch zu, daß einige reiche Universitätsfreunde hier und da ihren Geldbeutel gegen Früchte seines Geistes austauschten, wodurch ihm oft auf Monate geholfen ward. Er lieferte diesen nämlich Aufsätze, Gedichte und dergleichen, die sie für ihre Erzeugnisse ausgaben, woran dem anspruchslosen Wetzel wenig lag.

Ein anderer Erwerbzweig eröffnete sich ihm durch Arbeiten für Buchhändler, die er, wie sie eben bei ihm bestellt wurden, fabrikmäßig, in der kürzesten Zeit ablieferte. So entstanden ein paar Romane, deren Namen, wie er mir sagte, er sich nicht einmal mehr erinnere. — Dafür erhielt er für den Bogen 1½ bis 2 Thaler, was ihm damals ein „ungeheures" Geld dünkte. Auch Umarbeitungen alter Bücher, die unter neuem Titel zum zweiten Male in die Welt laufen sollten, übernahm er.

Man glaube ja nicht, daß diese Beschäftigungen irgend einen Eintrag seinen Studien gethan hätten; er arbeitete diesen „Plunder", wie er ihn nannte, mit außerordentlicher Geschwindigkeit und ohne alle geistige Anstrengung aus, und die Ironie, mit der er dies alles betrieb, und die in seinem unverwüstlichen Welthumor lag, machte ihm die Sache unendlich leicht.

Es gibt Zustände im Leben, und ich selbst habe in dem meinigen solche Erfahrungen gemacht, wo gerade die heterogensten Beschäftigungen, wenn sie mit einer gewissen Ironie betrieben werden, dazu dienen, das Fundament innerer, geistiger Kraft recht zu befestigen. Solche Lebensintervalle sind später dem produktiven Talente oft von großem Nutzen und führen Erzeugnisse herbei, an die, ohne diese prosaischen Nebenbeschäftigungen, gar nicht gedacht worden wäre.

Wetzel schrieb Romane, und sie fanden den Beifall des Publikums, ohne daß sein eigentliches geistiges Wesen sich damit zu schaffen machte. Die sporenklirrenden Helden, die geharnischten Ritter, die furchtbaren Banditen, obwohl sie reiner Ausfluß ironisch-satyrischer Laune waren, schritten eben so natürlich daher und gefielen den Lesern eben so wohl, als wenn sie der schweißtriefende Hirnkasten eines damaligen leipziger Magisters geboren hätte.

Unser Freund studirte Medizin, und Neigung und Bedürfniß führten ihn, nachdem er zwei Jahre in Leipzig zugebracht, nach Jena, um Schelling zu hören. — Wie einflußreich dessen Vorlesungen auf ihn wirkten, erkannte er noch in spätern Lebensjahren und in Verhältnissen dankbar an, wo er sich vom Studium der Medizin bereits abgewandt.

In Leipzig und Jena lernte Wetzel treffliche Jünglinge kennen, mit welchen er ein enges Freundschafts-

bündniß knüpfte, das erst mit seinem Tode gelöst ward. Dahin gehören die noch lebenden ausgezeichneten Gelehrten: Hofrath von Schubert in München, Superintendent Köthe in Altstädt, mit dem er schon auf dem Gymnasium zu Bautzen bekannt wurde, und Superintendent Meißner in Waldungen bei Chemnitz, bei dessen Vater in Altenburg — den er den alten Patriarchen zu nennen pflegte — er ein halbes Jahr wohnte, auch hier mehrere Pläne zu literarischen Werken entwarf, die zum Theil schon in den Jahren 1802 bis 5 ihre Ausführung fanden. — Dahin gehört eine von der Keyser'schen Buchhandlung in Erfurt bestellte populäre medizinische Schrift: „Sieg über die Hypochondrie", die noch in den neuesten Zeiten wiederholt aufgelegt ward; ferner: „Briefe an den Mond" (ebendas.) und ein Bändchen Gedichte, unter dem Titel: „Strophen" (Leipzig, Märker 1803.); dann ein Roman: „Cleon, der letzte Grieche" (Ronneburg u. Leipzig, Schumann 1802), der, obwohl aus Geldnoth entstanden, dennoch Spuren eines genialen Geistes nicht verkennen läßt. Endlich erschien: „Fischer's Reise von Leipzig nach Heidelberg im Herbste 1805" (Görlitz, Anton) — keine Reisebeschreibung, wie so viele, die bloß trockne, statistisch-geographische Notizen liefern, sondern ein seelenvolles, frisches, jugendliches Frühlingsgemälde über Natur, öffentliches Leben, Literatur und Kunst.

Südliche Gluth und wahrhaft poetische Tiefe sind auf fast jeder Seite dieses leider vergessenen Büchleins zu finden, und ich rechne es mir als Verdienst und eine dem verewigten Dichter schuldige Pietät an, durch Mittheilung einiger Stellen, diese Reise aus der Vergessenheit zu ziehen.

Wie trefflich, wie erhaben und schön ist unter Anderem die Schilderung, die der begeisterte Dichter von Herder's großem Genius entwirft:

„Herder war einer von denen, die nie alt werden konnten, die, als Jünglinge geboren, als Jünglinge der neuen Geburt entgegengehen. Das machte, er hatte aus dem Quell Orients getrunken, und im Aufgang wohnt die ewige Jugend; der Geist des Morgenlandes hatte ihn zur Unsterblichkeit geweiht in seinen Palmenhainen. Dort ruht er nun, der Heilige, in Gottes Palmenhain, eingewiegt von Engelsmelodien, im Lande der Väter, von welchem er mit Prophetenstimme das herrliche Lied gesungen."

„Manche unheilige Zunge hat ihn gelästert, selbst in dem sonst so köstlichen Athenäum hat ein Mistkäfer gegen ihn gebrummt, weil er dem Kant'schen Unwesen, dem hohlen schlechten Unglauben, der daraus entspringt und entspringen muß, dem aufgeblasenen kalten Nichts geistlosen Pflicht- und Tugendgeschwätzes, dem selbstvergötternden Molochs- und Baalsdienst des lahmen

Kriticismus mit heiliger Kraft und deutschem Muthe die Spitze bot."

„Dank ihm, dem Redlichen, dem Streiter Gottes und der ewigen Wahrheit! Der Erfolg hat ihn gerechtfertigt; das Kartenhaus des klügelnden phantasielosen Verstandes hat längst der göttliche Sturm einer bessern Philosophie in sein Nichts geblasen. Herder, der Sonnenadler, sah, daß es eitel Dunst und Wolke war: warum sollte er schmeicheln und heucheln? warum sollte er Ehrfurcht vorgeben vor einem Götzen, dessen Nichtigkeit er erkannte? — Daß er Kant schätzte und ehrte, sagt er selbst, und wir alle ehren ihn, ob man sich gleich nicht verbergen kann, daß der Jammer der Zeit, an allem Geist und Glauben erstorben, ihn auf einen Punkt getrieben, wo in seinem Systeme die Nacktheit und heillose Blöße des Jahrhunderts recht handgreiflich und auf der höchsten Spitze erschien. Herder trat auf und sagte das, und darüber ward das Gezücht von Wortphilosophen und Kategorienkrämern so giftig. Die armen Leute fürchteten freilich, wenn das bekannt würde, sei ihr Kram in die Nüsse. Andere wissen aus seinen theologischen Grundsätzen nicht klug zu werden, die Meisten glauben, so gläubig er auch schiene, sei er doch heimlich der weltberühmten Aufklärung zugethan und wollte es nur mit den Orthodoxen nicht verderben. — Elendes Vorurtheil von einem Mann, der, ein geborner König und Prophet, größer war, als das ganze

Jahrhundert! — Das schale Volk möchte gern Alles zu sich herabziehen, und die kräftigsten Menschen zu Genossen ihrer niederträchtigen Toleranz und feigen schurkischen Achselträgerei machen. Sie freilich wagen sich nicht, ihre Ueberzeugung grade und frank heraus zu sagen, sie müssen Alles erst beschränken und modificiren und moderiren; man muß sich wundern, wie sie sich getrauen, zu existiren. Nein! Herder war, wie jeder gute, von Gott und Vernunft nicht ganz verlassene Mensch, ein erklärter, geschworner Feind des faden, dummen, kahlen Dinges, was jetzt Theologie heißt; wie konnte er, getauft mit dem Geist Orients, gepflegt an Ganges, an Indus heiligen Palmenufern, gesäugt mit der Muttermilch der höchsten und wunderbarsten Poesie unter den räthselhaften Trümmern der alten Persepolis, wie konnte Er ein solch seichtes, zwischen vier kahlen Wänden ausgehecktes, Herz-, Glaubens- und Liebe-leeres, so ganz unheilbar bornirtes Geschwätz gut heißen und unterstützen? — Jedes Blatt seiner unsterblichen Schriften widerlegt einen so niedrigen Verdacht. Die Werke dieses unnachahmlichen Genius sind alle reines lauteres Gold, alles, wie aus Einem glühenden Guß des schaffend überströmenden Herzens, das köstliche Metall, spielend im reinsten Silberblick, ohne schielende Nebenfarben. Er verstand das Wahre des ewigen Geistes, den heiligen Odem der Poesie in allen Zungen; die zartesten und stolzesten Töne aller Völ-

ker hatte er belauscht und in Einen Kranz geflochten."

„Niemand vor ihm hat den Orient so verstanden wie Er, und den muß man verstehen, wenn man wissen will, was Religion ist und Christenthum. Sonst bleibt man an der Schale kleben, wie die jetzt lebenden Theologen, und wird ein moralischer lungensüchtiger Kleinigkeitskrämer und wassersüchtiger Aufklärer. Meint das schale Volk jetzt doch gar, die hebräische und andere morgenländische Sprachen seien einem Theologen unnütz; wenn er nur das Pflichtgebot mit Kant'scher Strenge lehren könne, so müßte man zufrieden sein. Dem Himmel sei Dank, daß unter den aufblühenden Theologen viele sind, die im Geiste des unsterblichen Herder, mit ächtem Kerngeist und Glaubenskraft an's heilige Werk gehen, und das Unkraut wieder auszurotten sich bemühen. Dann wird man erst recht hell sehen, was Herder war, und was er eigentlich wollte; einsehen wird man mit mir, daß er der einzige Theolog seiner Zeit war; die Namen aber der andern, die jetzt dafür gelten, werden verschwinden, und man wird den Ruhm eines großen Theologen und Kanzelredners nicht mehr mit einigen Bänden langweiliger Predigten — sehr wohlfeil erkaufen. Ueberhaupt, wer sich nicht ganz sicher und taktfest weiß, halte sich ja dazu, um noch in die Unsterblichkeit hinüber zu kommen, ich weissage: in kurzem geht der gelehrte Ruhm höher im Preise hinauf,

als Alles, und wird wenig mehr von der Waare zu haben sein. —"

Wie wahr und kräftig beschreibt der Dichter sein geliebtes Thüringer Land:

„Thüringen ist und bleibt, nach den Rheingegenden, mir der liebste Strich in Deutschland. Es ist so etwas Heimisches, Befreundetes in dem Boden; wie ein alter herzlicher Jugendfreund heißt er den Wandrer willkommen. Wenn man durch die freudenleere leipziger Fläche sich müde und matt hindurch gearbeitet hat, dann empfängt den Pilger das freundliche Land mit seinen tausendfach wechselnden Reizen. Ganz Thüringen hat keine so unbedeutende Gegend, als fast der ganze leipziger Kreis ist. Die Natur entfaltet sich mit jedem Schritte immer reicher, kühner, üppiger. Ich sagte Dir schon, die Bäume bekämen ein ganz anderes Grün, so wie man Thüringens Boden betritt. Herrliche Berge krönen das Land mit unverwüstlichen Wäldern; romantische Gründe laden zu fröhlichem Lebensgenuß; kühne gigantische Felsen predigen mit ewiger Begeisterung die Allmacht der Natur und enthüllen auf kolossalen Blättern die urälteste Geschichte der Erde und das tiefe Wunder ihrer ewigen Metamorphose. Einfältig, treu und bieder, wie seine Natur, ist das Volk; in den Thälern des herrlichen thüringer Waldes wohnt noch der alte

deutsche Kerngeist, Gastlichkeit, unverdorbener Sinn, heilige Treue. Wenn draußen auf dem platten Lande der Bauer nahe an der Dumpfheit des Thieres lebt, so tönet hier fast in jeder Hütte Musik. Noch wandeln hier im heiligen Schatten majestätischer Wälder die Geister der alten deutschen Romanze; noch wohnen die süßen einfältigen Weisen aus guter alter Väterzeit lebendig auf den Lippen des Volks, und in den Gesellschaften der Bauern wird noch manch kindlich herzlich Lied gehört, das eines weitern Kreises würdig wäre. Noch herrscht hier das wunderbare Reich der Geister und äußert seinen geheimen Einfluß auf die Gemüther der Menschen. Wo Berge sind, ist Gott; auf dem platten Lande hauset der Teufel."

„Thüringen ist klassisches Land. Nicht nur, weil außer den Rheingegenden kein deutsches Land so fruchtbar an herrlichen, starken welterfüllten Geistern ist; sondern auch darum, weil es noch Spuren der gewaltigen Vorwelt trägt. Zwar liegen die Burgen der Starken, die vor uns waren, in Trümmern; doch die Kraft, die sie schuf, ist noch nicht erloschen. Ueber dem ganzen Lande schwebt der Geist der Vorzeit annoch mit hörbarem Flügelschlag und mit prophetischen Stimmen; das Mark der Gewaltigen ist nicht dahin, in himmelanstrebende Bäume und Felsen ist es aufgegangen, aus den schauervollen Ruinen redet noch Heldenkraft und Ritterliebe in vernehmlichen Tönen. Manche Quadratmeile

thüringer Boden ist mehr werth, ist denkwürdiger, als die ganze Mark Brandenburg sammt Pommerland."

Es sei mir erlaubt, schließlich noch der phantasiereichen Schilderung der springenden Wasser bei Cassel hier eine Stelle zu geben:

„— — — Von hier, wo in einem ungeheuer tiefen Bassin sich das Wasser des darüber liegenden Habichtswaldes sammelt, fallen von Stufe zu Stufe die himmlischen Gewässer, wie tausend gegossene Spiegel, wie glühendes Metall, wetterleuchtend im blendenden Sonnenglanz, tiefer und immer tiefer, mit herzerhebendem Brausen herab; es ist, als strömte der Aether selbst aus seinen Höhen silberschäumend und befruchtend zur Erde hernieder. Hier und da sammelt sich das köstliche Element zu muthigen Springquellen oder brausenden Katarakten, das schäumt und braust und tönt alles, unter den Füßen quillt und pulsirt und rauscht es tief, um die Bassins stehen Kolosse, die blasen Trompeten durch des Wassers Druck. Von oben regiert eine Wasserorgel, in Fels versteckt, den melodischen Sturm. Alles scheint umher zu leben; aber warum scheint? Es lebt wirklich, es ist, als ob Wald und Fels und Wasser und Himmel mit tausend Stimmen Dich umfänge, der Boden hüpft jauchzend unter dem Fuß, triumphirend schlagen des Waldes grüne Fluthen Dir über dem

Haupt zusammen, aus allen Büschen springt flüssiges Leben in silbernen Strahlen hoch im Sonnenfeuer, allseitig wettstreitet der Vögel Brautgesang, jedes Blatt glänzt von festlichem Leben und hochzeitlicher Lust wie reiner Silberfluß, und hoch herab wirft der Aether den silbernen Wasserschleier über die brünstige Erde zur stillgeheimen Liebesstunde. Alles scheint zu beben vor Lust und Liebe wie von einem großen, tiefen, unsichtbaren Herzen aus dem Innersten heraus; Funke zündet sich an Funke elektrisch fort, und Alles brennt und leuchtet in tausendfarbiger Herrlichkeit Eines großen unendlichen Lebens. Die Menge der Springquellen ist groß oben in einer Grotte; aus einer steinernen Ananasfrucht springen allein funfzig Quellen, jede funfzig Fuß hoch. Bald springen und glänzen allenthalben die silbernen Bogen, kühn und leicht, wie Geisterbrücken durch die Luft gesprengt, worauf bunte Elfen, goldene Sylphiden gaukelnd hin und wieder schweben. Schlag folgt auf Schlag, ein Lebensklang greift gewaltig in den andern. Noch verweilt Aug' und Ohr auf einem prächtigen Wasserfall, siehe, so verkündet ein neues Geräusch von einer andern Seite her das erwachende Leben einer neuen Kaskade. Von Fels auf Fels stürzt sich die schäumende Fluth unter der Teufelsbrücke, welche der gigantischen gleichbenamten in der Schweiz nachgebildet sein soll: schwindelnd verloren in das Geheimniß, in das unergründlich tiefe Leben des ewig bewegten Elements stehst

Du über dem silbersprudelnden Abgrunde. Endlich sammeln sich die Wasser alle und wogen langsam prächtig in der schönen römischen Wasserleitung daher, immer höher und höher steigt die Fluth, verwundert siehst Du sie endlich auf dem Gipfel einer großen Felsenreihe erscheinen."

„Nun fängt erst hier und da ein Bächlein von den Felsen herab zu rinnen an; endlich (man glaubt, jenes sei schon der erwartete Wasserfall), endlich stürzt donnernd sich der Strom von den steilen 104 Fuß hohen Felsen an allen Punkten nieder, das ganze Gebirge wird Fluth und Schaum; — verwirrt gleitet der scheue Blick von der bebenden Höhe, die Schlag auf Schlag rastlos, Wog' auf Woge niederstürzt, mit solcher Kraft und Lebensfülle, als könnte es nie aufhören. Aufgelöst in Tropfen und Wellen, in Schaum verhaucht, fließt des Betrachters Seele mit von den Felsen nieder und verliert sich niedertauchend in den dunklen heiligen Abgrund, in die ewigen Wirbel des rastlos strömenden Elements. Von Felsstück zu Felsstück rollt die Woge fort, so wie sie die Tiefe erreicht, bis endlich Alles sich gesammelt in dem großen See, ein Bassin von ungeheurem Umfang: ein köstlicher Wasserspiegel, still und ruhig ausgegossen durch die blühende lachende Fläche des Vorberges."

„Himmelhohe Bäume begrenzen die Fluth und werfen äußerst malerische Schatten. — Endlich, nachdem

das Bassin zur gehörigen Höhe gefüllt ist, entsteht ein Schall; der erschreckte Zuschauer fährt zurück wie vor einem unerwarteten Donnerschlag: und ein ungeheurer Wasserbaum steht mit tausend flüssigen Blüthen vor Deinen Augen. Unten, wo der Strahl ausspringt, ist er bereits 10 Zoll im Durchmesser; im Augenblick ist er auf seiner Himmelfahrt über die höchsten Bäume hinaus und regnet in Millionen Tropfen nieder. Es traf sich, daß die Sonne in tiefem Westen stand, der Tag war göttlich heiter, die Sonne brannte in den ungeheuern Silberbaum mit tausend Regenbogen, und die Wasserwolken zogen weit und breit um den Berg herum. — Und dieses Baums rastlos steigend, fallend Leben bestürmt und füllt eine ganze Stunde Dein Aug' und Ohr. An diesem festlichen Tage, sagt man, sprang diese Riesenfontaine, die prächtigste der Welt, 280 rheinische Fuß hoch, also die Höhe eines sehr ansehnlichen Thurms. Einen Anblick, den kein Wort erreicht, gewährt das schwebende Feenschloß, emporgetragen in den Lüften von unsichtbaren Geisterhänden, strahlend im Feuerglanz von Millionen Diamanten und Rubinen. Mit Einem Blick ergreift und überschaut man beide Riesenwerke menschlicher Kunst, den donnernden Wasserfall, schäumend von 104 Fuß hohen Felsengipfeln, und diese Fontaine, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat: beide wetteifern gleichsam in kecken lyrischen Sprüngen, in Dithyrambenwuth unerschöpflichen Lebens; zwi-

schen beiden schwebt und schwankt das ergriffene Auge hin und her, bald diesem Werk, bald jenem den Preis zuerkennend, wie an Zauberfäden bald hier=, bald dorthin gezogen, und dem eignen Ohr entgeht der jauchzenden Bewunderung Ausruf und erstirbt in dem allgewaltigen Sturm des brausend in eignem höchsten Leben schwelgenden Elements. Während des großen feierlichen Schauspiels, während des Wettkampfs beider Wasserriesen schweigen und ruhen wie ehrfurchtsvoll die übrigen Kaskaden, deren ganze Länge vom Gipfel herab beinahe neunhundert rheinländische Fuß mißt; nur einzelne Strahlen fallen noch von Fels zu Fels und glänzen einsam oben in dem schon dunkler werdenden Aether, wie Träume vergangener Tage; in blassem Licht verliert sich diese irdische Milchstraße voll Millionen kleiner Wassersternchen."

* * *

In die Jahre 1802 bis 6, welche Wetzel in mehrern Städten Sachsens ambulirend zubrachte, ohne sich durch einen bestimmten Beruf zu binden, fällt zu Erfurt (1805) seine Erhebung zum Doktor der Medizin, dann die Bekanntschaft mit seiner Gattin Johanna Heuäcker, früher in dem Hammerwerke Katzhütte, später in Arnstadt wohnend, mit der er sich am 19. September 1806 ehelich verband.

Dieser schreibt er während seines Liebelebens aus Leipzig unterm 25. Juni 1805 (Abends 10 Uhr):

„Es scheint diese stille Stunde vor andern heilig und würdig, mit Dir im Geist zu sprechen, wiewohl mein ganzes Leben ein ewiges Liebesgespräch mit Dir, mein süßes Licht, ist, und selbst der laute bunte Tag Deine himmlische Gegenwart mir nicht zu rauben vermag."

„Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es gehet Deine Herrlichkeit fast mit jeder Sonne schöner in mir auf, die Liebe zu Dir wird mächtiger, ich habe endlich gefunden, was ich lange ruhelos gesucht, ich habe die Zuversicht zu Gott, daß er mir Deine Liebe erhalten werde. In *dieser* Flamme wie in der Anbetung unsers göttlichen Freundes und Bruders*) möchte mein Leben sich heiter und freudig verzehren.

Wenn ich Euch nur habe,
Sterb' ich heut mit Lust:
Ruht' ich doch im heil'gen Grabe
Eurer ewig treuen Brust,
Aus des Todes Banden
Zu dem Leben glorreich auferstanden."

Unterm 29. August**):

„Guten Morgen, mein süßes Herz! guten Morgen, mein Liebchen! Ach, daß ich diesen guten Morgen nicht Deinen reinen, heiligen Lippen aufküssen kann! — —"

---

*) *Schubert.*

**) Die Jahrzahl und der Ort sind nicht genannt.

„Ich habe — denn ich muß Dir doch Alles von mir sagen — vor kurzem die Uebersetzung eines der schwersten Dichterwerke aus dem Alterthume angefangen. Es heißt: „Natur der Dinge, von Lucretius", das einzige Werk der römischen Poesie, das es ganz verdient, sich an den herrlichen Chor der griechischen Heroen anzuschließen; ein Gedicht, einzig in seiner Art durch die Tiefe und Allmacht seiner Naturanschauung. Aber so schwer, daß ich fast zweifle, ob meine Kraft es vollenden wird. Es enthält 7410 Hexameter; und davon habe ich gegen 300 übersetzt, wie sich's versteht, in der Versart des Originals."

„Außerdem schreibe ich Vormittags: „Briefe über Brown's System der Heilkunde", jedoch ein wenig ernstlicher, als das unsterbliche Werk im vorigen Winter. — Meinen „Bonifacius" mag ich hier nicht vollenden; der Ort ist mir zu prosaisch dazu."

„Nachmittags treib' ich Englisch, Französisch, auch etwas Medicin, und lese gegen Abend im Homer für mich — und des Morgens beim Kaffee lese ich gewöhnlich Arens und einem gewissen Patow aus dem Meklenburgischen einen Gesang aus dem göttlichen Alten vor. Dieser Treffliche hat mit uns schon in Jena studirt, doch haben wir ihn dort nicht erkannt. Er wohnt gleich neben Arens' Zimmer und ich über Arens. Er hat viel reinen, kräftigen Sinn für das Wahre und Große, und wir leben wie Brüder mit ihm. Wir drei

Jenenser sind dem andern Volk hier ähnlich wie Tag und Nacht. Du kannst Dir nicht vorstellen, welche dumpfe Geistesknechtschaft hier herrscht. Darum bitte die Götter, daß sie uns bald aus dem Bann zurückberufen."

„— — Aber durch das Gewebe aller Geschäfte schlingt sich ununterbrochen wie ein goldner Faden der Gedanke an Dich, Du Licht und Kraft meiner Seele! Frühling meines Lebens! Zu Dir! Zu Dir! Du Engel der Liebe! sage mir wo? —"

„Hast Du den „Ardinghello" schon gelesen? Wie schön schließt sich an den himmlischen Tasso Dein verwandtes Herz! Sein Gedicht ist, wie Schubert sagt, die Wallfahrt einer frommen Seele zum heiligen Grabe. —"

„Ossian's letztes Lied will ich aus dem Originale von Neuem übersetzen; dann sollst Du es haben." — ꝛc. ꝛc.

Aus der Zeit dieses Liebelebens mögen noch einige dichterische Ergüsse, die ich, nebst diesen Briefen, der Güte seiner Gattin verdanke, folgen, welche ich dem Leser in der Hoffnung mittheile, daß auch diese Reliquien ihm nicht als überflüssig erscheinen werden.

Sehnsucht.

Wie brennt mein ganzes Herz nach Dir!
Dein liebes Bild schwebt stets vor mir,
All' Orten, wo ich geh' und steh',
Da folgt's und macht mir wohl und weh!

O Du, die ich in Allem schau',
In Waldes Grün, in Himmels Blau,
Wenn sich die frühe Lerche schwingt,
Ist's Deine Stimme, die mir singt!

Im süßen Mond- und Sternenschein
Sind's Deine lieben Aeugelein,
In schwüler Nacht der Nelkenduft,
Dein Odem ist es, würzt die Luft.

Und Nelkenduft und Nachtigall
Und Sternenglanz verschmelzen all',
Und dunkle Wasser brausen drin,
Die Welt erlischt, vergeht der Sinn.

Mir ist, ich schwimm' aus mir heraus,
Und ström' in's All wollüstig aus, —
Und leb' ich noch und athme noch?
Ich bin nicht mehr und liebe doch!

Mir träumt, ich bin das große Meer,
Und Du die Sonne drüber her,
Und aufwärts, aufwärts für und für
Geh'n alle Wogen nur nach Dir!

Ich fasse Dich inbrünstiglich,
Hinunter, Sonne, zieh' ich Dich,
Hinunter in das Abendroth,
Hinunter in den süßen Tod.

Nun endlich, endlich hab' ich sie!
Nun tos't, ihr Wellen, spat und früh,
Nun geht, ihr Sterne, ab und auf —
Wir ruh'n, und weck' uns Niemand auf!

Sommer-Abendlied.

Wann des Tages Schein verglommen,
Kommt die Nacht mit leisem Schritt,
Heiß' ich herzlich sie willkommen,
Denn sie bringt was Liebes mit.

Bringt aus blauer Himmelsferne
Mir Dein holdes Bildniß ja,
Tags unsichtbar wie die Sterne
Kommt's mit Sternen Abends nah.

Wo der Sonnenball versunken,
Vor dem Auge blind von Glanz,
Spielt's in Regenbogen-Funken,
Hält auf goldnen Wolken Tanz.

Steigt von Bergen leuchtend nieder,
In der Abendröthe Gluth
Strahlen Deine Lippen wieder,
Deiner Wange Rosenblut!

Diese Luft Dein süßer Odem!
Heiß entgegen meiner Lust
Schwillt im üpp'gen Blumenboden
Deine schwanenweiße Brust!

Wenn die Zweige sich bewegen,
Ach, es ist Dein zarter Arm,
Kommt unsichtbar mir entgegen
In dem Winde leis' und warm.

Jeder Laut aus Deinem Munde
Wird zur Nachtigall im Hain,
Jeder Blick, er muß zur Stunde
Ein Johanniswürmchen sein.

Durch zerrißner Wolken Schleier
Blickt der Stern der Liebe vor,
Deiner Augen schwarzes Feuer
Flammt in seinem Licht empor.

Aber find' ich mich alleine,
Seufz' ich, aus dem Traum erwacht:
Folgt' auf solchen Abend eine,
Ach, nur eine süße Nacht!

Abschied.

Du schlummerst noch, und ich muß scheiden!
  Und ach, Dein liebes Angesicht,
Wie lang ich's werde müssen meiden,
  Wie ewig lang, ich weiß es nicht.

Der Morgenstern noch steht am Himmel,
  Die Sonne ist noch tief und fern,
Noch schweigt der Erde wild Getümmel —
  Ade, Ade, mein Morgenstern!

Da hängt ihr Kleid! Geschwind, ich küsse
  Den theuern Rest zum Lebewohl!
Leb wohl, Du Wunder=Wundersüße!
  Mein Herz, mein Augenlicht, leb' wohl!

Und nun hinaus, hinaus in's Freie!
  Hinaus nur ohne Aufenthalt!
Betäubt mich, Vögel, mit Geschreie!
  Ihr Winde, blas't, und rausche, Wald!

Schau' nicht zurück — ich will mich fassen —
  Bei diesem Waldeck schwind't ihr Haus —
Ein Blick — ich kann es ja nicht lassen —
  Und streck nach Dir die Arme aus!

Noch einmal! trüb wird mir's vor Augen —
Leb wohl, geliebter Engel mein!
Weg ist das Haus — nun zu, ihr Augen,
Und blindlings in den Wald hinein!

Nachdem unser Freund das Ziel seiner damaligen Wünsche erreicht und den Besitz der Geliebten am Altare erlangt, zog er noch im nämlichen Jahre 1806 zu seinem Freunde, dem Professor Schubert, der Dresden zu seinem Aufenthaltsorte gewählt hatte.

Hier im Schooße des aufblühenden häuslichen Glückes, an der Seite eines geliebten Freundes, durchglühte seine poetische Ader auch ein neues frisches Leben; er weihte sich unausgesetzt der Muse und der Wissenschaft; herrliche Schöpfungen entsprangen hier seinem Dichtergenie, die theils in einzelnen Werken, theils in Zeitschriften abgedruckt erschienen.

Ein reiches, poetisches Gemüth, Frohsinn und Heiterkeit, die sein ganzes Leben begleiteten, tiefe Religiosität, und eine kindliche, sittlichreine Seele sprachen sich deutlich schon in diesen, wie in seinen spätern Erzeugnissen aus, und verriethen schon damals den tief aufblitzenden Geist ihres Schöpfers.

Zu derselben Zeit und in derselben Stadt hielt er auch Vorlesungen über den Homer vor einem zahlreichen Kreise gebildeter Zuhörer und besonders Zuhö-

rerinnen. Diese trefflichen Abhandlungen, voll von Geist und Gemüthstiefe, im anschaulichen, lebendigen, populären Style, eben so frei von Mattheit und Trivialität, als von geschraubter, hochtrabender Subtilität, sind abgedruckt im „Prometheus“, herausgegeben von Stoll (Wien, Geistinger 1810).

Im Jahre 1806 erschienen die schon oben erwähnten „Briefe über Brown's System der Heilkunde“ (Leipz. Weigel), welche viel Aufsehen machten. Ein noch bei weitem größeres, obwohl auf andere Weise und bei einem andern Publikum, erregte aber die Dichtung: „Rhinozeros“ (Nürnberg, Stein. 2. Auflage 1810), eine Parodie der Tiedge'schen „Urania.“ — Sie ist zwar voller Scharfsinn und Witz, wußte sich aber vor dem Fehler, der alle zu lang ausgesponnenen Parodieen und Travestieen trifft, den der Ermüdung, nicht zu bewahren.

Diese Schrift gab zu den verschiedensten Beurtheilungen Veranlassung. Der geistreiche und für das Aechtkomische Sinn habende Beurtheiler ergötzte sich an des Verfassers Witz und seiner sarkastischen, nie die Grenzen der Sittlichkeit verletzenden Laune; der Beschränkte oder wohl gar Bösgesinnte suchte den Charakter des Autors in den Kreis seiner Kritik mit herüber zu ziehen und zu verdächtigen. Das konnte aber nur so lange geschehen, als man den Namen des Verfassers noch nicht kannte. So wie derselbe aber bekannt ward — wozu Wetzel

selbst das Seinige beitrug — mußte jede Mißdeutung verschwinden. — Wer konnte bei seinem durchaus gediegenen, rechtlichen Charakter, bei seiner Religiosität, die ihn durch und durch erfüllte und sich bei jeder Gelegenheit durch Wort und That so deutlich aussprach, den Maßstab der Kritik an seinen moralischen Charakter, die Quelle der Liebe und jedes edlen und schönen Gefühls, ferner anlegen?

Oft sprach ich mit ihm darüber, und lächelnd bedauerte er immer Die, „welche die Sache von der Person nicht zu unterscheiden wüßten." „Ich würde mich schämen", sprach er, „erst noch versichern zu müssen, daß es mir nie einfallen konnte, den hohen, heiligen Gegenstand zu verunreinigen; in der Parodie selbst liegt die Kritik meiner mir gemachten Aufgabe zu deutlich, als daß es noch Worte der Vertheidigung bedürfte. Die Redseligkeit des Verfassers der „Urania", das Wabeln und Schwabeln und ewige Erklärenwollen des uns Unerschlossenen, Unerklärbaren, den Beweis zu führen, daß mit allen Beweisen Tiedge's nichts bewiesen worden ist, und wir mit sammt seinem Buche so klug sind als zuvor, war der Vorwurf des unschuldigen Scherzes. Uebrigens verkenne ich so manche poetische Schönheit der „Urania" nicht, wenn auch das übersüßliche Ganze mein Magen nicht vertragen kann ꝛc."

* *
*

Das Brockhaus'sche Conversationslexikon sagt bei Gelegenheit des Aufenthaltes unseres Freundes in Dresden Folgendes:

„Er hielt Vorlesungen über den Homer und sah mit reger Theilnahme die wunderbaren öffentlichen Ereignisse von 1806 und 7 an sich vorübergehen, die er schon prophetisch in seinem „Magischen Spiegel, drinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands" mit wahrhaft Johanneischem Geiste verkündigt hatte."

Ich kenne diese Schrift nicht, Wetzel sprach nie von ihr, vermuthe aber, daß sie eine Vorarbeit zu seinem 1814 bei Brockhaus erschienenen „Prolog zum großen Magen" sei, weil Wetzel von einer solchen mir öfters erzählte, nie aber von einem Abdruck derselben mir etwas erwähnte.

Auf den „Prolog zum großen Magen" selbst legte er einen ganz besondern Werth, und, wie es mir dünkt, mit allem Rechte. Die Nützlichkeitstendenzen des Zeitalters sind hier mit wahrhaft Aristophanischem Witze gegeißelt, der Versbau dem Ganzen auf das glücklichste angemessen, fließend und rein, und eine Fülle von Gedanken, mit kerngesundem Humor behandelt, sind die Seele des Gedichts.

II.

Wetzel's Ankunft, literarisches Wirken und Leben in Bamberg, bis zu seinem Tode 1819.

1.

Wetzel als Redakteur des „Fränkischen Merkurs".

Ungefähr in der Mitte des Jahres 1809 machte Hegel, der damals Redakteur der zu Bamberg erscheinenden politischen Zeitung „der Fränkische Merkur" war, Wetzel'n den Antrag, ihm das Redaktionsgeschäft abzutreten, da er einem Rufe nach Nürnberg zu folgen gesonnen sei. — Wetzel schlug aber den Antrag aus.

Einige Zeit darauf ward er durch Schubert, der als Lehrer der Realschule ebenfalls nach Nürnberg gegangen war, auf's Neue eingeladen, die Redaktion des „Nürnberger Korrespondenten" zu übernehmen.

Die scheinbar vortheilhaften Bedingungen, die ihm gemacht wurden, veranlaßten ihn, einzuwilligen.

In Nürnberg mit seiner Gattin und zwei Kindern angekommen, ward er nur zu bald gewahr, daß er ge-

täuscht worden; denn Zehler, der damalige Verleger des Korrespondenten, hielt nicht nur sein Wort in Betreff des ihm zugesicherten Reisegeldes nicht; sondern muthete ihm noch andere Dinge zu, von denen vorher keine Rede gewesen. So sollte er zugleich auch das Geschäft eines Buchhalters mit übernehmen, die Kinder des Verlegers unterrichten u. dergl. m.

Die Sache zerschlug sich, und Hegel, der sich schon damals in Nürnberg befand, drang auf's Neue in ihn, dem früheren Rufe nach Bamberg zu folgen, indem er ihm die zu erwartenden Aussichten mit lockenden Farben malte.

Gegen Ende desselben Jahres zog Wetzel als Redakteur des „Fränkischen Merkurs" mit einem Gehalte von 600 fl. nach Bamberg.

Diese Stadt, im Mittelpunkte Deutschlands, schien ihm für sein Unternehmen besonders geeignet; die damalige thatenreiche Zeit, die großen, welterschütternden Schicksale, die dem deutschen Vaterlande, ja, allen Staaten Europa's bevorstanden, bewogen unsern Dichter, der von patriotischen Gefühlen entflammt war, mit Freuden auch diesem literarischen Geschäfte sich zu unterziehen.

Unter seiner Leitung, und unterstützt von dem damaligen Unternehmer Schneiderbanger*), der keinen

*) Dazumal k. Landgerichtsassessor, gegenwärtig erster rechtskundiger Magistratsrath der Stadt Bamberg.

Aufwand scheute, sein Institut zu heben, schwang sich diese Zeitung so empor und erhielt den Beifall aller Gebildeten in so ungemeinem Grade, daß sie in allen Theilen Deutschlands, selbst in Paris und London, mit Vergnügen und Interesse gelesen wurde.

Wetzel lieferte in ihr ein gedrängtes, aber getreues Bild der Zeit, ohne irgend etwas zu übersehen, was von weltgeschichtlichem Interesse sein konnte. Ihre Farbe war: Wahrheit und Konsequenz der Ansichten, hoher Muth, unbegrenzte Unerschrockenheit, diese Wahrheit auszusprechen, und Erhebung über Parteihaß und Vorurtheile.

Mit diesem neuen literarischen Erwerbszweige verbesserte sich auch nach und nach die ökonomische Lage unsers Freundes; denn seiner Umsicht und redlichen Thätigkeit gelang es, die Zahl der Abnehmer seines Blattes bedeutend zu vermehren, wovon auch kontraktgemäß die Vermehrung seines Gehaltes abhing.

Bei der Uebernahme desselben am 1. Januar 1810 hatte es nicht mehr als 541 Abonnenten; bis zum Jahre 1814 hatte sich die Zahl bis auf 2009 gesteigert, und sein Gehalt ging nach und nach bis zu 1000 fl. hinauf.

Diese gediegene Zeitung, die selbst der „allgemeinen" damals den Rang streitig machte, sank seit Wetzel's Tode von Jahr zu Jahr herab, und besonders in den letzten Jahren durch die geistige Beschränktheit, daher ganz unverständige Leitung ihres gegenwärtigen

Besitzers, den Mangel pekuniärer Hülfsmittel und durch steten und ungeschickten Redaktionswechsel so tief herab, daß sie kaum noch auf den Beinen sich zu erhalten im Stande ist und durch Entbehrung der in gegenwärtiger Zeit so nothwendigen Korrespondenzen kaum auf dem Niveau höchster Mittelmäßigkeit noch zu balanciren versteht*).

Wetzel war, im weitesten Sinne des Wortes, ein tüchtiger Redakteur, der, wie so Viele, nicht blos den in fremden Blättern vorgefundenen Stoff roth anstrich und dann in die Offizin zum Abdruck sandte; sondern sein Blatt wirklich schrieb; das Vorgefundene entweder gänzlich umarbeitete, oder die Artikel nach Raum und Bedürfniß desselben verkürzte, geschickt zuschnitt, folgerecht aneinanderreihte und nicht selten mit eigenen geistreichen Zusätzen bereicherte.

So ein schlechter Diplomat er im Leben, so ein trefflicher war er auf dem Papiere, d. h. in seinem „Fränkischen Merkur." — Mit Adlerblicke wußte er das unscheinbar Wichtige zu erkennen und den Zeitverhältnissen bedeutungsvoll anzureihen, und auch erforderlichen Falls die gröbsten Pillen über das Censurbrett so geschickt hinüberzurollen, daß sie der Leser zwar gehörig bepu-

---

*) So eben, bei Absendung des Manuskriptes, erfahre ich, daß das Institut der k. Advokat Dr. von Hornthal gekauft habe.

dert und überzuckert, aber doch mit ihren Grundingre-dienzen zu verschlucken bekam und die beabsichtigte Wirkung sonach nicht verfehlt werden konnte.

Wetzel war zugleich das Muster eines gewissenhaften und unerschrockenen Redakteurs, den keine Meinung, kein ihm von oben herab zugeflüsterter Wunsch bestimmen konnte, vom Wege des Wahren und Rechten abzugehen, der die Wahrheit dreist heraussagte und niederschrieb, auch wenn sie sich nicht in überzuckerten Pillen verbergen ließ. Er war ein Feind jeder Lüge, Unterdrücker des Gemeinen und Oberflächlichen, dahingegen unerschrockener Verkündiger alles Edlen, Schönen und Guten. Wer am Ende des Jahres den „Fränkischen Merkur" binden ließ, hatte neben seiner Bibel zugleich ein Buch historischer Wahrheit, ein Buch der Sittlichkeit und unverfälschten Rechtes, so wie eines kerngesunden Sinnes liegen, daß in seiner Objektivität, wie Subjektivität gleichbedeutend war.

Freilich konnte es nicht fehlen, daß, um ein so wichtiges Resultat zu erzielen, er genug Steine, die ihm in den Weg gelegt wurden, hinwegzuräumen hatte, besonders wenn sie das damalige Regierungssystem dahin trug. Da hatte er harte Kämpfe zu bestehen, die endlich sogar eine monatliche Sistirung der Zeitung und Verweisung ihres Redakteurs aus dem bayerschen Staate zur Folge hatten.

Die Sache war diese:

Die Augen der Regierung wurden im Jahre 1814, theils durch schwache, theils durch böswillige Menschen, auf den „Fränkischen Merkur" gerichtet, der durch die freimüthige Sprache und den Beifall, den er sich bei liberal Denkenden erwarb, den Neid und die Rache jener Uebelwollenden erregte.

Mehrmalige strenge Befehle erfolgten an den Censor, ein gleich wachsames Auge auf die Artikel des Blattes, wie auf seinen Redakteur zu haben.

Es konnte nicht fehlen, daß unter solchen Umständen zwischen Censor — obwohl diesem das Lob möglichster Milde und großer Humanität gebührte — und Redakteur öftere Anstände und Diskussionen statthatten, die ihren Kulminationspunkt in einem Artikel: „vom Main de dato 10. Januar 1815", erreichten.

Zufolge dieses Artikels wurde die Zeitung am 12. Februar desselben Jahres auf allerhöchsten Befehl sistirt.

Wetzel sah sich auf Ersuchen des Unternehmers veranlaßt, sich an den damaligen Minister, Grafen von Montgelas, brieflich zu wenden, und um Widerruf der Sistirung zu bitten.

Da aus diesem Schreiben die Ursache der Sistirung, wie das dabei stattgehabte Verfahren deutlich hervorgeht, so theile ich dasselbe hier wörtlich mit:

„Bamberg, d. 12. Februar 1815.

Hochgeborner Herr Graf,

Gnädiger Herr Geheimerath!

Ich hatte einst das Glück, Ew. Excellenz mich persönlich nähern zu dürfen, und wer Ihnen einmal nahe war, kann das Vertrauen zu Ihnen nie mehr verlieren.

Beseelt von diesem Vertrauen wage ich es, Ew. Excellenz gnädige Aufmerksamkeit auf einen Augenblick für eine Angelegenheit unterthänigst zu erbitten, die mich Ihre Entfernung recht schmerzlich fühlen ließe, wenn vor der Rücksicht auf das Glück des großen Ganzen, dem Ew. Excellenz hohe Kräfte gewidmet sind, nicht jene auf das kleinere Privatinteresse schweigen müßte. Gewiß — genössen wir des Glückes ihrer nähern Nähe — der hohe, klare Sinn, der Ew. Excellenz Handlungen unverkennbar stempelt, hätte die Wolken zerstreut, die sich gegen ein Institut erhoben, dessen Förderung Ew. Excellenz gnädigstem Wohlwollen selbst so ungemein viel verdankt.

Man hat nämlich den 11. dieses, auf ein höchstes Reskript, unsere Zeitung sistirt.

Erlauben Ew. Excellenz, daß ich Ihnen den Hergang der Sache treu und kurz darlegen darf.

Unterm 10. vorigen Monats enthielt der „Fränkische Merkur“ die Nachricht von einer in Coburg ausgeschriebenen, binnen vier Tagen beizutreibenden, neuen

zehnfachen Grundsteuer. Der Brief, den diese Nachricht mittheilte, war anonym an die Redaktion eingegangen; allein der zuversichtliche Ton desselben, seine richtige Aufgabe auf einem k. Postamt (Schweinfurt), ein deutliches Siegel und eine unverkünstelte Handschrift ließen mich keine Täuschung ahnen. Außerdem lag ich bei Empfang des Briefes und dessen Benutzung für die Zeitung an einem bedeutenden Fieber krank, war aber gleichwohl genöthigt, in Ermangelung eines Stellvertreters, die Redaktion zu besorgen. Dieser Umstand, und daß die Besorgung des Blattes eben in die Stunden des Paroxysmus fiel, ließ mich, bei natürlich höchst verstimmter Geisteskraft, den Inhalt des Briefes vielleicht weniger streng und sorgfältig würdigen, als dies im gesunden Zustand geschehen sein würde. Es ändert dies zwar in der Ansicht der Sache nichts, darf jedoch einem Manne, der wie Ew. Excellenz alles Menschliche berücksichtigt, wohl angeführt werden.

Wenige Tage nach Aufnahme jenes Artikels wurde ich vom k. Polizeidirektor, auf ein höchstes Reskript, angehalten, den Verfasser des Briefes unverzüglich zu nennen. Ich erklärte — noch immer krank — vom Hause schriftlich: „ich könnte das nicht, da der Brief anonym eingegangen sei."

Unterdessen wurde mir von Coburg aus durch das k. Polizeikommissariat eine öffentliche Berichtigung dieses Artikels mitgetheilt, des Inhalts: „daß die erwähn-

ten Steuern keine neuen seien, sondern blos Rückstände.“ Diese Berichtigung wurde noch denselben Tag in die Zeitung eingerückt.

Am 4. wurde ich von neuem zum k. Polizeidirektor beschieden und nach Inhalt eines an diesem Tag angelangten höchsten Reskripts nochmals aufgefordert, den Verfasser des fraglichen Briefes zu nennen, widrigenfalls die Zeitung zu sistiren sei. Ich gab hierauf schriftlich zu Protokoll: „daß ich auf Ehrenwort den Einsender des Briefes nicht nennen könne, und erbötig sei, diese Aussage eidlich zu bekräftigen.“ Zugleich legte ich — das einzig Mögliche, was ich zu thun im Stande war — das so eben aufgefundene Couvert des Briefes mit Siegel und Postzeichen bei, um der höhern Behörde kein Mittel, den Verfasser des Briefes zu entdecken, vorzuenthalten.

Gestern wurde ich auf ein neuerdings eingegangenes höchstes Reskript zum letzten Male aufgefordert, den Einsender des Briefs zu nennen, unter Androhung, die Zeitung auf der Stelle zu sistiren. Ich antwortete — wie ich denn mit gutem Gewissen nicht anders konnte — „ich wisse ihn nicht, und nach der 8 Tage früher abgegebenen Erklärung und dem Anerbieten des Eides bleibe mir keine höhere Betheurung übrig.“

Die Zeitung wurde hierauf augenblicklich sistirt, und nicht einmal das bereits druckfertige Blatt des Tages durfte ausgegeben werden.

Dieses, Ew. Excellenz, ist das reine Faktum.

Darf ich es wagen, Ew. Excellenz die Ideen, welche dieser Schritt bei mir veranlaßte, ohne einem höhern Richter vorgreifen zu wollen, mitzutheilen? — Strafe, dachte ich, kann dieses Sistiren kaum sein sollen, sie träfe wenigstens ganz die unrechte Person, statt des Redakteurs (falls man denselben straffällig erachtet) den an der ganzen Sache ganz unschuldigen Eigenthümer, der sich hierdurch in seinem unter rechtskräftigem Titel erworbenen Eigenthum gekränkt und mit einem gar nicht zu berechnenden Schaden bedroht fühlt. Es kann also jener Schritt nur als letztes und höchstes Zwangsmittel angesehen werden, das Geständniß des verlangten Namens von mir herauszupressen. Allein dies Mittel verfehlt seinen Zweck: was ich nicht weiß, kann ich nicht sagen —, und wenn Folter und Tod mir vor Augen ständen. Auch muß ich es hart finden, daß man anfängt, womit man gewöhnlich aufhört — mit einer Strafe nämlich, ohne daß jedoch dieselbe für einen Fall wie der vorliegende vorher angedroht wurde. Bin ich strafwürdig, so kann dies allein für die Unachtsamkeit sein, einem anonymen Briefe Glauben beigemessen zu haben. Mich treffe also eine diesem Versehen angemessene Strafe, aber keine so ungeheure den Eigenthümer, die sein Blatt in einem Moment, wo die allgemeine Neugier auf die Entscheidung des Schicksals einer Welt gespannt ist, gänzlich vernichten muß! Vielleicht

könnte ich zu meiner Entschuldigung anführen, daß ja auch der fragliche Artikel keineswegs der bestehenden Censur entzogen worden sei; allein aus Achtung für den eben so rechtlichen als liberalen Charakter der damit allerhöchst beauftragten Behörde berühre ich diesen Punkt nicht weiter. Doch kann ich Ew. Excellenz nicht verschweigen, wie sehr ich das Glück anderer Blätter bei ähnlichen Anlässen zu beneiden hätte! wie denn z. B. die „Allgemeine Zeitung" erst kürzlich über den Fürsten Repnin und dessen Verwaltung in Sachsen einen für den Charakter desselben allerdings beleidigenden Artikel, so wie einen andern, eine angeblich geheime Polizei in Sachsen betreffend, enthielt, beide Artikel aber, zum Theil auf officielle Aeußerungen in den Blättern der angegriffenen Verwaltung, blos berichtigen oder widerrufen durfte, ohne daß dem Fortgang des Blattes ein Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Irren ist menschlich!

Fürchtete ich nicht, Ew. Excellenz Geduld bereits ermüdet zu haben, so berührte ich hier noch einen andern, für mich nichts weniger als gleichgültigen Punkt.

Man hält mich nämlich hier und da, auf welche Veranlassung weiß ich nicht, für einen Anhänger des preußischen Systems. Es gibt nämlich Menschen (wahrscheinlich solche, die blos die bamberger Zeitung lesen), welche sich einbilden, jeder nur einigermaßen für Preußen günstig lautende Artikel sei ein Produkt des Re-

dakteurs, ohne zu bemerken, daß der „Fränkische Merkur“ diese Artikel mit den übrigen Zeitungen Bayerns, und selbst oft mit den Münchnern theilt, ja, daß sie meist aus diesen, z. B. aus der Allgemeinen, der Nürnberger, Bayreuther Zeitung entlehnt sind. — Ich darf mich kühn auf eine Ansicht meines Blattes berufen, ob ich hierin nicht sogar weniger thue, als andere beliebte inländische Blätter. Hört man, jener durchaus aus der Luft gegriffenen Meinung von mir gegenüber, das Geschrei der preußischen Blätter, z. B. des „Journals vom Nieder- und Mittelrhein“, welches die bamberger Zeitung schon öfters unter den entschiedenen Antipreußischen nennt, „denen zum Trotz die Vereinigung Sachsens mit Preußen doch vor sich gehen werde“, erinnert man sich, daß sogar der „Pariser Moniteur“ einen für Sachsen und seines Königs Recht laut genug sprechenden Artikel der bamberger Zeitung zum Text jenes bekannten Kommentars über Preußens Politik und sein Verhältniß im europäischen Staatenbunde machte, der nachher in alle Blätter überging: so kann man sich unmöglich des Lächelns enthalten über ein Vorurtheil, offenbar von Uebelwollenden ersonnen, welches mir meine beschränkte, harmlose Einsiedlerexistenz auf meinem Bureau, in meinem Studirzimmer und in der einsamen Natur nicht einmal zu gönnen scheint.

Doch ich muß Ew. Excellenz unterthänigst um Verzeihung bitten, Ihre Aufmerksamkeit schon zu lange von

Gegenständen höherer Wichtigkeit abgezogen zu haben. Nur noch ein Wort! Schon einmal erfreute sich unser Blatt Ew. Excellenz schützender Gnade in einem kritischen Moment! Möge es das Glück haben, Ew. Excellenz noch einmal seine Erhaltung verdanken zu dürfen! rc.

Wetzel."

Unser Freund erhielt hierauf keine Antwort, wohl aber der Eigenthümer Schneiderbanger, dem von Seiten allerhöchster Stelle bekannt gemacht wurde:

„Daß Wetzel das Redaktionsgeschäft niederzulegen, den bayerschen Staat zu verlassen, Schneiderbanger aber einen andern Redakteur, der ein Inländer sein müsse, vorzuschlagen habe, worauf dann das Wiedererscheinen des „Fränkischen Merkurs" zu gestatten sei."

Trotz aller Vorstellungen gelang es nicht, daß Wetzel fernerhin öffentlich sich als Redakteur nennen durfte. Es ward aber ein Auskunftsmittel getroffen, und Dr. Brendel*), ein vertrauter Freund Wetzel's, erbot sich, seinen Namen zu allen Censurunterschriften herzugeben, was von der Polizeibehörde angenommen ward.

---

*) Ehemaliger Professor an der Universität Würzburg, gegenwärtig quiescirter Appellationsgerichtsrath.

Wetzel schrieb zwar die Zeitung wie bisher fort (der verantwortliche Redakteur blieb Dr. Brendel bis zu dessen Tode), aber unter steten Anfechtungen von Seiten der Regierung, die fort und fort auf die Entfernung Wetzel's aus Bayern drang.

Der damalige Polizeichef that sein Möglichstes, diese so lange, als es nur ging, hinauszuschieben, hoffend, daß die Regierung endlich die Ueberzeugung von Wetzel's Unschuld gewinnen werde.

Als Ersterer aber fortwährend bestürmt ward, die Exekution zu vollziehen, sah er sich genöthigt, ein paar Polizeisoldaten abzuschicken, mit dem Bedeuten, Wetzel über die Gränze zu schaffen.

Dieser befand sich auf seinem Bureau. Sie gingen zu ihm, und nach Eröffnung ihres Auftrages sprach er ruhig:

„Sagen Sie Ihrer Behörde, daß ich um keinen Schritt weiche und jede ihrer Bemühungen fruchtlos sei."

Sie gingen, kamen aber bald darauf wieder, unter der Androhung, Gewalt zu gebrauchen, wenn er ihnen nicht folge, und wiederum entgegnete er ihnen fest und bestimmt:

„Den Teufel fürchte ich nicht! Ich bleibe! Wagen Sie nicht, sich an mir zu vergreifen, ich bin kein Spitzbube, meine Sache ist gerecht, vor Gott und der Welt!"

Offenbar mußten die Abgesandten den Befehl erhalten haben, keine Gewalt zu gebrauchen; denn abermals entfernten sie sich schweigend, ohne wiederzukommen, und von dieser Zeit an war unser Freund von jeder öffentlichen polizeilichen Anfechtung frei.

Daß er aber auch fernerhin im Stillen unter Surveillance dieser Behörde stand, weiß ich aus dem Munde jenes Polizeidirektors selbst, der, als sich die Regierungsverhältnisse geändert, mir anvertraute, daß er Befehl gehabt habe, auf Wetzel und seinen Umgang im Stillen stets ein wachsames Auge zu haben.

Am deutlichsten geht das Gesagte aus Folgendem hervor:

Der verewigte würdige Buchhändler Brockhaus war im Jahre 1817 hier, besuchte mich und ward von mir mit Wetzel zu Tische geladen. Als Redakteur der früher in seinem Verlage erschienenen „Deutschen Blätter" war auch sein Name in Bayern nicht allzugünstig notirt. — Kaum im Gasthofe angelangt, bemühte die Polizeistelle sich, nach ihm forschend umzuschauen und seinen Ein- und Ausgang im Stillen zu beobachten. Doppelt ward die Aufmerksamkeit derselben rege, als sie erfuhr, Brockhaus würde mit Wetzel bei mir speisen. — Von dem Augenblick an, als Beide meine Wohnung betraten, wechselten Polizeiwachen vor derselben auf- und abgehend ab. Unser Diner, unter den höchst unschuldigen Gesprächen über Poesie, Kunst,

Buchhandel u. dergl. dauerte lange, beide Freunde blieben bis 6 Uhr Abends, und auf Brockhaus' Wunsch, das Theater zu besuchen, begleiteten wir ihn dahin.

Nach dem Theater gingen wir abermals zu mir, und um 11 Uhr trennten wir uns. Ich begleitete den fremden Gast bis zu seinem Hôtel.

Auf allen diesen Wegen, in das Theater hinein und heraus, bis zum Gasthofe Nachts 11 Uhr, wurden wir, wie mir der obenerwähnte Polizeichef später unter herzlichem Lachen gestand, begleitet. Weder Brockhaus, Wetzel, noch ich hatten irgend eine Ahnung von der uns begleitenden vornehmen Dienerschaft.

Wie schon gesagt, Wetzel setzte die Redaktion seiner Zeitung bis zu seinem Ende fort, Dr. Brendel unterschrieb täglich das Censurexemplar, und soviel ich mich erinnere, hatte Letzterer nur höchst selten mit dem Censor unbedeutende Anstände, mit der Regierung selbst aber gar keine mehr zu bestehen.

Geschah es zuweilen, daß Wetzel von Diesem oder Jenem, da und dort, der seine freimüthige Sprache in seinem „Merkur" nicht verdauen konnte, angegriffen wurde: so antwortete er in diesem Blatte nach seiner gewohnten Weise darauf. Einer seiner heftigsten Gegner war Aretin*), der Herausgeber der zu München

*) Geboren den 2. Decbr. 1773 zu Ingolstadt, gestorben den 24. Decbr. 1824 als Präsident des Appellationsgerichts des Regenkreises.

in den Jahren 1815, 16 u. f. erschienenen Zeitschrift „Allemannia."

Lange schwieg Wetzel auf dessen wiederholte Ausfälle in derselben. Als Aretin aber auch noch seine Animosität gegen ihn, in der von ihm später redigirten „Landtagszeitung" fortsetzte, bediente er ihn in Nr. 80 des „Fränkischen Merkurs" vom Jahr 1819 so, daß von dieser Zeit an Aretin schwieg.

Es ist in mehrerlei Beziehung auf Wetzel's Charakter wohl nicht uninteressant, dies letzte literarische Rencontre desselben, kurz vor seinem Tode, hier niederzulegen.

Er sagt in obenerwähnter Nummer Folgendes*):

„Die berüchtigte „Landtagszeitung" Nr. 51 enthält einen des Herausgebers derselben — Freiherrn Christoph von Aretin**) (sein Name ist das beste Urtheil über ihn) — vollkommen würdigen Ausfall auf den „Fränkischen Merkur"***) und dessen Herausgeber. Indem Letzterer

---

*) Die „Landtagszeitung" selbst liegt nicht vor mir, um den Angriff auf Wetzel wörtlich abdrucken zu können; jedoch gehen die darin enthaltenen Invektiven auf denselben aus seiner Antwort im „Merkur" und dessen Schreiben an Aretin deutlich genug hervor. (Z. F.)

**) Herausgeber der „Allemannia" — genug! (W.)

***) Der gewissen Schmeißfliegen freilich ein wahrer „Mercurius — sublimatus corrosivus" sein mag. (W.)

sich das Anrufen rechtlicher Hülfe gegen die Angriffe literarischer Banditen vorbehält, bemerkt er hier vorläufig nur so viel: Den Lügen, welche über das ihm ertheilte, von der „Landtagszeitung" sogenannte „Consilium abeundi" verbreitet sein mögen, wird die öffentliche Bekanntmachung sämmtlicher Aktenstücke*) über jenen Vorfall am wirksamsten begegnen. Man wird daraus ersehen, daß er nicht in dem Falle war, „inständig zu flehen", wo er nur auf Gerechtigkeit Anspruch machen konnte, oder „Besserung zu geloben", wo er sich durchaus keiner Schuld bewußt war. Nie hat derselbe einer andern „Partei gedient" als der guten Sache, welche zugleich die Sache des gesammten Vaterlandes ist. — Die Vertretung der angefochtenen Stellen in Nr. 57 des „Fränkischen Merkurs" überläßt er seinen geehrten Korrespondenten; die Schande wird aber auch hier auf das Haupt des boshaften Sinnverdrehers fallen. — Im Vertrauen auf sein Recht und die Gerechtigkeit eines biedern deutschen Königs verlacht er alle Anfälle der Knechte der Finsterniß auf seine Ehre und politische Sicherheit. Freilich möchten diese „literarischen Heloten, Zigeuner und Vagabunden" ihre schlechte Sache gern zur Sache des Throns und des wackern bayerschen Volkes machen. Es wird ihnen nicht gelin-

---

*) Was Wetzel, nachdem Aretin schwieg, auf meine Vorstellungen und Bitten, ebenso wie die Klage unterließ. (J. F.)

gen. Das Reich des Lichts wird siegen, die Teufel gehen abwärts!

Wetzel."

Diese gedruckte Erklärung sandte er an Aretin mit einer schriftlichen ein, die folgendermaßen lautete:

„Bamberg, den 21. März 1819.

Mein Herr!

Es hat Ihnen beliebt, in Ihre Zeitung einen nichtswürdigen Angriff auf mich einzurücken, und ich habe Ihnen auf der Stelle in der Meinigen nach Gebühr geantwortet, wobei ich nur bedaure, daß es nicht noch derber geschehen. Denn mit Menschen Ihrer Art muß man's einmal und ganz abthun, das halbe Wesen führt auch hier zu nichts.

Stolz auf das theilnehmende Wohlwollen, ja auf die Freundschaft mehrerer der ersten Geister unseres Volkes, auch als Dichter und politischer Schriftsteller gewürdigt, verachte ich übrigens die elenden Schmähungen eines Quidam, der sich wie Sie bei den Bessern unserer Zeitgenossen längst um allen Kredit geschrieben. Aber, wie mochten Sie sich erdreisten, eine Geschichte hervorzuziehen, deren öffentliche Kundmachung mich durchaus als gerechtfertigt erscheinen lassen wird. Nie hätte ich, nachdem meiner Unschuld faktische Genugthuung geworden, jenen Vorfall öffentlich berührt; ich verachte es,

mich auf solche Weise geltend zu machen, und ich hoffe, meinen Ruf noch auf bessern Grund zu bauen. — Aber Ihre Unbesonnenheit zwingt mich zu einem Schritte, den ich jetzt, nachdem die Sache durch Sie öffentlich geworden, meiner Ehre schuldig bin. Ich fürchte aber, Sie haben der Partei, der Sie dienen mögen, durch Aufrührung jener Geschichte selbst den schlechtesten Dienst gethan.

Jetzt, mein Herr! noch einen wohlmeinenden Rath! Um des Besten des Vaterlandes willen, schweigen Sie von nun an! vermeiden Sie besonders einen Kampf, der bei der Stellung, die Sie nun einmal in der öffentlichen Meinung haben, nothwendig zu Ihrem Nachtheil ausfallen und mit Ihrer gänzlichen Niederlage endigen muß. Sollte es überdies Jemandem gelüsten, mich mit einem zweiten Consilium abeundi zu bedenken, so kann ich im Voraus mit der größten Bestimmtheit versichern, daß der Versuch wo möglich noch schlechtern Erfolg haben würde, als das erste Mal, und daß man daher besser thut, aufzuhören, ehe man anfängt. Ich habe das auch in meiner Erklärung im „Merkur" sagen wollen, unterließ es aber, weil es den Anschein einer Herausforderung haben könnte. Besser, mit einem Menschen von so kernfester Natur wie ich sich vertragen als sich mit ihm verfeindet! Sie und Ihre Helfershelfer stoßen hier auf einen Felsen, an dem Sie durchaus scheitern müssen. Und das sage ich Ihnen aus eigener Kraft,

nicht etwa im Namen einer Partei oder eines geheimen Bundes; ich gehöre blos dem offenen Bunde aller rechtlichen Männer, und das Geklatsch von geheimen Verbindungen sind Ammenmährchen, womit ihre Verbreiter sich selbst zum Narren haben; ich brauche keinen Bundesgenossen, als meine gute Sache, und trotze doch allen geheimen Ränken und Schwänken, was freilich die Menschen nicht begreifen, die blos in Masse sind und ausdichten können.

Sie wissen nun, woran Sie sind!

Uebrigens mit aller Achtung, die, wo nicht Ihrer Person, doch Ihrem Amte gebührt,

Ew. Hochwohlgeb.

Ergebenster

Dr. Wetzel."

Weder schriftliche noch gedruckte Antwort erfolgte hierauf.

* * *

Ich habe übrigens bei Darstellung dieses Faktums die darauf Bezug habenden Aktenstücke nothwendiger Weise mittheilen müssen, theils der Pflicht der historischen Vollständigkeit, theils den seit vielen Jahren an mich ergangenen Anforderungen von Wetzel's Freunden zu genügen, die dies interessante Faktum in seinen

Details zu erfahren wünschten *). Der Ehre des Freundes aber bin ich es schuldig, hiemit im Voraus allenfallsigen Mißdeutungen und schiefen Meinungen zu begegnen, als wäre Wetzel einer jener demokratischen Ultras und ruhestörenden Demagogen gewesen, deren Geist auf verschiedene Weise bis auf die neueste Zeit sein finsteres Wesen trieb.

Er war vielmehr ein Feind jeder geheimen, lichtscheuenden Verbindung und stand nur im offenen Bunde mit Recht und Wahrheit. Von den Gefühlen für diese bis auf's Innerste durchglüht, trugen alle seine Worte und Handlungen auch den Stempel des Rechtes und der Wahrheit an offener Stirn.

Irgend ein Mißtrauen, irgend eine Verdächtigung dieser seiner Gesinnung mußten daher sein innerstes Wesen auf's Empfindlichste treffen, und so sanftmüthig und mild er von Natur auch war, so sehr er mit Jedem in Frieden lebte: so aufgereizt und wüthend konnten ihn boshafte Angriffe machen, die sein heiligstes Besitzthum — sein Rechts- und Wahrheitsgefühl — anzutasten wagten. Er war ein deutscher Patriot, und als solcher ein abgesagter Feind der damaligen Napoleon'schen Zwingherrschaft und aller Derer, die es mit ihr hielten; aber ein eben so treuer und ungeheuchelter

*) Diese Bemerkung und Verwahrung gegen Mißdeutung möge auch späterhin gelten, wo von dem Hohenlohe'schen Bekehrungsversuch die Rede sein wird.

Anhänger und Verehrer des bayerschen Königshauses, und besonders des damaligen Kronprinzen Ludwig (jetzigen Königs von Bayern), des muthigsten Kämpfers für deutsche Freiheit.

Von diesen Gesinnungen unsers Freundes geben die mancherlei Gedichte, die derselbe theils an den Kronprinzen selbst, theils bei verschiedenen vaterländischen Festen verfertigte, das sprechendste, unzweideutigste Zeugniß, die alle, bei einem Dichter wie er, der reinste Erguß seiner Seele waren, und die er, da ihm nichts mehr zuwider war als bestellte und ungefühlte Gelegenheitsgedichte, gewiß nicht geschaffen haben würde, wenn nicht hohes, patriotisches Feuer und unbedingte Liebe zum Gegenstande selbst ihn dazu entflammt hätten.

Sehr bedauern muß ich es, daß das schönste dieser Gedichte: „Bayerns Kronprinz", unter Wetzel's Papieren nicht mehr vorgefunden werden konnte; doch stehe dafür hier ein anderes auf das bayersche Königshaus.

Bayersches Volkslied zum 18. Oktober.

(Mel. God save the King.)

Heil, Wittelsbach, Heil Dir!
Auf Felsen, rühmen wir,
Steht Deine Macht.
Wie Deiner Berge Grund,
Juwel im deutschen Bund,
Sei Dir mit Herz und Mund
Glück auf gebracht!

Und Heil auch diesem Tag,
Wo Deutschlands Feind erlag!
Viktoria!
Befreit aus fremder Haft,
Erweckt zu neuer Kraft
In deutscher Brüderschaft
Hat er uns ja.

Wenn's von den Bergen flammt,
Was von Thuiskon stammt,
Schließt Herz an Herz!
Wir Alle blutsverwandt
Sind ja Ein Vaterland,
Wie Flammen Eins im Brand
Geh'n himmelwärts.

Max Joseph für und für!
Dem siegreichen Panier
Des Löwen Hoch!
Den Adlern zugesellt,
Bist Du's, der Deutschland hält,
Trotz einer halben Welt!
Hoch, Bayern, hoch!

2.

Wetzel als Dichter.

Obwohl das Redaktionsgeschäft des „Fränkischen Merkurs“ Wetzel's Thätigkeit, bei seiner gewissenhaften Leitung desselben, bedeutend in Anspruch nahm, suchte er sich doch so viel geschäftsfreie Stunden zu erringen, um der Poesie, die ihn sein Lebelang durch und durch erfüllte und für die zu leben er eigentlich geboren war, die schuldigen Opfer zu bringen.

Zu diesen blieben ihm leider aber nur einige Nachmittags- und Abendstunden übrig, und oft beklagte er sich darüber, „daß er in ganz verkehrtem Stundenkreise bestimmt sei sein eigentlichstes Leben zu leben, dem Handwerk die schönen Morgenstunden opfern und der göttlichen Dichtkunst zu einer Zeit obliegen müsse, wo andere Leute verdauen und spazieren gehen.“

„Das muß anders werden“, sprach er, „oder ich gehe darüber zu Grunde! Glaubst Du nicht, daß es anders werden wird? Gestehe mir offen: — denkst Du, daß ich fähig bin, irgend etwas Großes zu leisten, und ich dadurch so gestellt werden könne, mich der Zeitungsbürde zu entledigen und als freier Mann zu leben?“

Ich theilte ihm darüber meine Ansichten nach meiner besten Ueberzeugung mit und suchte alle mögliche

Beruhigungs- und Hoffnungsgründe hervor, ihn in eine heitere Zukunft schauen zu lassen; allein nie erlebte er, und ich mit ihm, diese Freude, obwohl er allerdings Großes schuf, von den Bessern als ächter Dichter anerkannt, ja von der Masse selbst mit dem Namen „Volksdichter" gekrönt ward; — — es wurde nicht anders, und er ging, wie er gesagt, — zu Grunde!

Die damals bewegten Jahre von 1806 an machten auch auf unsers Dichters Gemüth einen tiefen Eindruck. Deutschlands freie Selbständigkeit sollte durch fremde Zwingherrschaft gebrochen werden, die alte Reichswürde ging verloren, der Rheinbund wurde gestiftet, und Deutschland, das Reich der Welt, sollte einem fremden Diktator gehorchen, aus dessen Munde Befehle annehmen, sein Glück, seinen Ruhm, sein eigenes Wohl ihm opfern! Jedes Patrioten Herz blutete damals bei diesem Anblick im Stillen; auch Wetzel's dichterischer Geist fühlte den entehrenden Spott, und das Unheil, das für's deutsche Vaterland daraus entwachsen würde.

Glühend für Freiheit, Vaterland und Nationalität, entlud sich sein schöpferischer Dichtergeist in den herrlichsten Gesängen; das Kriegs- und Siegesjahr 1813 war es besonders, was ihn zu den trefflichsten Volksliedern*) begeisterte, die je der Feder eines Volksdichters entflossen.

---

*) Kriegs- und Siegeslieder aus dem Jahre 1813. Leipzig, Brockhaus. 1814.

Ohne Uebertreibung darf wohl behauptet werden, daß in dieser Dichtungsgattung Wetzel unübertroffen dasteht, und wohl nur von unserm trefflichen „Rückert" in seinen „deutschen Gedichten" erreicht ward.

Nachklänge dieser Lieder sind die „Volksgesänge", die er zur Feier des 18. Oktobers in Bamberg dichtete. Eins der schönsten ist folgendes, das auf dem sogenannten Rothhofe bei Bamberg, bei angezündeten Holzstößen, 1814 von einer überaus zahlreichen Volksmenge gesungen ward, und dessen Eindruck von erschütternder Wirkung war.

Auf Aller = Deutschen = Fest.

Nachts beim Feuer auf den Bergen.

(Nach: Bekränzt mit Laub ꝛc.)

Auf Bergen wohnt die Freiheit! da blüht Leben
Und Lebenslust vollauf!
Wo Berge sind, ist Gott, und Engel heben
Die Seele himmelauf!

Auf Bergen ist das Feuer auch geboren,
Der Freiheit höchstes Bild!
Da wächst der Wein, aus Sonnengluth vergohren,
Der uns mit Feuer füllt.

Viktoria! Viktoria dem Feuer!
Im Feu'r wohnt Gottes Macht!
Im Feu'r erschien der Herr uns als Befreier
In jener Riesenschlacht.

Drum sei das F e u e r unser Bundeszeichen,
Die Berge sein Altar,
Und Alle sollen sich die Hände reichen
Als F r e i e immerdar!

Und alle Berge flammende Altäre
Des neuen Bundes sein,
Doch auf den Feind, und wenn's der Teufel wäre,
Wie Hekla Feuer spei'n!

Wann hoch die Gluthen von den Bergen wehen
Durch Nacht und Finsterniß,
Wenn auch kein Deutsch — d i e Sprache, die verstehen
Die Fremden doch gewiß!

Und wie das Irdische von Schlack' und Schlamme
Im Feuer sich verklärt,
Also auch wir! es läutre uns die Flamme
Auf diesem heil'gen Herd!

Auf Bergen wohnt die F r e i h e i t! da blüht Leben
Und Lebenslust vollauf!
Wo Berge sind, ist Gott, und Engel heben
Die Seele himmelauf!

Das Publikum war so enthusiasmirt davon, daß die Wiederholung des Liedes am folgenden Tage allgemein gewünscht ward, wo eine Gesellschaft von Kunstdilettanten im Theatergebäude Schiller's „Wilhelm Tell"

unter der Aegide des verewigten Marcus aufführte! Ich mußte mich, als Darsteller der Titelrolle, bequemen, noch am nämlichen Tage folgende einleitende, von Wetzel gedichtete Worte zu memoriren und am Abend zu sprechen:

Epilog.

(Akt 5, letzte Scene.

Nach: „Es lebe Tell, der Schütz' und der Erretter!")

Landsleute, still mit Eurem Lebehoch!
Dem stillen Sohn des Bergs, der that, was er
Nicht lassen konnte, ziemt nicht solche Feier:
Spart Euren Jubel für ein Größ'res auf!

(Nach einer Pause — lächelnd:)

Der Geßler hieß mich „einen Träumer" — hm!
Der Landvogt hatte wohl so Unrecht nicht —

(Rasch gegen das Publikum vortretend — prophetisch erhaben:)

Denn eben hatt' ich einen großen Traum!
Der Gott in mir, der meinen Arm gelenkt,
Daß mir der Pfeil in's Herz fuhr des Tyrannen —
's war mein Geburtstag just — der achtzehnte
Oktober — ha, und der Geburtstag auch
Der Freiheit meines lieben Vaterlandes —
Denselben Gott fühl' ich im Busen wieder —
Der Tell wird ein Prophet! — sein Geist fleugt über
Ein halb Jahrtausend hin. — Germania!
Du Land der Kraft, du Land der Treu' und Ehre,
Du liebes blutsverwandtes Land der Schweiz!
Ich sehe deine Gau'n voll Mord und Brand —
Ein neuer Geßler plagt, ein ärg'rer dich —
Der freie Deutsche huldigt keinem Hut —

Das ganze Reich ein ungeheurer Zwingthurm —
O wehe! wehe! wehe! — Auf, Landsleute!
Ihr Deutschen auf! — mit Gott! sie stehen auf!
Seht, Jung und Alt und Fürst und Unterthan —
Vom Belt zum Rhein schlägt nur ein einzig Herz —
Ganz Deutschland wird ein Rütli! Alles streckt
Die Hand gen Himmel — Millionen schwören —
„Seht ihr die Feuerzeichen auf den Bergen?
Hört ihr die Glocken drüben über'm Wald?"
Und nieder, nieder, nieder reißen sie
Die schnöde Zwingburg! — Glück auf, wackre Kämpfer!
Ich sehe Frau'n gewappnet ziehn in's Feld,
Der Knabe mischt sich in der Männer Heerschaar,
Der Fürst ficht in den Reih'n gemeiner Krieger —
Mit Gott! mit Gott! — Dort liegt die große Wahlstatt! —
In Wolken Gott der Herr und wirft das Loos!
Ha, wie es blitzt und kracht! Die Erde schüttert,
Als wenn sich Riesen um den Weltkreis schlügen,
Denn zwanzig Völker ringen um ihr Heil! —
Ha, Geßler, zitterst Du? Ein andrer Tell
Ergreift den Pfeil, drückt ihn nach Deinem Herzen —
Auf! drauf und dran! — Da geht die Sonne auf —
Der achtzehnte Oktober*) — Gott mit uns! —
Dein Auge, Retter, strahlt in Glorie
Aus dem Gewölk hervor — Viktoria!
Gewonnen ist der Sieg — der schreckliche

---

*) In diesem Augenblicke erschien im Hintergrunde das Datum des Siegestags in einer Glorie, und über demselben das Auge der Vorsehung.

Tyrann verblutet — all' sein Heer zerstäubt
Wie Spreu im Winde! — Deutschland, Deutschland frei! —

(Zu den Mitspielenden gewandt:)

Landsleute, nun hervor mit Eurem Vivat!
Nicht mir! nicht mir! Nein, Deutschlands edlen Rettern
Und auch den Rettern unsrer lieben Schweiz!
Hoch lebe Deutschland, unser Aller Mutter,
Und dreimal hoch!

(allgemeines Lebehoch.)

Und segne Gott den Bund,
Den Deutschlands Fürsten, den Europas Fürsten
Versammelt sind vor Gott dem Herrn zu schließen
Zu ewig treuer Eidgenossenschaft! —
Franz, Alexander, Friedrich Wilhelm lebe,
Und Max, der Bayern Stolz!

(abermaliges Lebehoch.)

Jedoch wohin
Entrückt der Geist mich? — — Liebe Eidgenossen,
Wißt Ihr das Lied noch, das wir damals sangen,
Am großen Freiheitsfest, dem Jahrestag
Des Schusses auf den grausen Landvogt Geßler,
Bei'm Schein der Feuer auf den freien Bergen?
Könnt Ihr das Lied noch, o so stimmt mit ein:
„Auf Bergen wohnt die Freiheit — "

Chorus

(vom ganzen Publikum mitgesungen).

Auf Bergen wohnt die Freiheit! da blüht Leben ꝛc.

(Weiter s. oben.)

* *
*

Da ich vorhin den Namen des unvergeßlichen Marcus, des Gründers dieser, so wie der Oktoberfeier in Bamberg, genannt, Wetzel zu ihm in sehr freundlichen Verhältnissen stand, und Beide bei allen volksfestlichen Gelegenheiten sich stets die Hand reichten: so glaube ich eine Pflicht der Pietät zu begehen, wenn ich den Manen beider ausgezeichneter Männer zu Ehren hier noch ein Gedicht in das Gedächtniß der Zeitgenossen zurückrufe, das Wetzel nach dem Tode des um Wissenschaft, Menschenwohl und edleres geselliges Leben so hochverdienten Mannes fertigte. Das nachfolgende Lied, das dem Sänger, wie dem Besungenen, zu gleicher Ehre gereicht, wurde bei Marcus' Begräbniß am 29. April 1816 gesungen. Seine Ruhestätte findet der Wanderer auf dem herrlichen Berge der Altenburg bei Bamberg, neben dem Denkstein Adalbert's, letzten Grafen von Babenberg. — Der Altenburg gegenüber liegt der vorerwähnte Rothhof, seit dem ersten Jahrestage der Leipziger Schlacht „Feuerberg“ genannt, wo das Oktoberfeuer einige Jahre hindurch brannte.

An Marcus' Grabe.

Auf den Bergen war Dein Leben,
Auf den Höhen Deine Lust,
Alle Gipfel zu erschweben,
Hob sich Deine Adlerbrust!

Siegreich nun hindurchgedrungen
Ueber'n wandelbaren Mond,
Hast Du Deinen Berg erschwungen,
Wo die ew'ge Sonne wohnt.

Unsichtbar, zwei Sterne, stehen
Deine Augen über'm Grab,
Blicken von den freien Höhen
Auf die theure Stadt herab,
Der Dein Geist so viel gegeben. —
Bleib ihr Schutzgeist, sel'ges Haupt!
Ewig hast Du an das Leben,
Nimmer an den Tod geglaubt!

Deinem Adalbert zur Seite,
Schaue nun mit Siegerblick
Als ein Ritter auf die weite,
Wohl beschloßne Bahn zurück!
Wenn die heil'gen Flammen wallen
Drüben von dem Feuerberg,
Soll Dein Name auch erschallen!
Auch dies Fest ja war Dein Werk.

Beim Gesang der Frühlingslerche,
In der Bäume grünem Haus,
Ruhe nun auf Deinem Berge,
Edler Dulder, ruhe aus! —
Wandrer, lasse Dir nicht grauen,
Weil sich hier ein Grab Dir weist!
Tritt herbei nur mit Vertrauen,
Denn hier wohnt ein guter Geist!

* * *

Mit dem Cyklus der „Kriegs- und Siegeslieder" erschien fast zu gleicher Zeit und ebenfalls bei Brockhaus: „Der Prolog zum großen Magen", welcher humoristischen Satire, mit dem nur barock scheinenden Titel, ich schon bei schicklicher Gelegenheit am Schlusse des ersten Abschnitts gedachte.

Im Jahre 1814 gab unser Dichter das erste Bändchen seiner „Schriftproben"*) heraus, — ein Titel, der bei seiner höchsten Anspruchlosigkeit nicht auf einen so reichhaltigen Kerninhalt schließen läßt. Es sind diese Schriftproben meistens wahre Schriftmeisterwerke und enthalten Mythen, Romanzen und lyrische Gedichte. In den Mythen**) und Romanzen setzte sich der Dichter die Aufgabe, das, was in der innersten Natur des Menschen gegründet, ein allgemein nothwendiges Produkt des menschlichen Dichtungsvermögens, gleichsam die Urpoesie des Menschengeschlechts war, die sym-

---

*) Bamberg bei Kunz (gegenwärtig Dresch'scher Verlag). Ein zweites Bändchen erschien ebendas. 1818. Bemerkt wird, daß in dieser Sammlung kein einziges seiner frühern Gedichte, die 1803 unter dem Titel „Strophen" (S. 1. Abschnitt) erschienen, aufgenommen ward.

**) Eine beträchtliche Fortsetzung dieser Mythen, mehr als die hier gegebenen, befindet sich unter seinem Nachlasse. Die äußerst flüchtige Handschrift ist aber gänzlich undurchdringlich, und das deutsche Manuskript sieht der Anschauung nach eher einem orientalischen gleich. So verhält es sich leider mit einer Menge hinterlassener metrischer Arbeiten.

bolischen Anschauungen der Völker über die älteste Welt, wie sie aus den neuesten Forschungen sich ergaben, zum Gemeingute des Volkes, der Menschheit zu machen. — In den lyrischen Gedichten, die besonders den zweiten Band füllen, spiegelt sich aber die eigene Individualität des Dichters, sein nur nach dem Höchsten ringender Geist, die wunderbare Tiefe des Gemüths, der kindliche Natursinn, die zarteste Herzensreinheit, kurz, ein Streben und Leben ab, das den vom Himmel stammenden und zum Himmel dringenden Dichtergenius auf die ergreifendste, anziehendste Weise bekundet.

Diese wahrhaften Gedichte blieben aus mancherlei Ursachen ziemlich unbekannt, was zum Theil in den Zeit-, zum Theil aber in buchhändlerischen Verhältnissen ihres Verlegers, der sein Etablissement mit diesen „Schriftproben", Schubert's „Symbolik des Traumes" und den Hoffmann'schen „Phantasiestücken" begann, endlich und vorzüglich aber in dem konfundirenden Titel*) lag. Selbst ausgezeichneten Dichtern und Geistesverwandten blieben sie (fast unbegreiflicher Weise) unbekannt, wovon z. B. neuerlichst H. Heine Zeugniß gibt, der sich über unsern Freund, von dem er außer einigen Liedern in der „Urania" nichts kennt, in seiner

---

*) Mehrere Buchhandlungen begehrten und remittirten die „Schriftproben", weil sie statt Gedichte Buchdruckertypen erwartet hatten.

„Romantischen Schule“ S. 316 folgendermaßen vernehmen läßt:

„Den verstorbenen Wetzel, der jetzt vergessen und verschollen*) ist, muß ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er ist ein Wahlverwandter unseres vortrefflichen Uhland, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinschmelzender Innigkeit. Diese Lieder, halb Blume, halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern Jahrgänge von Brockhaus’ „Urania“.“

Das schönste Zeugniß zur Empfehlung der Wetzel’schen Gedichte glaube ich hier niederzulegen, wenn ich ein kurzes Urtheil des tiefsinnigen Schubert mittheile, das derselbe auf Veranlassung des Verlegers an Letztern ergehen ließ, als dieser gesonnen war, die bei-

---

*) Das ist ganz unrichtig; denn ehe man etwas vergessen kann, muß man es erst gekannt haben; und die Wenigen, die Wetzel’s Schriften kennen, haben sie sicherlich nicht vergessen. — Ueberhaupt spielt dem großen Dichter die kritische Feder manche Tücke in dieser „Romantischen Schule“. Sie ist zwar ein Palast köstlicher allgemeiner Gedanken; aber ein ziemlich beschränktes Haus kritischer Urtheile, weil der Verfasser so manches Werk ausgezeichneter Dichter neuerer Zeit nicht zu kennen scheint; daher seine Urtheile über solche theils fehlen, theils nicht umfassend genug sind. Ich habe das Buch nicht zur Hand, um dies zu belegen, behalte es mir aber bei anderer Gelegenheit bevor. Erinnerlich ist mir nur z. B. im Augenblick, daß sogar bei Achim von Arnim ein Paar seiner vorzüglichsten Schriften gar nicht, dahingegen unbedeutendere erwähnt sind.

den Bändchen „Schriftproben“ nach des Verfassers Tode zum zweiten Male in die Welt zu schicken, was aber leider aus hier nicht hergehörenden Gründen unterblieb.

„Aufgefordert von dem Herrn Verleger der Gedichte meines verewigten theuren Freundes Wetzel, will ich recht gern, soweit es Zeit und Gelegenheit erlauben, mit einigen Worten zur Rede stehen über den Verfasser nachfolgender Gedichte, und über diese selber, nach dem Maaße, in welchem ich eben beide verstanden habe.“

„Wetzel war einer der geistvollsten, und, was mehr ist, einer der aufopfernd liebendsten Menschen unter Allen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe.“

„Was er innerlich wollte und ersehnte, ja, was er im Werden war — der früh Geschiedene: das können wohl die nachfolgenden Gedichte zum Theil bezeugen; das Bleigewicht aber, das dem edlen Manne hier auf Erden an der Ferse hing und ihn am weitern Auffluge hinderte, namentlich Armuth und Kränklichkeit, konnten nur seine vertrautesten Freunde und vor Allen Der kennen, welcher die Menschen kennt, mehr als sie sich selber kennen.“

„Möchten denn die nachstehenden Gedichte in unserer Zeit Viele finden, welche bei dem Lesen derselben in sich selber einige Verwandtschaft mit dem Verewigten empfänden. Denn wenn erst eine solche, sich selber nicht

sondern nur das Geliebte achtende und für dieses Alles aufopfernde Liebe und ein solches, zuletzt doch noch Befriedigung findendes Sehnen nach dem Bleibenden und Rechten, wie sie der Selige nach seinem Maaße besaß, unter den Menschen gefunden würden: dann müßte wohl gut leben auf Erden sein.

Erlangen, im September 1825.

Dr. G. H. Schubert.

* * *

Auch außer den in den „Schriftproben" gegebenen lyrischen Ergüssen entflossen Wetzel's Mußestunden die schönsten Lieder, die er zum Theil für das „Leipziger Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" seinem Freunde Wendt, als Redakteur desselben, von Zeit zu Zeit übersandte. — Aber immer beschäftigte ihn der Gedanke, einmal etwas Ganzes, etwas Großes zu schaffen; nur in der Wahl des Stoffes konnte er mit sich nicht einig werden. Zu einem dramatischen Gedicht eigener Erfindung fühlte er sich besonders hingezogen, und nur meine Einwendungen, die ich ihm auf sein Befragen desfalls machte, hemmten den raschen Vollzug.

Er versprach sich, wie schon früher bemerkt, von dem Gelingen seines Kunstproduktes nicht nur die Anerkennung seines Dichtervermögens bei den Bessern und Edlern der Nation; sondern als Folge davon sollte ihm

sein Werk zugleich zu Verbesserung seiner pekuniären Verhältnisse und Abschüttelung seines Zeitungsjoches dienen.

Ein dramatisches Gedicht aber, sagte ich ihm, wird, ohne den Zweck der Bühnendarstellung mit zu verbinden, sei es noch so vortrefflich, besonders als erster Versuch eines in diesem Felde noch unbekannten Verfassers, schwerlich je eine solche Theilnahme des Publikums erwecken, daß es die daran geknüpfte Nebenabsicht mit erreichen hülfe. Und, fuhr ich fort, würde ihn auch die Intension zur theatralischen Darstellung bei seiner Arbeit stets umschweben, so zweifelte ich wiederum an einem entsprechenden Gelingen, weil ihm der praktische theatralische Seherblick und Takt abginge, im Voraus zu berechnen, was bei der Darstellung die Masse ergreifen und fesseln würde, und was nicht.

Und endlich, schloß ich, würde durch ein solch vereinigtes Streben, zweierlei Zwecke zu verbinden, einer jedenfalls Noth leiden, und bei ihm sei vorauszusehen, daß durch Aufopferung poetischer Stellen das schöne Ganze geschwächt und gestört werden würde, ohne einen besondern Gewinn für die Bühnendarstellung errungen zu haben.

Unserm Freunde leuchtete dies ein; denn er war entfernt von jeder Anmaßung und Eitelkeit, und obwohl den reichen, poetischen Fonds seines Innern gut erkennend, sah er auf der andern Seite doch auch ein, daß

dieser Fonds, rücksichtslos in das äußere, prosaische und an konventionellen Formen und Gewohnheiten hangende Leben übertragen, einem frischgebornen, nackten Kinde gleiche, das die unbehülflichen, unbarmherzigen Zeitgenossen sehr leicht nicht gegen die Kälte der Außenwelt bekleiden und schützen könnten.

Diese Einsicht hatte er nun zwar, aber sie erfüllte ihn mit Wehmuth und Schmerz; denn sie zeigte ihm die Nothwendigkeit, den innern, brausenden, poetischen Lebensstrom in sich zurückzudrängen. Sie sagte ihm später, bei noch reiferm Nachdenken, daß wohl am leichtesten durch dramatische Behandlung eines schon gegebenen, historischen Stoffes die mächtige Forderung seines innern poetischen Genius, wenn auch nicht vollständig befriedigt, aber doch vielleicht das Ziel einer glücklichen, äußern Lebensexistenz erreicht werden dürfte.

Der Freund sann nun, einen geschichtlichen Stoff zu finden, der das Publikum tief ergreife, sei es nun als bloßes dramatisches Gedicht oder als Bühnendrama. Er sann lange vergebens nach, bis eine Lungenentzündung ihn auf das Krankenlager warf, das zur Geburt des poetischen Hoffnungskindes Veranlassung gab.

Ungefähr acht Tage nach diesem nicht gefahrlosen Krankenlager schrieb er mir vom Bette aus einen langen Brief, den ich leider nicht mehr besitze, und nur

seinem Inhalte, nicht aber seinen schönen Worten nach hier mittheilen kann.

Er sagte darin, „daß in einer schlaflosen Nacht und unter fieberischen heftigen Anfällen ihn auf einmal der Stoff zu einer Tragödie, die alles bisher Gewünschte in sich vereinigen werde, gekommen sei, alle frühern Pläne müßten vor diesem verschwinden, das Ganze wie das Einzelne stehe schon in seinem Kopfe fest, und durch nichts in der Welt werde er sich irre machen lassen, dieser seiner himmlischen Eingebung — wie er sie nannte — zu folgen, und er beschwöre mich bei unserer Freundschaft, ihm dabei mit Rath und That beizustehen."

„Um sein Werk zu vollbringen", fuhr er fort, „sei es aber durchaus nothwendig, daß er sich jeder andern Arbeit als störender Zerstreuung enthebe, und sonach habe er den Entschluß gefaßt, sein Zeitungsredaktionsgeschäft niederzulegen, ich möge ihm, um dies zu können, mit einem successiven Darlehn bis zur Summe von 500 fl. unterstützen, in wenigen Monaten würde seine Tragödie einen Verleger gefunden haben, und so reichlich von diesem sowohl, als von Theaterdirektoren honorirt worden sein, daß er mir den Betrag leicht ersetzen und zu fernerer sorgenfreien Existenz auf eine gute Zeit hinaus dennoch für sich noch übrig behalten würde ꝛc."

Ich besuchte ihn sogleich nach erhaltenem Billette, und seine matten, aber freudetrunkenen Augen blickten

mich erwartungsvoll an, und die Frage sah aus ihnen deutlich hervor: „wirst Du mir meine Bitte gewähren?“

Drauf erzählte er mir nun umständlich, daß ihm der kühne Gedanke zu einer zweiten „Jeanne d'Arc“ wie ein Blitz aus schöner Sommernacht gekommen sei, dieser Gedanke beseele und erfülle ihn so mächtig und innig, daß er nicht eher ruhen könne, bis er dies Wunderthema nochmals der Welt zur Anschauung gebracht habe, es würde auf ganz andere Weise wie bei Schiller geschehen, der auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit idealisirt habe, er (Wetzel) würde dieser treu bleiben, ohne der Poesie ihr Recht zu vergeben ꝛc.

Dem kranken Freunde glaubte ich das Eingehen in seinen Plan nicht nur schuldig zu sein, sondern ich befestigte ihn durch meine Erwartungen, die ich mir vom Erfolge seiner Arbeit, vom höchsten poetischen Standpunkte aus betrachtet, verspräche, und äußerst schonend berührte ich die allenfallsigen Bedenklichkeiten, die durch den Namen „Schiller“, der sich nun einmal gleichsam ein gewisses Bürgerrecht in der belletristischen Geisterrepublik verschafft habe, seinen Hoffnungen entgegenständen, des theatralischen Philisterpublikums dabei gar nicht zu gedenken.

Doch war er so von seiner poetischen Kraft erfüllt, daß diese leisen Andeutungen wenig Eindruck auf ihn machten, im Gegentheil ihm zu der nachfolgenden Aeußerung Veranlassung gaben, die ich schon einmal im

Leben Hoffmanns*) anführte, wo von dessen innerm Selbstgefühl die Rede war. Er sagte:

„Ein innerer Gott spricht aus mir, wenn ich Dich versichere, daß das Poesie wird, was ich schreibe, oder es gibt keine mehr; und wenn auch von den Zeitgenossen mein Stück nicht gleich gewürdigt werden mag, da das Schiller'sche noch zu frisch in ihnen lebt, so wird die Nachwelt es neben jenem um so sicherer bewahren."

Ich pflichtete ihm auch hierin bei, versprach ihm jede mit meinen ökonomischen Mitteln verträgliche Hülfsleistung, hielt es aber nach Erwägung aller Umstände für Pflicht, ihn von seinem Vorsatz (den er auf der Stelle auszuführen gedachte), sein Redaktionsgeschäft niederzulegen, abzubringen, was auch nach vielen Vorstellungen gelang.

Er arbeitete nun, nicht ohne Nachtheil auf seinen physischen Zustand, fort und fort im Kopfe sein poetisches Gebäude aus; einzelne Scenen wurden, nachdem er zuweilen das Bette verließ, niedergeschrieben, und ein bedeutender Theil des Ganzen war schon fertig, noch ehe er sein Bureau wieder betrat.

Er las mir nach und nach seine Arbeit vor, und mehrere freundschaftliche, obwohl lebhafte Diskussionen hatten zwischen uns statt, die aber immer durch meine

---

*) S. dasselbe, Abschnitt VII.

Frage: „was willst Du eigentlich bezwecken mit Deinem Stücke?" ihr Ende erreichten, weil mein Tadel immer die zu großen Längen oder poetischen Grotesken — Auswüchse würden sie die zahmen Poeten, und Obscönitäten die theatralischen Elegants genannt haben — betraf.

Buchhändler Brockhaus kam, wie schon früher erwähnt, nach Bamberg, als Wetzel eben seine Tragödie vollendet; er ward durch mich persönlich mit ihm bekannt und Verleger derselben, unter Honorarbedingungen, die Wetzel's Erwartungen bei weitem nicht entsprachen, meine Hoffnungen desfalls aber übertrafen; denn dieser würdige, in den Annalen des deutschen Buchhandels gewiß stets fortlebende Mann unterstützte aufkeimende Talente, rücksichtslos auf sein eigenes Interesse, mit wahrhafter Munifizenz, weil er, selbst wissenschaftlich ausgebildet, und mit empfänglichem Sinn für das poetisch Schöne und Wahre, den Werth eines poetischen Produkts auch zu beurtheilen verstand.

Wetzel's „Jeanne d'Arc" machte zwar nach ihrer Erscheinung im Druck auf alle Edlern der Nation den gehofften Eindruck und erfreute sich auch bei den bessern Rezensiranstalten der rühmlichsten Erwähnung; keine Bühne wagte aber den Versuch der Darstellung aus leicht zu findenden Gründen.

Dessenungeachtet wird diese Tragödie stets eine herrlich duftende Blume im Garten unserer dramatischen

Literatur bleiben, und ihrem genialen Schöpfer zur Ehre unverwelkend fortblühen. Selbst Goethe verkannte ihren Werth nicht und ließ durch Knebel dem Verfasser freundliche, aufmunternde Worte sagen.

Auch Jean Paul versagte ihm seinen Beifall nicht, wie aus nachstehendem Briefe erhellt, als Antwort auf ein Schreiben Wetzel's, worin derselbe dem verewigten Dichterheros sein Manuskript noch vor dem Drucke zur schärfsten Beurtheilung mittheilte. Wetzel benutzte die darin ausgesprochenen tadelnden Bemerkungen, strich bedeutend und legte überhaupt noch einmal die bessernde Hand, nach Jean Paul's Andeutungen, an, so daß das Stück viel dadurch gewann.

Der Brief lautet wörtlich:

„Baireuth, den 16. Juli 1816.

Meinen Dank für Ihr Schauspiel muß ich mit der Bitte um Verzeihung des langen Behaltens anfangen. Denken Sie sich die Sommer- und zugleich meine Arbeittage: so bin ich entschuldigt.

Legen Sie wenigen Werth auf mein Urtheil, das eigentlich nur eine Empfindung ist, da das Drama weit von meinen Anlagen und Kenntnissen abliegt.

Zu loben ist an Ihrem Werke leicht; — z. B. der ungekünstelte, leichte Sprach- und Versbau — der ungezwungene Auseinandergang der Geschichte — die Darstellung mancher zusammengesetzten Handlung, z. B. S. 57 — sogar Ihr Scarron, den ich nicht ganz her-

auswünschte, wie Ihre Abkürzungen — Ihr lyrisches Feuer an so vielen Stellen — und das Schönste, das Sterben der Heldin, besonders die Erscheinung der Pilgerin.

Darum aber sind die nachherigen Engel und das Glänzen, so wie später die erst andern Geschichten abgeborgte Taube, sammt Cramner's unversehrtem Herzen, Ueberladungen. Das einzige eiserne Kreuz auf der Bühne muß die Phantasie ächt tragisch ergreifen.

So überbietet die Zeile „er wird's wohl machen" S. 119 die längsten Reden der Heldin. An diesen eben stieß ich mich fast überall; fast überall spricht (auch hinter Ihren spätern Abbreviaturen) Jeanne viel zu lang — und viel zu lang sind alle Unterredungen der Fürsten und ihrer Leute, welche eine öffentliche Aufführung sehr erschweren oder ihrer Wirkung berauben. Auch kommt die Handlung mehr immer nur als vergangen denn als geschehend vor die Seele. Den Nachtheil des vielen Erzählens müssen Sie durch Abkürzungen wenigstens mindern. Gegen das Ende hin wächst von selber das Interesse; um so mehr ist dem Anfange durch forteilende Kürze eines zu geben.

Zu einzelnem Lobe und Tadel fehlt mir Zeit und Recht. Wenigstens hab' ich, so gut ich gekonnt, hier Ihren Wunsch erfüllt.

Ihr poetischer Genius bleibe Ihnen immer nahe und reiche Ihnen seine Blumen und Früchte in so manchen Wüsten des Lebens!

Mit wahrer Hochachtung

Ihr

Ergebenster

Jean Paul Fr. Richter."

Mir sagte Jean Paul später mündlich darüber, wie er sich gefreut, daß Wetzel seine Bemerkungen — und wie er fest glaube, zum Vortheil des Gedichts — benutzt habe, und daß die sich mit demselben errichtete Dichtersäule fester stände, als alle jene Theatersäulen vor den Schauspielhäusern, die sein Stück nicht aufgeführt hätten.

Solche Worte, aus dem Munde eines Jean Paul, die ich dem Freunde hinterbrachte, erhoben ihn ungemein und beglückten und ermunterten ihn mehr als ein halbes Dutzend gedruckter Rezensionen, mit sammt allem Beifall von der Bühne herab.

Sein Genius blieb ihm treu und begeisterte ihn bald darauf zu einer neuen Tragödie: „Hermanfried, letzter König von Thüringen", das im folgenden Jahre bei Reimer in Berlin (1818) erschien, und der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, deren Mitglied der Dichter war, gewidmet wurde.

Dieses ächt tragische Stück ist reich an Effekt und

wahrhaft tragischen Situationen, die Sprache voll von Phantasie und poetischen Bildern, der Versbau rein und gerundet, die treu gezeichneten Charaktere trefflich; der Held sowohl, als seine Umgebung, besonders Amalberta, der weibliche böse Genius, kräftig und tragisch groß geschildert; einen schönen Gegensatz macht die zarte weibliche Blume Radegunde, das Bild der süßen, noch über's Grab fortblühenden Liebe, wohlthuend für's Herz, gegenüber den andern Blutgestalten!

Die Darstellung des Stücks auf der Bühne würde gewiß ihren Eindruck nicht verfehlen; bis jetzt ist es meines Wissens — noch nicht aufgeführt worden, obwohl Hoffmann, der die Schönheit desselben anerkannte, sich alle mögliche Mühe gab, es in Berlin zur Aufführung zu bringen; es gelang ihm aber leider nicht! —

Wetzel übersetzte auch aus dem Englischen während seines Aufenthaltes in Bamberg, auf Veranlassung des Dr. Krause, „Freimaurerlieder" (er selbst war nicht Maurer), die 1814 bei Schrag in Nürnberg erschienen. Die Uebersetzung gelang ausgezeichnet, und auch dies Büchelchen verdient selbst Nichtmaurern sehr empfohlen zu werden.

Seinen Schwanengesang feierte der Dichter in seinem Aufrufe zur Gründung eines Musenalmanachs; sage: in seinem Aufrufe, denn leider erlebte der Edle es nicht, das sich gedachte Ideal zu realisiren. Dies

Programm — ganz des Dichters und seines Unternehmers würdig — erschien am Christabend 1818 und lautet also:

„Unterzeichneter ist Willens, mit Hülfe thätiger Freunde, vom Jahre 1820 an einen

„Allgemeinen deutschen Musenalmanach“
(Bamberg bei Kunz)

herauszugeben. Das wird Manchem Wasser in's Meer getragen dünken. Es ist es nicht. Almanache und Taschenbücher haben wir zwar die Menge, aber Poesie und Prosa läuft da wie Kraut und Rüben durcheinander, ja jene erscheint nur als Beiwerk und Dessert, während die liebe Prosa sich recht breit macht in Geschichten und Erzählungen, denen man größtentheils das Gemachte, Fabrikmäßige gleich am Zuschnitte ansieht, so daß Almanachsgeschichtchen und Almanachskupferchen ordentlich zum Sprichworte für kleinliche Kunstleistungen geworden. Nun aber ist Poesie doch unstreitig die ursprüngliche, die eigentliche Sprache des Menschen, so wie sie die Sprache der Götter ist, und obgleich ihr Geist, wie der Weltgeist selber, eben an keine besondere Form gebunden, so bindet sie sich doch gern an die Form und erscheint in höchster Vollendung in der goldnen Fassung des Rhythmus, der den Pulsschlag aller Wesen, und den ewig sich selber antwortenden Wiederhall des unermeßlichen Lebens nachklingt. Drum weil die Musen nur in Versen sprechen, sei

auch aus unserm „Musenalmanache“ verbannt, was nur Prosa ist und danach aussieht! Und wenn der Titel unsers Almanachs an große Namen erinnert, ja an die größten, die unsere Poesie verherrlichen, so soll er es eben, und es sei unser Stolz, jenen Unsterblichen nach dem Maaße und der Eigenthümlichkeit unserer Kräfte nachzuringen, und nichts Schlechtes und Gemeines zu geben.

Viel äußerer Flitterstaat wird übrigens auf unsern Almanach nicht verwandt, und der Himmel gebe, daß er dessen auch nicht bedarf! Er wird auf feinem, weißem Papier in gefälliger Form erscheinen, und den goldnen Schnitt soll er, geliebt's Gott, inwendig haben, wo er ohnehin sich so leicht nicht abstößt.

Statt eines halben Dutzend kindischer Küpferchen, bei denen man nicht weiß, was man denken soll, wird jeder Jahrgang das sprechende Bild eines wackern Dichters unsers Volks an der Stirn tragen.*)

Auf nun, wer in deutscher Zunge zu singen und zu dichten vermag, hoch oder tief, grob und klar, wenn's nur frisch und lebendig vom Herzen kommt, ohne Aefferei, Klingklang und katzgoldene Sentiments! Wer mit will, sei in Uns!

Bamberg, den 1. Christmond 1818.

Dr. F. G. Wetzel.“

---

*) Den ersten Jahrgang sollte Grillparzer's Bildniß schmücken.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser lyrische Flammenaufruf, der gewiß aus jedes wahren Dichters Seele geschrieben war, die vaterländischen Sänger zur Mittheilung anregen mußte. Sie erfolgte auch in nicht geringer Anzahl, und achtbare Namen waren unter ihnen. Selbst Goethe versprach Beiträge zu diesem Unternehmen, dem er seinen Beifall gezollt.

Der Merkwürdigkeit halber möge aus der großen Anzahl von Briefen, deren Verfasser des Dichters Plan mit Enthusiasmus aufnahmen, und ihn durch Beiträge unterstützten, hier nur einer des alten ehrwürdigen Knebel Platz finden, der noch in seinen alten Tagen damals sein Scherflein (eine Reihe von Epigrammen) zu dem jugendlichen Unternehmen seines Freundes beitragen wollte:

„Jena, den 7. Februar 1819.

Werthester Freund!

Ihren freundlichen Brief noch vom vorigen Jahre habe ich zu seiner Zeit richtig erhalten, — nicht ohne einige Vorwürfe, die ich mir selbst gemacht, Ihnen für so manches Hübsche und Freundliche, das ich durch Freund Goethe von Ihnen erhalten, nicht schon längst meinen Dank gesagt zu haben.

Jetzt beginnen Sie ein neues Werk und laden mich dazu ein! Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll? — So löblich ich dieses Unternehmen, so wie es in der

Anzeige vorgelegt ist, finde, — so entstehen mir doch dabei mancherlei Bedenken.

Ich weiß nicht, ob Sie ein gewisses „Neujahrstaschenbuch", das von dem verstorbenen Herrn von Seckendorf im Jahre 1801 zu Weimar herauskam, kennen? Es war in eben dem Sinne wie das Ihrige jetzt unternommen und sollte wegen der häufigen Beiträge, selbst von Goethe, Wieland, Herder u. s. w., vierteljährlich erscheinen. Mit dem zweiten Quartal mußte es schon aufhören, weil es nicht abging, und der Verleger es jetzt wahrscheinlich als Makulatur verbraucht hat.

Der Geschmack des Publikums hat sich seitdem nicht verbessert, ja, man möchte wohl sagen, verschlimmert. Poesie ist ihm eigentlich gar nichts, wenn es nicht Legenden, Mährchen u. dgl. sind; der zierliche Einband und die Küpferchen verkaufen diese Musenwerke, die man dann zu Christgeschenken auf die Toilette legen kann.

Mir sollte es leid sein um Ihre und Ihres Herrn Verlegers gute und rechtliche Meinung, wenn Sie gleiche Erfahrung wie obengedachter Freund Seckendorf machen sollten. — Was ist anjetzt guter Geschmack? Von den Alten ist die Rede nicht mehr, und bei den Neuen bezahlen meist nur die Namen: Goethe, Schiller u. s. w., die denn auch nicht Alles vermögen. Ein paar Dutzend gute Leser machen das

Publikum noch nicht aus — und unsere Kritiker selbst verstehen den Handel meist schlecht. . . . .

Doch ich will Ihnen die Hoffnung nicht ganz absprechen. Sie müssen aber einen guten Vorrath von vorzüglichen Gedichten haben; eher rathe ich Ihnen nicht anzufangen. Ich selbst für meine Person kann nur Einiges beitragen — denn ich schäme mich fast, mit Kleinigkeiten in meinen alten Tagen noch hervorzutreten, und Bedeutendes von längerem Athem habe ich nicht. Ich müßte Ihnen Stellen aus meinem Lukrez abschreiben — die freilich vortrefflich sind, aber auch nicht für dieses Publikum, und für dieses frömmelnde mystische Geschlecht.

Wenn wir nur ein braves Lehrgedicht hätten, wie die Engländer so manche. Dieses könnte die Basis zu Ihrem Taschenbuche werden. Aber wo! . . .

Ich fand jüngst in einem englischen Journale, „the Colonial Journal" betitelt, (1817) ein vortreffliches Gedicht, „Jamaico" benannt, voll neuer, herrlicher Schilderungen. Solches sollten wir auch nur übersetzt haben — aber es möchte schwer sein, Geist und Ausdruck zu treffen. . . . Verzeihen Sie, werther Freund, meine lange Predigt, und schreiben mir gelegentlich, was Sie zu thun gedenken.

Ihr

aufrichtiger Freund

v. Knebel."

Das schöne Werk — die Gründung eines „Musenalmanachs" — war nun eingeleitet; der Kern war gelegt zu einem hochstrebenden Blüthenbaum, worin die zarten und frischen Vöglein — die Lieder deutscher Dichterzungen — sich schwingen und durchklingen sollten; allein ein Blitz fiel aus heitern Höhen, — der allgewaltige Tod raffte unsern Dichter dahin, mitten in seiner vollsten Kraft! Mit seinem Tode war auch das Unternehmen gescheitert, und erst in neuester Zeit lebte wieder auf, wozu der Selige die Grundidee und erste Anregung gegeben.

* * *

Wenn wir nun den literarischen Wirkungskreis des Verblichenen nochmals überblicken, so müssen wir in ihm einen Dichter erkennen von wahrem Berufe, der, wie groß er als Mensch war, in seinen Werken selbst das sprechendste Zeugniß lieferte; der nie in den Schlamm der Gemeinheit oder lasciver Frivolität gefallen, sondern mit dem Blicke nach oben und voll der reinsten Gesinnung immer nur den Pfad des Reinen und Göttlichen gewandelt; leicht und froh selbst durch die härtesten Stürme des Lebens geflogen; einen Dichter, der seiner bedeutenden Individualität halber in dem Unsterblichkeitstempel unserer Zeitgenossen einen Ehrenplatz zu behaupten würdig ist! — Und doch hat die öffentliche Aufmerksamkeit sich noch nicht in dem Maaße ihm zuge-

wendet, als er es verdiente. Vielen mögen seine Werke gar nicht oder nur dem Namen nach bekannt sein.

Wäre es daher wohl nicht an der Zeit, wenn nicht eine Gesammtausgabe seiner Schriften, doch wenigstens eine sorgfältige Auswahl derselben, und zwar in Einem Bande zu veranstalten? — Ich würde mich dem Unternehmen, als Ordner des Ganzen, mit höchster Liebe und Anstrengung unterziehen und würde die Stunde segnen, in welcher ich von irgend einem Verleger Deutschlands die Aufforderung dazu erhielte; denn, wahrlich! der Freund verdient es, in einem größern Kreise der Gesellschaft bekannt zu werden, und der Blumenkranz, den die dankbare Nation dadurch auf sein frühes Grab legte, würde unverwelklich blühen, neben den Lorbeeren unserer großen Dichtergeister, mit denen der Verblichene ein gleiches Streben theilte, wenn gleich ein hartes Lebensloos der Erreichung seiner Ideale sich feindlich entgegenstellte.

3.

Wetzel als Kritiker.

Als Broterwerb beschäftigte sich Wetzel in seinen drei letzten Lebensjahren auch mit der Kritik, die er aber, wie sein Redaktionsgeschäft, mit höchster Gewissenhaftigkeit betrieb, wovon seine Rezensionen im „Hermes" und der „Jenaer Literaturzeitung" zeugen.

Kein Buch blätterte er blos oberflächlich durch, sondern las es förmlich, und Werke von Bedeutung durchging er oft zwei- bis dreimal. Mit wahrer Liebe arbeitete er für den „Hermes", weil seinen Rezensionen von Seite der Redaktion keine Schranken gezogen wurden, wie dies bei der andern Anstalt geschah, von welcher er, nicht durch die Redaktion, sondern durch deren Expedition, an Einhaltung der Schranken erinnert ward, wie dies noch bis heutigen Tag geschieht. — So sehr er sich auch bemühte, in gedrängtester Form zu arbeiten: oft wurde er dennoch an den von ihm unterschriebenen, acht gedruckte Folioseiten langen Kontrakt erinnert. — Ich habe unsern Freund, der die Liebe und Sanftmuth selbst war, nie so außer sich gesehen, als wenn er mit einem Briefe der Jenaer Expedition in der Hand zu mir kam, und diese ihn fort und fort erinnerte, „sich gehöriger Kürze zu

befleißigen"*), und ihn auf §. 3, g. hinwies, nach welchem „alle vagen Eingänge oder allgemeinen Einleitungen, die auf mehrere Rezensionen passen würden", vermieden werden sollen.

Er hatte diesen Passus in seinem Kontrakte, der eben vor mir liegt, mit rothen Kreuzen und Ausrufungszeichen hinlänglich versehen.

Bekam er aber nun die „Literaturzeitung" selbst zu Gesicht und fand, daß an seiner Rezension gestrichen oder geändert war, dann hatte sein Zorn den Höhepunkt erreicht! Athemlos kam er dann mit dem Blatte in der Hand zu mir gelaufen und schrie: „Da sieh nur, was die — mir wieder gestrichen haben; gerade das Beste der Beurtheilung — nun ist das ganze Ding reiner Unsinn! u. s. w."

Für diese offene, schmucklose Mittheilung wird ein dienstfertiger Rezensent jenes Blattes mir wahrscheinlich nach Erscheinung dieses Büchleins in allergedrängtester Form beweisen, daß dasselbe den Teufel nichts tauge. Und das von Rechts wegen!

Fast eine jede Rezension**) las mir Wetzel vor der Absendung vor und war besonders, wenn er getadelt

---

*) Nämlich in den **Allotriis**, d. h. schönen Wissenschaften; denn die Brotwissenschaften sind, Gott sei es geklagt! in gehöriger Breite abgefaßt.

) Alle seine Rezensionen sind in der „Jenaer Literaturzeitung" mit den Buchstaben **Mp. bezeichnet.

hatte, besorgt, ob er dem „guten Manne", wie er sich ausdrückte, auch nicht Unrecht oder zu wehe gethan habe; obwohl er selbst sich wenig daraus machte, wenn — was zwar nur selten geschah — ein Buch von ihm getadelt wurde. Luther's Spruch führte er bei solchen Gelegenheiten immer im Munde: „Ist's gut, wird's fortbestehn; ist's schlecht, wird's untergehn!"

Wetzel beurtheilte nach seiner reinen Ueberzeugung und schrieb diese rücksichtslos nieder, unbekümmert, ob er damit bei Andersgesinnten anstoßen werde oder nicht. Er pries das zu Lobende aus vollen Backen und trat das Tadelnswerthe in den Staub, weil dies in seiner Individualität lag, die nichts halb zu thun vermochte.

Rechtfertigen werden diese Handlungsweise alle Die, welche erwägen, daß unser Rezensent es nur mit Dichterwerken zu thun hatte, mit welchen, gehen sie die Straße der Mittelmäßigkeit, nun einmal nicht anders verfahren werden kann.

Soviel ich weiß, hatte der Freund, trotz der Schärfe seiner Beurtheilungen, es nur mit einem Antikritiker, nämlich Müllner, zu thun, dessen „Schuld" er in der „Jenaschen Literaturzeitung" und dessen „Yngurd" im „Hermes" beurtheilt hatte*).

---

*) S. „Jenaer Literaturzeitung" 1817, Nr. 61 u. 62, und „Hermes" 1819, 3. Quart. S. 21.

Letztere Rezension veranlaßte einen förmlichen, lange andauernden Federkrieg, den zum Glück unser Freund nicht mehr erlebte. Der Kriegsschauplatz war von Seiten des Angreifenden (Müllner): die „Zeitung für die elegante Welt" und von Seiten der Angegriffenen: der „Hermes". In diesen Krieg wurden verwickelt:

a) der Buchhändler Brockhaus,
b) der Professor Clodius,
c) der Professor Krug und
d) ein Ungenannter, sich mit L. A. Tz.... Unterzeichnender.

Die Geschichte dieses Krieges legte der Buchhändler Brockhaus, als von vielen Seiten gewünscht, in zwei eigenen Broschüren nieder, und zwar mit Hinzufügung der Schlachtberichte der feindlichen Parteien, als dokumentirender Aktenstücke*).

Auch Professor Krug fand sich veranlaßt, den Krieg in einem eigenen Schriftchen zu besingen**), welches so

---

*) Müllneriana. Verhandlungen über eine Rezension des „Yngurd" im dritten Stück des „Hermes", zwischen Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels, als Verfasser des „Yngurd", Herrn Prof. Krug als Redakteur und Herrn Brockhaus als Unternehmer des „Hermes". 1. Heft. —

Müllneriana, 2. Heft. Ueber den Ausdruck „dem Pöbel angehören." Ein Sendschreiben von L. A. T. an Brockhaus. Leipzig 1820, Brockhaus.

**) Apollo, der Leukopeträer. Ein Beitrag zur

viel Interesse erregte, daß von diesem wie von Obigem eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte.

Dieser Schriftsteller-Verleger-Krieg ist sehr interessant, einmal weil er von der Eitelkeit, Arroganz und Leidenschaftlichkeit Müllner's die besten Beweise liefert, und dann von dem ergötzlichen Witze wie der sarkastischen Schärfe aller Parteien Kunde gibt, und sonach als belustigende Lektüre noch bis zur Stunde empfohlen werden kann.

Da aber nicht anzunehmen steht, daß jeder Leser sich dazu geneigt fühlen werde, so sei mir erlaubt, das Geschichtliche der Sache in möglichster Kürze hier wiederzugeben, um so mehr, als unser Held unschuldigerweise der Veranlasser dieses Federkriegs ward, was ich hier zum ersten Male bekannt mache, da Wetzel als Verfasser jener Rezension weder von dem Redakteur noch Unternehmer des „Hermes" jemals öffentlich genannt wurde, ja, Müllner — wenn ich nicht irre — selbst darüber starb, ohne ihn erfahren zu haben.

Im Jahre 1818 erschien in der „Leipziger Literaturzeitung" eine Rezension von Müllner's „Yngurd" ohne Namen des Rezensenten. Müllner wußte es aber

---

griechischen Anthologie, enthaltend sechs bisher noch unbekannte Gedichte, entdeckt, übersetzt und erläutert vom Prof. Krug in Leipzig. 2. Ausg. Ebendas.

herauszubringen, daß sie vom Professor Clodius herstamme, gegen den er in der „Zeitung für die elegante Welt" im 11. Aufsatze seiner „Eingemachten Lesefrüchte" gewaltig eiferte. —

Im folgenden Jahre darauf erschien im „Hermes" die oben angeführte Wetzel'sche Rezension des „Yngurd" ebenfalls ohne Namen. Müllner, an Wetzel nicht denkend, glaubte seinen leipziger Rezensenten wiederzuerkennen und zog abermals gegen ihn zu Felde in dem 25. Aufsatze der „Eingemachten Lesefrüchte" nämlicher Zeitung (Nr. 203), unter der Aufschrift: „Aff' und Schnur", worin er den Professor Clodius als König Claudius mystificirt.

Ergötzlicher als damals erscheint dieser Aufsatz, so wie die spätern ihres Verfassers, gegenwärtig, da jeder Leser nun den wahren Rezensenten kennt, und sich über die Fehlschlüsse und Fehlschüsse Müllner's höchlich belustigen wird, was damals nicht der Fall sein konnte, weil der Leser, wie Müllner selbst, im Nebel herumtappen mußte. — Zu erörtern, warum der Aufsatz „Aff' und Schnur" heiße, würde zu weit führen. Wir verweisen daher den geneigten Leser auf das Büchlein selbst.

Gegen diesen Aufsatz erschien eine Berichtigung der Redaktion des „Hermes" in ihrem Blatte, worin dieselbe erklärt, daß Prof. Clodius der vermeinte Rezensent nicht sei, auch nicht den entferntesten Antheil daran habe.

In Nr. 217 der „Eleganten" tritt darauf Müllner mit dem 26. Aufsatze seiner „Lesefrüchte" unter der Aufschrift „Zigeunerfreiheit" hervor, worin er die Mystifikation des Prof. Clodius nicht anerkennen will und versichert, sich des Königs Claudius nur als einer literarischen Maske bedient zu haben, um sie nennen zu können.

Auch in diesem, wie in dem vorigen Aufsatze, gereicht es dem Leser zu großer Belustigung, wie Müllner sich durchaus nicht beruhigen kann, daß sein Rezensent die Reichsräthe im „Yngurd" „beträchtlich weinen" läßt, während im Buche doch davon kein Wort stehe und die Anmerkung so laute: „die Rathsherren werfen sich auf seine Hände und küssen sie in Thränen." Müllner nennt diese Verdrehung eine literarische Ehrlosigkeit, den Rezensenten einen literarischen Verbrecher und den Redakteur den Hehler des Verbrechers, tappt übrigens über dies Rezensentenmonstrum immer noch im Finstern herum, versucht es aber fast ganz unbemerkt, von Weißenfels nach Dresden auf den Hofrath Böttiger hinüber zu schielen. Man sieht jedoch seinem Gesicht die Angst an, wieder falsch zu rathen, und sonach sich aufs Neue lächerlich zu machen.

Als nun Professor Krug, als Redakteur des „Hermes", die injuriösen Schimpfworte auf einen seiner Rezensenten vernommen, ward er gewaltig entrüstet, und bediente im 4. Stücke seiner Zeitschrift Müllner'n ver-

dientermaßen mit allerlei philosophischen Leuchtkugeln, witzigen Raketen und tüchtigen Bombenschüssen. — Der Raum verbietet mir auch hier, diese scharfe Entgegnung weiter zu besprechen; angeführt werde nur, daß Prof. Krug dem Hofrath Müllner eine neue Räthselnuß in den Bart wirft, unter der schlüssigen Versicherung, er werde von ihm nie den Namen des Rezensenten erfahren. Er sagt:

„Aber Sie verderben Ihr Spiel durch Ihre unbesonnene Drohung noch mehr. Hätten Sie nicht gedroht, so konnt' ich Ihre Neugierde allenfalls befriedigen. Denn es ist mir gerade nicht verboten, Ihren Rezensenten zu nennen. Auch ist es kein schlechter Name, und der Mann selbst gehört weder zu den Professoren, die man jetzt so christlich von oben verfolgt, noch zu den Juden, die man jetzt eben so christlich von unten verfolgt, so daß es etwa gefährlich wäre, seinen Namen öffentlich zu nennen; ja, er ist überhaupt so weit von Ihnen, daß Sie ihm schwerlich etwas anhaben könnten, wenn Sie auch so lange Arme wie die Könige hätten*). Da Sie aber gedroht haben, bin ich gleichsam ein hermetisch verschlossener Krug geworden und gebe Ihnen daher die heiligste Versicherung, daß Sie von mir nimmermehr (es wäre denn im

*) Wetzel war nämlich schon ein paar Monate vor Ausbruch des Kampfes gestorben.

künftigen Leben, wo Sie hoffentlich die Müllnerei werden abgelegt und ein ziemlicheres Wesen werden angenommen haben) den Namen Ihres Rezensenten erfahren sollen. Nie habe ich mir etwas abdrohen lassen. Das Publikum und Sie selbst müßten mich verachten, wenn ich mir jetzt von Ihnen etwas abdrohen ließe ꝛc."

Und so war und blieb es. Müllner erfuhr, wie oben bemerkt, nicht eher den Namen seines Rezensenten, als bis er diesem in jene Welt nachgefolgt war, wo Beide sich im Erkennen wahrscheinlich versöhnend die Arme geöffnet.

Endlich hier noch auseinanderzusetzen, wie der nun auch zu diesen Beiden hinübergegangene Buchhändler Brockhaus in diesen Streit schuldlos verwickelt ward, der noch sogar zu einer Injurienklage von Seiten Müllner's gegen Brockhaus führte, finde ich mich nicht berufen und verweise desfalls abermals den neugierigen Leser auf obenerwähnte drei Broschüren.

Friede und segnendes Andenken diesen drei tüchtigen Kämpfern!

4.

Wetzel als Mensch und Christ.

Wenn der geneigte Leser mit Hülfe seiner Phantasie Sich Selbst unter der Thür eines großen Hauses stehend denkt, mit den Augen gerade hinausschauend, so übersieht er eine Straße*), die sich von seinem Standpunkte aus allgemach zu einem ziemlich hohen Berge erhebt, auf dessen mittlerer Höhe links, etwas seitwärts ein unansehnliches Häuschen steht. Aus diesem tritt täglich Schlag 8 Uhr ein sehr kleiner Mann, den die Entfernung nur als ein Kind erscheinen läßt. — Er verweilt einen Augenblick vor dieser seiner Hausthür, blickt rechts und links in die Wolken, sich nach dem Wetter umzuschauen, besieht hierauf sich selbst flüchtig von oben bis unten, fährt leicht mit der Hand über seinen Rock hin und her, um ein allenfalls hängengebliebenes Federchen zu vertilgen, macht hierauf einen tüchtigen, aber mit großer Leichtigkeit geführten Sprung über die vor ihm liegende Gosse und courbettirt in kurzem Trabe den Berg hinunter. Auf der Hälfte desselben angelangt, bleibt er ungefähr ein paar Sekunden stehen, und der Weg wird von jetzt an im Schritt fort-

*) Den sogenannten Kaulberg.

gesetzt. — Hier übersieht nun der unter der Hausthür postirte Leser deutlich die sich herunterbewegende Gestalt, bekleidet mit einem schwarzgrauen Ueberrocke von mittlerer Feine, sich aber sehr zierlich dem kleinen gracil gebauten Körper anschmiegend. Unter dem Rocke blicken ein paar *lange* gelbe, sehr reinliche Nanquinbeinkleider hervor, und eben so saubre weiße Strümpfe und blank geputzte Schuhe bedecken den zierlichen Fuß.

Jetzt werden die Züge des Gesichts dem aufschauenden Leser deutlicher, und er sieht im Nu das Geistreiche desselben sich entgegenstrahlen. Der im Verhältniß zum übrigen Körper etwas große Kopf ist von kastanienbraunem, schöngelocktem Haar umgeben, die Augen blaugrau, glänzend und blitzend, die Züge edel, groß, sanft und mild, die Backenknochen scharf hervortretend, die Wangen selbst leicht geröthet, die Nase schön geformt, der Mund mehr groß als klein, aber originell und zierlich gestaltet, das Kinn bedeutungsvoll markirt, die Zähne blendend weiß.

Der Kopf ist heute wie immer, selbst bei Regen und Schnee, unbedeckt und zeigt mit Stolz seine herrliche, freie, kontemplative Stirn; der Hals ist entblößt, heute im Sommer wie bei strengster Kälte; ein weißes feines Hemde wird unter der spannenlangen saubern Weste sichtbar und tritt in Gestalt eines handbreiten, steif gestärkten Kragens über diese hinaus, sich eng an

die Kinnbacken anschmiegend und bis zum Munde reichend.

Das Männchen trägt ein grüntuchenes Käppchen fest zusammengedrückt unter dem linken Arme, dessen kleine Hand ein Konvolut von Papieren und Zeitungen hält. Es schreitet so fröhlich, heiter und begeistert daher, als habe es das große Loos gewonnen, und dies einen Tag wie den andern. Den Ort seiner Bestimmung, sein Bureau, hat es nun bald erreicht, die Schritte werden verdoppelt, gleichsam als freue es sich auf den Eingang; nun geschieht ein abermaliger, ohne alle Anstrengung vollführter hoher Sprung über eine noch breitere Gosse als oben — gerade in die Thür hinein, und der günstige Leser, stände er nicht bloß in seiner Phantasie unter derselben, würde sicher in Korpore niedergerannt worden sein von — diesem kleinen, aber kräftigen Manne, unserm Helden F r i e d r i c h G o t t l o b W e t z e l.

So sah ich in der That sechs Jahre lang den Herrlichen seinem Comptoire zueilen und empfing seinen flüchtigen, freundlichen Gruß: „Guten Morgen, o Licht!"*) zu meinem Fenster hinaufgerufen, vor dem er vorbei mußte, da meine Wohnung der Zeitungsoffizin gegenüberlag.

Hatte er nun für dieselbe seine Arrangements ge-

---

*) Die gewöhnliche Begrüßung seiner Freunde mit diesen Worten.

troffen, so kam er gewöhnlich gegen 10 Uhr auf eine halbe Stunde zu mir, die politischen Neuigkeiten des Tages berichtend. Es war eine schöne, mir stets unvergeßliche Zeit, und dankbar preise ich das Schicksal, das mir diesen Freund als Ersatz für Hoffmann sandte, den ich seit seinem Abgange von Bamberg, 1813, ungleich schmerzlicher vermißt haben würde.

In dieser Morgenstunde ward nun jedesmal die Zeit und der Ort unseres Zusammentreffens für den Nachmittag oder Abend bestimmt, so fort, bis zu des Freundes Tode.

Ein reiches, bisher nicht gekanntes Leben eröffnete sich mir in Wetzel's Umgang, den geistigen Zwillingsbruder Hoffmann's, nach seinem Herzen und Welthumor aber der von Jean Paul's Schoppe.

Wetzel gehörte zu jenen bevorzugten Naturen, wie sie selten unter Menschen gefunden werden, gleich groß an Geist wie an Gemüth! Viele, wie er geboren, mit gleichen Eigenschaften ausgerüstet, würden wohl auf Erden anzutreffen sein, wüßten sie nur die ihnen bei ihrer Geburt ertheilten Geschenke im Sturme des Lebens zu bewahren wie unser Freund.

Um dies zu können, gehört aber auch eine so tiefe und großartige Auffassungsgabe dazu, wie er besaß, das Leben nach allen seinen Gestaltungen und Verhältnissen, vom höchsten bis zum niedrigsten Standpunkte herab, gehörig zu würdigen, um sich nach der Individualität

seines Geistes und Gemüths den rechten, ihm gebührenden Platz herauszusuchen und auf diesem unerschütterlich auszuharren, trotz aller Bewegung von Außen her.

Wer früh die rechte Ansicht vom Leben zu gewinnen weiß, der setzt sich auch bald fest; das Ergebniß seiner Anschauung wurzelt in einem fruchtbaren, ihn hinlänglich nährenden Boden, und wird er auch, wie das Rohr am Gestade des Meeres, von den Stürmen eitlen Welttreibens hin und her bewegt, die Wurzel kann der Sturm nicht ergreifen, sie bleibt haften in mütterlicher Erde, bis diese selbst die Woge der Zeit bespült und den Lebenskeim vernichtet.

So begab es sich auch mit unserm Freunde. Er erkannte frühzeitig den ihm von der ewigen Vorsehung anvertrauten Schatz, wußte ihn trotz aller Anfechtungen von Außen im tiefsten Grunde des Innern zu bewahren und durch den edelsten Wucher zu vermehren. Sein geistiges Element suchte immer, wie der Geist Gottes über den Gewässern, hoch erhaben über dem niedern erbärmlichen Welttreiben zu schweben; sein angeborenes Gefühl nach Freiheit und Unabhängigkeit hielt seine große Seele stets aufrecht, selbst in den erschütterndsten Stürmen des Lebens; den mächtigen, ihn durch und durch beseelenden Trieb, nur nach dem Höchsten und Heiligsten zu ringen, konnte keine Macht der Erde in ihm überwältigen, ja, das stete Streben nach diesem

unverrückten Ziele war ihm der sicherste Leitstern durch alle Labyrinthe des Lebens, selbst durch die nächtlichen Thäler des Todes! —

Er war, um es kurz zu fassen und mit Shakspeare zu reden, „ein Mann!" im vollsten Sinne des Wortes, im Leben wie im Tode.

Wetzel kannte außer dem Umgang mit den Musen keine andern Freuden als jene, die er mit der Natur, seiner Gattin, seinen Kindern und wenigen erprobten Freunden erlebte. Dieser Gesellschaft gab er sich mit ganzer Seele hin, ihr erschloß er sein ganzes schönes Gemüth; für alles Andere hatte er keinen Sinn.

Aeußere Ehren, Rang, Stand, rauschende Vergnügungen, Freuden der Tafel waren keine Anziehungspunkte für ihn; dahingegen sich täglich in Gottes herrlicher Natur zu ergehen, an Gottes Altären auf Bergen zu beten, seine Kinder auf dem Arme dort hinaufzutragen, begleitet von einem gleichfühlenden Freunde, das war seine einzige Seligkeit.

Hoffmann liebte nur die von Menschen belebte und bewegte Natur; Wetzel die stille Göttin in ihrem einfachsten Kleide, unbelauscht und ohne Zeugen.

Wie sein geistiges Thun und Treiben sich dem Gewöhnlichen und Flachen entzog, so konnte sein Gemüth auch nur auf hohen Standpunkten, auf Bergen, wahre Befriedigung finden. Ihm war ein Spaziergang keiner, wenn nicht ein Berg erstiegen war, und hier ent-

sprangen auch seine schönsten Lieder, hier das herrliche, früher erwähnte:

Auf Bergen wohnt die Freiheit! da blüht Leben
Und Lebenslust vollauf!
Wo Berge sind, ist Gott, und Engel heben
Die Seele himmelauf u. s. w.

Es war ein wahrhaft rührender und erhebender Anblick, den Freund in Gesellschaft seiner Familie an Sommerabenden seinen täglichen Spaziergang machen zu sehen. Er selbst trug gewöhnlich sein jüngstes Kind auf dem Arme, die Frau ging ihm zur Seite, die übrigen sprangen voran. Besonders stolz war er auf seinen Wilhelm, den er den Bergkönig nannte, weil er von frühster Jugend an ihn auf die Berge trug, und die kräftige und schöne Natur des Knaben dieses Namens nicht unwerth schien.

Unterwegs wurden von Mutter und Kindern Blumen und Gräser gepflückt und nach erstiegenem Berggipfel sorglich geordnet, in Bouquets vertheilt oder zu Kränzen geflochten, während der Vater den Kindern Mährchen erzählte oder mit ihnen faßliche Betrachtungen über die vor ihnen liegende Natur anstellte.

Das war das wahre idyllische Freudenleben eines großen Menschen und Dichters, das aber kein Dichter, weder Goethe noch Voß, zu beschreiben vermag!

Einzelne Charakterzüge des Trefflichen hier noch weiter zu berühren, halte ich für überflüssig, da in frühern Abschnitten an schicklichem Orte derselben gedacht

wurde. Es sei mir erlaubt, nur nochmals seiner höchsten Religiosität zu gedenken, die bis zum letzten Hauche ihn beseelte.

Wetzel war Protestant und starb auch als solcher.

Diese Versicherung führt mich nothwendigerweise, aber sehr ungern, dahin, eine Scene zu berühren, die sich kurz vor seinem Ende begab und seine letzten Tage bedeutend trübte. — Diese Scene erregte nicht nur in seiner Familie und im Kreise seiner Freunde die lebhafteste Theilnahme, sondern bald auch ein öffentliches, bedeutendes Aufsehen, — ich darf sagen durch ganz Deutschland. Die Zeitungsblätter füllten ihre Spalten mit der Erzählung des Vorfalles, mehr oder weniger getreu vorgetragen, mehr oder weniger entstellt. Es herrscht bis jetzt darüber noch kein völliges Licht, und ich versuche es, und, wie ich hoffe, nicht ohne Erfolg, den wahren, reinen Thatbestand hier niederzulegen.

Es ist mir bei Darstellung dieses Faktums lediglich darum zu thun, den Dämon der Lüge zu verscheuchen, der über dem Grabe meines verewigten Freundes noch immer seine schwarzen Flügel ausgebreitet hat. Kein Unbefangener wird mir als Protestant bei dieser Darlegung den groben Vorwurf irgend einer parteilichen Religionsvorliebe machen können, da ich rücksichtslos nur die Wahrheit mir zum Ziele vorsteckte. Ja, ich kann versichern, daß, wäre mein Freund wirklich zur

katholischen Kirche übergegangen, ich dann auch dieses Faktum mit derselben Vollständigkeit, Wahrheitsliebe und Anhänglichkeit an die Person des Verewigten geschildert haben würde, wie es hier geschieht.

Um vollständig zu sein, muß ich mit der Ursache und dem Anfang seines letzten Krankenlagers beginnen.

Einige Wochen vor seinem Tode ging das Zeitungsinstitut durch Kauf an einen Andern über. Der neue Besitzer, ohne alle literarische Bildung und Kenntniß und von gemeinstem Sinne, glaubte in seiner Beschränktheit das Heil und Fortbestehen seiner Zeitung nur darin zu finden, wenn er vor allen Dingen anfinge, mit dem Redakteur zu knickern und ihm von seinem Gehalte etwas abzuzwacken. So ein Blatt, meinte der Geniale, schriebe sich ja eigentlich beinahe von selbst, die Inserate seien ja doch das Wichtigste darin (die Hauptursache, weshalb der gute, nun selige Mann sich um die Akquisition des Instituts bewarb); um Inserate habe sich nun der Redakteur gar nicht zu bekümmern und den übrigen Plunder könne ein Jeder, der schreiben gelernt — was er selbst nicht konnte — oder vielmehr nur rothe Striche zu machen verstände, leicht zusammensetzen. — Er bot unserm Freunde 300 fl. weniger, als er früher gehabt, ein heftiger Wortwechsel fand statt, und Wetzel verließ voller Zorn den damals reichen Filz.

„Ich habe mich barbarisch geärgert mit dem schmutzigen Drausnick“ ,waren die Worte,

mit welchen er, gegen Mittag zu Hause angekommen, seiner Frau entgegentrat. Er begehrte ein Glas kaltes Wasser zum Niederschlagen; Mittags aß er Schweinefleisch und trank wieder kaltes Wasser dazu. Er fühlte sich bald unbehaglich darauf und versuchte Nachmittags 4 Uhr einen Spaziergang, von dem er jedoch bald zurückkehrte und krank sich zu Bette legte. Beim Ausziehen hing er ein Kleidungsstück an den Nagel mit der Aeußerung: „ich werde dich wohl nicht mehr herabnehmen", — und dem ward leider so!

Die Krankheit verschlimmerte sich andern Tages bedeutend, ein Arzt ward gerufen, erkannte sie für ein heftiges Gallenfieber und verschrieb ihm ein Abführungsmittel. Nach Entfernung des Arztes riß er das Rezept seiner Gattin mit den Worten aus der Hand: „Was soll das Wasser helfen?" und verstärkte die Dosis bedeutend.

Der Zustand des Kranken ward bedenklicher von Tage zu Tage, so daß ein zweiter und dritter Arzt herbeigerufen ward. Die Krankheit ging in Nervenfieber über, und Lebensgefahr drohte.

Am 6. Juli Abends stieg die Gefahr auf's Höchste, das Gerücht verbreitete sich in der Stadt, Wetzel ringe mit dem Tode, und andern Tags hieß es, er habe den Fürsten Hohenlohe als geistlichen Beistand erbeten und sei zum katholischen Glauben übergegangen.

Wie es sich damit verhielt, getreu zu schildern, dazu

stehen mir hinlängliche, vor mir liegende Dokumente zu Gebote, und zwar:

1) drei von Wetzel's Gattin in dieser Periode an mich gerichtete Briefe;
2) eine von derselben auf mein Ersuchen vor wenigen Monaten niedergeschriebene und mir zu öffentlichem Gebrauche mitgetheilte Erzählung des damaligen Vorfalls nach allen seinen Umständen;
3) mehrere nach Wetzel's Tode erschienene Broschüren, dann Korrespondenznachrichten aus öffentlichen Blättern, z. B. dem „Weimarischen Oppositionsblatte";
4) mehrere über diesen Gegenstand mir zugekommene Briefe;
5) meine eigene damals aufgesetzte Geschichtserzählung;
6) Abschrift eines vom protestantischen Pfarrer zu Walsdorf in Beisein von Zeugen amtlich aufgenommenen und über den ganzen Hergang der Sache berichtenden Protokolls;
7) ein in diesem Jahre erschienenes Buch unter dem Titel: „Lichtblicke und Erlebnisse aus der Welt und dem Priesterleben, gesammelt in den Jahren 1815—1833. Von Alexander Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst rc."

Diese Materialien **sämmtlich** dem Leser mitzutheilen, würde trotz des in mancherlei Beziehung wichtigen

Gegenstandes doch zu weit führen, und hie und da ausgesprochene Invektiven zu neuen Veranlassung geben, somit die von mir beabsichtigte ruhige und leidenschaftslose Darstellung des Vorganges trüben.

Ich begnüge mich daher, von den oben angeführten Quellen nur Nr. 6 und 7, erstere ganz und letztere so weit es erforderlich im Auszuge wiederzugeben, und füge nur da, wo zur Beleuchtung und Erschöpfung des Mitzutheilenden, dann zur Ehre der Wahrheit es unumgänglich nothwendig wird, meine Bemerkungen hinzu.

I.

Aus der Fürst Hohenlohe'schen Schrift.

Pag. XXXIV—XXXIX, in der Biographie des Verfassers, kommt folgende Stelle vor:

„Ein Ereigniß brachte mich gegen meinen Willen in Publizität, und von jenem Augenblicke an war ich den Protestanten ein Stein des Anstoßes und galt als Proselytenmacher. Ob ich diesen Namen im gehässigen Sinne des Wortes verdiene, mag der Verlauf des Ereignisses beweisen, wie ich solches an die königliche Regierung einreichte, nachdem diese Behörde den Wunsch geäußert hatte, den Hergang der Sache zu erfahren. Es betraf den dortigen protestantischen Zeitungsredakteur Dr. Wetzel. — Dem Wunsche des hohen Präsidiums

nachkommend, berichtete ich den wahren Hergang der Sache wie folgt:*)

Am 6. Juli 1819 Abends um 10 Uhr ließ mich in meiner Wohnung die Gattin benannten Doktors zu zwei Malen durch den Krankenwärter Fabaliska und dann durch den Commis der Buchhandlung Kunz bittlich ersuchen, ihren todtkranken Ehegemahl zu besuchen. Ungeachtet ich Dr. Wetzel nicht persönlich kannte, fand ich mich dennoch, vermöge der christlichen, besonders gegen Kranke auszuübenden Nächstenliebe, verpflichtet, denselben zu besuchen. Von diesem Pflichtgefühl geleitet begab ich mich, ungeachtet der ungewöhnlichen Stunde und der starken epidemischen Krankheit des Patienten, um ¾ auf 11 Uhr Nachts in das Wohnhaus desselben.

Ich wurde von dessen Frau freundschaftlich empfangen und in ihres Gemahls Zimmer geführt, wo ich Herrn Funk, Doktor der Medizin, antraf, zu dem sich später Dr. Mark gesellte. — In des Ersten Gegenwart äußerte sich der Kranke, mit mir allein sein zu wollen. Dieses von dem Todtkranken in Gegenwart des besagten Zeugen Funk an mich gerichtete Ansuchen und das Zutrauen, das die Gattin des Kranken mir überdies schenkte, bewog mich, die Anwesenden zu ersuchen, den Wunsch des Kranken zu erfüllen, und mich allein bei ihm zu lassen.

---

*) S. meine Anmerkung 1.

Bei meiner priesterlichen und fürstlichen Ehre*) versichere ich, daß mir, nach der Entfernung aller Anwesenden, Dr. Wetzel seine Erklärung eröffnete, in dem Bekenntniß des katholischen Glaubens leben und sterben zu wollen**).

Ungeachtet der besagte Doktor sich in einer augenscheinlichen Todesgefahr befand, war derselbe dennoch, nach meiner Ueberzeugung, bei vollem Bewußtsein und Verstandeskräften; und ich zweifle nicht, daß die damals bei meinem Erscheinen anwesenden Aerzte und Krankenwärter diese Ueberzeugung mit mir theilen.

Es trat demnach meine — wie eines jeden katholischen Priesters — unerläßliche Pflicht ein, den todtkranken und sich zu dem katholischen Glauben bekennen wollenden, reumüthigen Christen mit den von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Heilsmitteln zu versehen. — Nach dieser erfüllten Pflicht betete ich mit dem Kranken die Akte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in theilnehmendem Tone und entfernte mich am 7. des Morgens um 3 Uhr.

Am andern Morgen früh um 7 Uhr ließ die Gemahlin des Herrn Dr. Wetzel mich abermals durch den Krankenwärter ersuchen, ihren Mann zu besuchen. — Ich begab mich um 8 Uhr früh dahin, ihn durch die

---

*) S. Anmerk. 2.

**) S. Anmerk 3.

von Christo dem Herrn der Gläubigen gegebenen Verheißungen zu stärken.

Nach dieser erfüllten Pflicht hielt ich es für meine Schuldigkeit, dem Herrn geistlichen Rath und Stadtpfarrer U. L. F. Schellenberger von diesem Vorfall die Anzeige zu machen, da der Kranke in seinem Pfarrbezirk wohnte*). Die immer gefährlichern Krankheitsumstände des Dr. Wetzel bewogen mich, ihn noch am nämlichen Tage, Nachmittags um 2 Uhr, zu besuchen. Ich fand den Kranken in der gefährlichsten Lebenskrise, wiederholte demnach meine religiösen Zusprüche und gab dem zwischen Leben und Tod sich befindenden Kranken ein Kruzifix in die Hände, da das heilige Kreuz das Unterpfand unserer Erlösung, der Vergebung unsrer Sünden, der Theilnahme an dem Reiche Christi, und der größte Trost des aus dem Leben scheidenden Christen ist.

Der so gefährliche Zustand des Dr. Wetzel bestimmte mich, denselben nochmals am 8. Juli Abends zu besuchen. Da mir jedoch bei dem Eintritt in das Haus des Kranken dessen Gemahlin erklärte, ihr kranker Gemahl verlange meinen geistlichen Zuspruch fernerhin nicht mehr, entfernte ich mich. Daß ich bei dieser mit der Frau Wetzel, ohne Beisein anderer Individuen, gepflogenen Unterredung mit der meinem Stande und meiner

---

*) S. Anmerk. 4.

Würde angemessenen Weise gesprochen habe, kann ich nicht nur versichern, sondern ich hoffe auch, daß die Frau Wetzel desfalls mit mir einstimmig sei. Sollten wider Vermuthen gegentheilige und einseitige Aeußerungen über diese Unterredungen verbreitet werden, die zwischen mir und der Frau Doktorin stattfand, so behalte ich mir dagegen alle rechtlichen Zuständigkeiten vor.

Was mir voraus ahnte, das traf in der Folge richtig ein. Man entstellte den Hergang der Sache in dem „Weimarischen Oppositionsblatte" auf eine solche Weise, daß ich mich genöthigt fand, in einer desfalls eigens abgedruckten Broschüre, unter dem Titel: „Nothgedrungene Vertheidigung etc.", vor dem Publikum mich zu vertheidigen.

Meine kurz hierauf im Drucke erschienene Predigt: „Was ist der Zeitgeist?", vermehrte die Gehässigkeit noch mehr. Ich glaube aber meine Beruhigung in dem Bewußtsein zu finden, nach innerer Ueberzeugung gesprochen zu haben*).

---

*) S. Anmerk. 5.

* * *

II.

Protokoll
in Betreff widerrechtlicher Eingriffe des Fürsten von Hohenlohe in Religions- und Gewissensfreiheit.

Anwesende:

Pfarrer Billmann, Frau Dr. Wetzel, Herr Appellationsgerichtsrath Börger, Herr Rentamtmann Fürst, Herr Landarzt Kochhafen.

Es war am 8. hujus, da Unterzeichneter durch einen Expressen nach Bamberg zur Krankenkommunion des Herrn Dr. Wetzel berufen wurde. Er eilte, diesem Verlangen zu entsprechen, in den heißesten Mittagsstunden dahin und wurde sogleich nach der Ankunft von der Gemahlin des Kranken in ein Zimmer geführt, wo sie äußerte, noch einige Worte insgeheim mit mir sprechen zu müssen, ehe ich den feierlichen Akt des heiligen Abendmahls beginnen könne.

Sie begann also: „Da mein kranker Mann immer allein sich befindet, äußerte ich ihm, ob er denn nicht einen guten Freund bei sich sehen möchte, der vielleicht zu seiner Beruhigung und zu seinem Troste einige Worte mit ihm sprechen könnte, und ob er denn in Abwesenheit des Herrn Dekans nicht den so geschätzten und auf-

geklärten Freund, Herrn Kasseder aus Eltman, in dieser Hinsicht bei sich sehen möchte, worauf der Kranke sich geäußert hatte, daß dies sein sehnlichster Wunsch sei. Sogleich schrieb ich diesem geistreichen Manne und eröffnete ihm meines Mannes Wunsch, bekam aber von dorther die Rückantwort, daß Geschäfte ihn hinderten und der religiös fühlende Fürst Hohenlohe, wenn er gebeten würde, gewiß auch erscheinen würde.

Nach einigen Tagen und bei anscheinlich augenblicklicher Todesgefahr, da mehrere Leute in mich drangen, doch einen Geistlichen holen zu lassen, der mit dem Kranken beten möge, wenn er auch gleich nicht seiner Konfession sei, gab ich bei dem Drang der Umstände nach und bat gedachten Fürst Hohenlohe, meinen Mann zu besuchen *).

Den 6. d. M. gegen Mitternacht erschien derselbe, begab sich in meines Mannes Krankenzimmer und weilte bei demselben gegen 3 Stunden, bis früh nach 2 Uhr. Während dieser Zeit wurde ich von ihm mit den Worten: „entfernen Sie sich ein wenig", aus dem Zimmer gewiesen. Ich that es ohne Argwohn, ohne Nebenabsichten zu hegen.

Während meines zufälligen Wiedereintritts bemerkte ich, daß gedachter Fürst Hohenlohe meinem Mann Stirn und Füße bestrich, ohne etwas laut dabei zu sprechen,

---

*) S. Anmerk. 6.

wovon ich wieder nichts wußte, was es sei oder bedeuten solle.

Tags darauf, den 7., kam derselbe früh gegen 8 Uhr zum zweiten Male, sprach ganz gleichgültige Dinge und entfernte sich. Nachmittags 3 Uhr erschien derselbe zum dritten Male, als eben wieder der Kranke ganz entkräftet und betäubt da lag. Längere Zeit war er bei demselben allein, als der Wärter kam und ein weißes Tuch verlangte. Ich reichte ihm solches in der Meinung, daß vielleicht mit demselbigen der Schweiß dem Kranken solle abgewischt werden. Als ich nach einiger Zeit in's Krankenzimmer trat, sah ich dieses Tuch auf meines Mannes Brust liegen und auf demselben ein Kruzifix. Ich sah es und dachte bei mir selber, es möge aus persönlichem Aberglauben des Fürsten geschehen sein, den ich hier in diesem Augenblick nicht bekämpfen wollte, und ging hinweg. Einige Zeit darauf, da ich wieder in das Zimmer trat, bemerkte ich nun das Kruzifix in meines todtschwachen Mannes Hand. — —

Nun fiel mir diese Ceremonie als höchst bedeutungsvoll auf, und ich beunruhigte mich in meinem Inneren darüber nicht wenig. Sollte denn dieser Fürst unser gutes Zutrauen zu ihm mißbrauchen und täuschend uns hintergehen? So für mich in dumpfen Gedanken hinbrütend, kam die Zeit des Weggangs des Fürsten; bei seinem Hinweggehen äußerte er sich gegen mich in folgenden Worten auf meinem Wohnzimmer: „Ahmen Sie",

sprach er nach einigen gegenseitigen Aeußerungen über die geistigen Vorzüge meines Mannes, „diesen großen Geist nach, erkennen Sie, daß Sie sich auf Irrwegen befinden, legen Sie alle Ihre Fehler ab, und dann werden Sie zu der Erkenntniß kommen, zu der Ihr lieber Mann gelangt ist." Versprach mir auch übrigens Unterstützung für mich und die Meinigen und eine solenne Beerdigung meines Mannes, wie nie leicht eine stattfinden wird.

Abends selbigen Tags kam Herr Dr. Speyer mit der Aeußerung, die ganze Stadt spreche von dem Uebertritte des Herrn Dr. Wetzel zur katholischen Kirche. Dies setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, und ich beschloß nach einigem Hin- und Hersinnen und auf Anrathen des Herrn Dr. Speyer, meinen Mann hierüber selbst zu befragen*). Ich wartete daher lucida intervalla ab und eröffnete ihm diese mir zugekommene Kunde mit der Frage: was ich davon zu halten hätte, und daß die Antwort von seiner Seite mich nicht im geringsten verwirren würde; worauf er mir entgegnete: „Ho, ho! hat man mich so mißverstehen können? Nein, nie, nie werde ich von meinem Glauben wanken." — Würde ich auf Befragen, entgegnete ich, diese Deine Aussage auch eidlich erörtern können? „Ja, dies kannst Du", war seine Antwort. Darauf brachte ich in Vor-

---

*) S. Anmerk. 7.

schlag, nach Walsdorf zu schicken, um den dortigen Geistlichen rufen zu lassen. „Ja, dies thue", sprach er."

Hier endete die Geschichtserzählerin, und ich fand nun für gut, einige Zeugen zu der Feier des heiligen Abendmahls herbeirufen zu lassen. Es erschien auf mein Ansuchen der königl. Appellationsgerichtsrath Börger und Rentamtmann Fürst. Nach Eröffnung an Beide über die Absicht ihrer Beirufung begaben wir uns in das Krankenzimmer. Ich legte dem Kranken nach einigen Eingangsworten die Frage vor: ob es wahr sei, daß er, wie das Gerücht sich verbreitete, zur katholischen Kirche übergegangen sei? Antwort: „Ich habe nie daran gedacht und werde stets der evangelischen Religion getreu bleiben; die Präparatorien, welche vom Fürsten Hohenlohe bei einem mir abgestatteten Besuche vorgenommen worden sind, befremdeten mich, weswegen von mir auch die Erklärung geschah, daß ich mich wegen solcher in Beziehung auf meine Religion verwahre, diese Verwahrung auch wiederholt habe." Ferner fragte ich: Sind Sie also noch der evangelischen Religion zugethan, und verlangen Sie, daß ich Ihnen das heilige Abendmahl reiche? Antwort: „Ja, ich bin noch wie zuvor der evangelischen Religion zugethan, und verlange, daß Sie mir das heilige Abendmahl reichen."

Nach empfangenem Brote äußerte er auch noch den Wunsch, daß seine Frau zu gleicher Zeit kommunizire,

was auch geschehen ist, und zwar mit einer Rührung, welche selbst die anwesenden Zeugen ergriff.

Nach diesem feierlichen Akt ging ich zurück in das hiesige Dekanatshaus. Abends nach 8 Uhr kam Fräulein Wetzel zu mir, mit der Bitte, ich möchte eilends in ihr Haus kommen, der Fürst sei da und habe einen heftigen Wortwechsel mit der Mutter. Ich eilte dahin, und der Fürst hatte sich schon entfernt. Darauf eröffnete mir die Gemahlin des Herrn Doktors Folgendes: Der Fürst sei mit Heftigkeit gegen sie aufgetreten und habe im Tone der größten Animosität trotzig gefragt: „Frau, was machen Sie? (NB. in Gegenwart der Dienstboten) Antwort: „Fürst, was machen Sie?“ — „Mit Ihnen habe ich nichts mehr zu sprechen“, sagte der Fürst, „mit Ihrem Manne“, und machte Miene, in das Krankenzimmer einzutreten. Ich hielt ihn zurück mit den Worten: „Hierinnen haben Sie nichts mehr zu thun, treten Sie, wenn Sie mit mir sprechen wollen, in mein Wohnzimmer, denn hier ist der Ort nicht, wo man über dergleichen Gegenstände zankt.“ Er trat ein, und hier entspann sich der heftigste Wortwechsel zwischen uns Beiden, in welchem mir der Fürst begreiflich machen wollte, daß die katholische Religion die alleinseligmachende sei, und daß ich's einst am Richterstuhle Gottes verantworten müßte, so gehandelt zu haben; er würde mich einst deshalb belangen.

Da ich über die Ungezogenheit, mit welcher der

Geistliche von Wallsdorf von dem Pöbel unsers Hauses — vor den Ohren der Meinigen beschimpft wurde, mich beschwerte, antwortete er: „Sprechen Sie nicht zu laut, bedenken Sie, daß Sie in einer katholischen Stadt sind, es könnte schlimme Folgen für Sie haben." — „O! ich danke Ihnen, daß Sie mich darauf aufmerksam machen, Sie führen mir hier ganz das Bild der Bartholomäusnacht in das Andenken zurück"; worauf er sagte: „nein, das wollte ich nicht", und ich erwiederte, „es kommt denn doch dieses Bild mir vor die Augen", worauf der Fürst sich schnell entfernte.

Das widerrechtliche Benehmen und Eingriffe in die Gerechtsame unserer Kirche, die Unterdrückung der Geistesfreiheit, die Schleichwege zur Erzielung des Zweckes, die evangelische Kirche zu schwächen, und, wenn es sein könnte, wohl gar zu stürzen, ist aus diesem allem ganz deutlich sichtbar und rechtfertigt die Bitte, die devotest Unterzeichneter in dem Beibericht zu diesem Protokolle ausgesprochen. Gelesen und unterzeichnet

Billmann, Pfarrer.

Für die obigen Aussagen der Frau Dr. Wetzel:

Johanna Wetzel, geb. Heuacker.

Für das Glaubensbekenntniß und Genuß des heiligen Abendmahls zur Erhärtung dessen:

Fürst, Rentamtmann.

Börger, Apellationsgerichtsrath.

Für fidem copiae:

Toussaint.

Meine Anmerkungen zu vorstehenden beiden Aktenstücken.

1.

Fürst Hohenlohe bat um Entschließung und Verfügung, erhielt diese aber nicht, wie er dies in seiner im Jahre 1819 gedruckten Vertheidigungsschrift selbst bemerkt.

2.

In erwähnter Vertheidigungsschrift steht diese Betheurung nicht.

3.

Wie das zusammenhängt mit dem, was mir der Herr Fürst damals berichtete, ist mir bis auf heutigen Tag noch ein Räthsel.

Es war am 7. Juli, nach dem zweiten Besuche bei Wetzel, als der Herr Fürst zu mir kam und beim Eintreten in mein Zimmer zuvörderst äußerte, daß er so eben vom Kranken komme, und, er gestehe es, — so wenig apprehensiv er sonst sei — sich doch ein wenig geekelt habe.

Meinen Vorschlag, einige Gläser Wein bei mir darauf zu trinken, nahm der Herr Fürst gern an und erzählte mir nun, während dies geschah, wie tödtlich krank er den Freund gefunden, wie er aber bei vollster Besinnung gewesen sei, und welch eine hohe Religiosität er zu bewundern Gelegenheit gehabt habe.

Er erzählte mir, daß er mit dem Kranken gebetet, ja aus Fürsorge ihm die heilige Oelung gegeben habe. — Letzteres fiel mir ein wenig auf, der Herr Fürst schien es zu bemerken, ich aber, nichts Bedenkliches ahnend, sagte ganz unbefangen: „Nun das ist ja, so viel ich weiß, eine Ceremonie, die in Augenblicken der Gefahr auch wohl bei Protestanten angewendet werden darf?"

„Allerdings", erwiederte eben so unbefangen der Herr Fürst und ging zu einem Tischchen, worauf er bei seinem Kommen ein Buch gelegt, blätterte darin und wies, zu mir tretend, auf eine aufgeschlagene Stelle hin, sprechend: „Lesen Sie einmal; das habe ich mit dem Kranken gebetet; glauben Sie nicht, daß das eben so gut Katholik wie Protestant beten kann?"

Was ich gelesen, kann ich in dieser Stunde nicht mehr bezeugen, wohl mich aber meiner Worte nach dem Lesen erinnern: „Ja wohl! das paßt ja für alle christliche Konfessionen."

Von jetzt an glaubte ich einige Verlegenheit und Zerstreutheit beim Herrn Fürsten zu bemerken; ich will

aber auch hierüber nicht entscheiden, ob ich mich irrte oder nicht, alles Weitere, im Dunkel meines Gedächtnisses Liegende unerwähnt lassen und nur noch einen Hauptpassus unserer langen Unterredung anführen.

Nach einigem Auf- und Abgehen im Zimmer stellte sich der Herr Fürst plötzlich vor mich hin und fragte: „Glauben Sie wohl, wenn der traurige Fall eintreten und der herrliche Mann sterben sollte, ob es nicht auffallen würde, wenn ich seiner Leiche mit folgte?"

Ich erwiederte schnell darauf: „Das glaube ich durchaus nicht; im Gegentheil, man wird das äußerst günstig aufnehmen, wenn die toleranten Gesinnungen beider Kirchen sich auf solche Weise aussprechen: versteht sich", — fügte ich rasch hinzu, — „daß Ew. Durchlaucht im Civil dabei erscheinen."

„Allerdings", entgegnete der Fürst, „wie könnte ich auch anders, da er ja protestantisch begraben wird!"

Ich überlasse es nun dem scharfsinnigen Leser, sein eigenes Urtheil darüber zu bilden, und stehe ihm über diesen Punkt nur noch so weit zur Rede, daß ich ihm das Obengesagte mit meiner Ehre und meinem Gewissen bekräftigen kann.

4.

Davon sagt der Herr Fürst in seiner vor 17 Jahren gedruckten Vertheidigungsschrift nichts. Damals wurde allgemein es ihm zum Vorwurf gemacht, dies

versäumt zu haben. Wie kommt dies Novum erst jetzt öffentlich zum Vorschein, da es dem Herrn Fürsten damals zu seiner Vertheidigung so zweckdienlich gewesen wäre und der Herr geistliche Rath Schellenberger damals noch am Leben war.

5.

Der Charakter des Herrn Fürsten von Hohenlohe, so weit ich solchen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, berechtigt mich zu dem Glauben, daß derselbe bei dem vermeintlichen Uebertritt Wetzel's zur katholischen Kirche nur seiner Ueberzeugung gefolgt habe und der ganze Hergang der Sache, wie das Meiste im Leben, auf gegenseitigem Mißverständniß der dabei betheiligten Personen beruhe, was allerlei Verwirrungen, Uebereilungen und Inkonsequenzen, eben um konsequent vor der Welt zu erscheinen, herbeiführte; — und welcher wahrhaft christlichliebende Leser wird nicht gern mir bei dieser milden Beurtheilung des Vorfalls seine Stimme schenken?! —

6.

Der Herr Fürst stellt dies ganz richtige Faktum in Zweifel, nennt es eine Erdichtung, verwundert sich, daß Wetzel einen 4 Stunden entfernten katholischen Geistlichen rufen ließ, während er den protestantischen nur 1½ Stunde von Bamberg wußte, und folgert

hieraus, daß er dadurch schon seinen Vorsatz ausgesprochen habe, in die katholische Kirche überzutreten, und schließt mit den Worten: „Falsch ist es übrigens, was die Frau des Doktors angibt, als habe Pfarrer Cassseder mich zu dem Beistande des Doktors vorgeschlagen, sondern nach dem vorliegenden Briefe der Doktorin an Casseder hat mich der Kranke verlangt, nur fragte er bei Pfarrer Casseder an, ob ich wohl auf seinen Ruf kommen würde, und da ihm dies in der Rückantwort versichert wurde, so kam ich."

Ueber diese allerdings wichtigen Aeußerungen und Schlüsse des Herrn Fürsten, wenn nichts dagegen zu sagen wäre, kann ich die beste Aufklärung geben.

Nachdem die Krankheit meines Freundes einen typhösen Charakter angenommen hatte, wagte ich aus Furcht vor Ansteckung nicht mehr, ihn zu besuchen, ich wußte also von seinem Entschluß, den Pfarrer Casseder rufen zu lassen, nicht eher etwas, als bis dieser selbst mir dies gemeldet hatte.

Er schrieb mir, wie sehr er um Wetzel besorgt sei, ich möge ihm ja von Zeit zu Zeit über sein Befinden Nachricht geben, kommen könne er nicht selbst, weil dies zu Mißdeutungen bei den hiesigen katholischen Geistlichen Veranlassung geben könne; man möge doch Fürst Hohenlohe bitten 2c." — (Daß Geschäfte ihn hinderten, schrieb er mir nicht).

Aus dem Briefe an mich ging deutlich hervor, daß Pfarrer Casseder den Fürsten Hohenlohe vorgeschlagen, und hatte Letzterer einen Brief in Händen, worin Frau Dr. Wetzel bei Casseder anfragt, ob Hohenlohe wohl kommen würde, so wird dies das Antwortschreiben derselben an Casseder auf seinen Vorschlag, den Fürsten einzuladen, gewesen sein.

Uebrigens sei dem, wie ihm wolle, ein Gespräch Wetzel's mit mir in seinen gesunden Tagen löst das ganze Räthsel.

Als Herr Dekan und Stadtpfarrer Clarus als Deputirter zur Ständeversammlung nach München reiste, beklagte ich diskursive, welch ein Uebelstand es sei, bei plötzlicher Erkrankung eines Individuums aus unserer Gemeinde, keinen Geistlichen im Orte selbst zu haben.

„O", sagte Wetzel, „begegnete mir dies, so würde ich keinen Anstand nehmen, auch zu einem katholischen Geistlichen zu senden. Mit keinem, er sei Protestant oder Katholik, würde ich aber so gern meine letzten Stunden in religiösen Gesprächen beschließen, als mit unserm herrlichen Freunde Casseder."*) — Auf meine Aeußerung, daß dieser ja auch nicht hier sei, entgegnete er: „Meinetwegen auch Hohenlohe!"

---

*) Der verewigte treffliche Mann war unser gemeinschaftlicher, vertrauter Freund, und gegenseitige Besuche hatten öfters zwischen uns statt.

„Ich denke eben so", sagte ich; „nur, meine ich auch, möchte es doch auffallen, und die Leute hier würden vielleicht gar glauben, Du seist katholisch geworden."

Hierauf erwiederte er mir, „daß dies Keiner von ihm glauben würde, der ihn kenne", und er wiederholte mir hier, was er mir schon mehrmals versichert.

Wetzel hatte nämlich die feste Ueberzeugung, daß jeder Religionswechsel der größte Frevel sei, den man begehen könne, da dies gleichsam eine Korrektion des lieben Gottes wäre, der uns in dieser oder jener Kirche ließ geboren werden; denn auch hierin herrsche kein Zufall.

Ist diese öfters mir gemachte und wenige Monate vor seinem Tode wiederholte Aeußerung des wahrheitliebenden Wetzel nicht die beste Widerlegung gegen Alles, was man in Bezug auf seinen Uebertritt zur katholischen Kirche gesprochen? Und überhaupt, meine ich: Keine kräftige, starke Geistesnatur kann jemals zum Proselyten werden; geschweige die kerngesunde, in allen ihren Theilen engverbundene, in sich fertige, — ich möchte sagen — durch und durch gefrorene Gottesnatur unsers Wetzel!

7.

Zu der Anmerkung, die Herr Fürst Hohenlohe bei dieser Stelle des Protokolls macht, kann ich nicht schwei-

gen, obwohl ich es bei mehrern, des lieben Friedens wegen, gethan. Sie lautet:

„Hier hat man den Schlüssel zu den so jählings geänderten Gesinnungen der Frau des Dr. Wetzel. Dr. Speyer, der wahrscheinlich bei der Erzählung von der Vorzeigung des Kreuzes Jesu, die ihm die Frau machte, erschütternde Empfindungen mag gehabt haben, war es, der dieser Frau die Binde von den Augen nahm."

Wie lieblos und unchristlich ist diese Bemerkung im Allgemeinen, besonders aber aus dem Munde eines Priesters, er sei Katholik oder Protestant! Wie unklug zugleich, sie öffentlich auszusprechen, und dadurch den fanatischen Eifer (den der Verstand aufgeklärter und wohlwollender Menschen bisher mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken sich bemühte) so nackt an den Pranger zu stellen!

Der katholische wie der protestantische Leser wird mir nicht zürnen, daß ich dieser Anmerkung mit der ihr gebührenden Indignation gedachte, mir aber auch erlauben, mit dieser schließen zu dürfen, da mir unter der Feder die Sache anfängt widerwärtig zu werden, und ich bei meinem besten und redlichsten Willen durch Beleuchtung mehrerer, noch aufzuklärender Gegenstände am Ende doch Gefahr laufe, mißverstanden und falsch beurtheilt zu werden. — Was aber noch zu dieser An-

merkung nothwendig gehört, bilde den Schluß des Ganzen.

Am 8. Juli, in der Frühe, erhielt ich von Wetzel's Gattin folgenden Brief:

„Bester Herr Gevatter!

Ich muß in einer ganz eigenen Angelegenheit an Sie schreiben, da ich nicht das Vergnügen haben kann, Sie zu sprechen.

Es betrifft nämlich ein Gerede, das, wie mir Speyer sagte, in der Stadt herumgehe: mein Mann sei in der vorletzten schweren Nacht zur katholischen Religion übergegangen. Wahr ist's allerdings, daß der (von seiner Religionsmeinung befangene) Fürst allerlei religiöse Apparate veranstaltet hat, die selbst meinem todtkranken Manne, wie er mir gestern Abend in ganz hellen Augenblicken sagte, aufgefallen sind, wahr, daß es dessen äußerstes Bestreben gewesen sein mag, meinen Mann katholisch zu machen; denn ich habe dies gestern Nachmittag aus mehrern seiner Aeußerungen wahrgenommen, denn er wollte mir in meinen trüben Stunden selbst begreiflich machen, daß ich mich in Hinsicht der Religion auf Irrwegen befände, und daß ich dem Beispiele meines nun bald verklärten Mannes folgen sollte, der zwar ein großer Geist, aber doch endlich zur rechten Erkenntniß erst wäre gebracht worden. Ich war

ganz frappirt über diese Dinge! Abends spät kam Dr. Speyer und sagte mir, daß die ganze Stadt voll sei von jenem Gerüchte, und er riethe mir, ich sollte meinen Mann in hellen Momenten fragen, wie's denn eigentlich damit sei.

Ich ergriff denn auch noch gestern diese Augenblicke und fragte ihn darüber auf eine höchst schonende Weise. Er war aber doch ganz überrascht, als er die Dinge hörte! „Ho! Ho! hat man mich so mißverstanden!" war die Antwort. „Ich nannte den Fürsten Bruder, weil ich ihn für einen aufgeklärten Mann hielt, ich sagte ihm meine Ansichten, so viel es mein Zustand erlaubte, über die Religion im Allgemeinen; aber wenn mich der Fürst so konnte mißverstehen, so begreife ich's nicht. Ich bin ein reiner Protestant, und als solcher will ich leben und sterben. — Nie! nie! nie! werde ich diesen Glauben verläugnen, und damit sie sehen, will ich morgen (als heute) das heilige Abendmahl vom walsdorfer Pfarrer genießen."

Ich ging daher noch gestern spät zur Frau Dekanin und bat sie, mir einen Boten zu besorgen, der den Herrn Pfarrer von Walsdorf holte. Ich erwarte nun diesen.

Herr Direktor Dorn aber, den ich von der Sache unterrichtete, mißräth mir eine solche religiöse Ceremonie, weil der Patient Ruhe haben müsse. Dorn hat

etwas mehr Hoffnung zur Genesung als gestern, aber mir gefällt er seit einer Stunde gar nicht.

Der Zweck dieser Zeilen war nun eine Bitte an Sie. Wollten Sie nicht die Freundschaft haben und den Fürsten über seinen tiefen Irrthum aufklären? Mein Mann hatte dies von Speyer gewünscht, aber dieser ist über Land gereist und kommt erst Abends zurück.

— — — — Ich werde den Herrn Pfarrer von Walsdorf zu dem Fürsten schicken, im Fall Sie sich nicht mit der Sache befassen wollten. Rathen Sie mir, was ich thun soll. Die Sache scheint meinen Mann zu beunruhigen, er sagte mir, ich könne das im Fall der Noth, wenn er sterben sollte, **eidlich** erhärten, was er mir über diesen Punkt gesagt habe.

Ihre Freundin

Johanna Wetzel."

Ich verfügte mich nach gelesenem Briefe zum Herrn Fürsten und sagte ihm ungefähr Folgendes:

„Es sei mir auffallend, diesen Brief von Frau Dr. Wetzel empfangen zu haben, der in direktem Widerspruche mit dem stände, was ich Tags zuvor aus seinem Munde vernommen. Ich käme, ihn zu ersuchen, mir über die Sache reinen Wein einzuschenken, damit ich mich nicht lächerlich mache, wenn ich der öffentlichen Meinung wie bisher — mich stützend auf seine mir ge-

machten Aeußerungen — so keck widerspräche. Es wäre ja für meinen Freund durchaus keine üble Nachrede, wenn er aus Ueberzeugung katholisch geworden; es sei ja bloß von der Wahrheit die Rede, die hier, wie immer, ihr Recht behaupten müßte; und, schloß ich, habe der Herr Fürst Gründe gehabt, mir gestern diese zu verschweigen, so würde ich sie gewiß zu ehren wissen; nur jetzt bäte ich mir die kurze und bestimmte Erklärung aus: „ob Wetzel wirklich zum katholischen Glauben übergegangen oder noch Protestant sei?"

Hierauf sagte der Herr Fürst, nach einer vorausgegangenen Betheurung, die Demselben, wie mir, wohl noch recht gut im Gedächtniß liegen wird, die ich jedoch hier wörtlich wiederzugeben Anstand nehme:

„Wetzel ist nicht katholisch geworden, er ist Protestant geblieben!"

Auch hier überlasse ich den Leser, wie bei der 3. Anmerkung, seinem Urtheile, bekräftige aber hier wie dort das Gesagte mit meiner Ehre und meinem Gewissen.

* * *

Daß diese Vorfälle, wie sie so eben vorgetragen wurden, unsern Freund tief ergreifen mußten, ja viel=

leicht selbst ein Nagel zu seinem Sarge geworden sind, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein.

Nachdem am 8. Juli der Freund durch den Genuß des heiligen Abendmahles aufs Neue sein protestantisches Glaubensbekenntniß besiegelt hatte, brachte der arme Kranke noch 3 Wochen auf dem Siechbette zu, bevor ihn der Engel des Todes erlöste.

Die Theilnahme bei seinem Tode war groß und allgemein; die an seinem Sarge gesprochene Rede des protestantischen Dekans und Stadtpfarrers Clarus war eine musterhafte, herzerschütternde; und rühmend muß es anerkannt werden, daß, nach ergangener persönlicher Einladung von Seiten des Dekans Clarus, Fürst Hohenlohe durch seine Gegenwart die Feierlichkeit des ohnehin bedeutenden Leichengefolges vermehrte, wodurch beide Männer sich selbst ein schönes Denkmal versöhnender Christenliebe stifteten.

Der Verewigte ruht im kühlen Grabe des St.-Stephaner Friedhofes, vereint mit einem geliebten Kinde, das ich nach seinem letzten Willen, obwohl es schon mehrere Jahre zuvor beerdigt war, zu Füßen seines Sarges beisetzen lassen mußte.

Kein prunkendes Denkmal von Stein bezeichnet seine Ruhestätte; mit freundlichem Grün umzieht aber dafür der Frühling jedes Jahr unaufgefordert seine Grabesdecke, der Frühling, an dessen Brust der Selige im Leben so oft gelegen, getrunken und gedichtet.

Und nun, Friede mit uns Allen und dem Verklärten! Denn:

Er ist der Glückliche. Er hat vollendet.
Für ihn ist keine Zukunft mehr, ihm spinnt
Das Schicksal keine Tücke mehr, — sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet;
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg ist er über Wunsch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O, ihm ist wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt!

5.

Mein Traum über Wetzel.

Ich fragte Schleiermacher einmal: wozu Gott uns Körper gegeben habe? und er antwortete mir: damit die Geister sich erscheinen und erkennen können.

Bettina von Arnim.

Ungefähr einen Monat vor Wetzel's Tode besuchte er mich eines Nachmittags in meinem Garten auf dem Berge. Er schien blässer als gewöhnlich, eine mir noch lebhaft vor Augen stehende Milde lag auf seinem Gesichte, sein Gang war ruhiger als sonst, seine Bewegungen gemäßigter, sein ganzes Wesen ernster. Auf mein Befragen, was ihm sei, antwortete er — doch ohne, wie sonst, zu lächeln — sanft: „Nichts, Lieber!" — auf meinen Vorschlag zu einem Spaziergange in die Umgegend ging er — es war das erste Mal, so lange ich ihn kannte, — nicht ein, antwortend: „ist Dir's recht, so wollen wir dableiben." Ich bot ihm, wie so oft, eine Pfeife an; — auch diese schlug er aus. — „Was hast Du denn?" fragte ich nochmals, „Du bist ja gewaltig verstimmt, es muß Dir etwas im Kopfe herumgehen!" — „Kann sein", erwiederte er; „aber im Augenblick mir unbewußt. Die verfluchte Zeitungsgeschichte beschäftigt mich freilich Tag und Nacht, — ich

denke, ich bekomme ein höllisches Rencontre mit dem — Drausnick ꝛc." — Nachdem er mir auseinandergesetzt, was er diesem als damaligem neuen Besitzer des „Fränkischen Merkurs" sagen und vorschlagen wolle, ging das Gespräch in die zwischen uns so oft stattgehabten Ergießungen und Flüche über die Erbärmlichkeit des Lebens, über die ekelhaften, konventionellen Verhältnisse desselben über, und der Hinblick auf ein dereinstiges besseres ward gesprächsweise eingeleitet.

Zwar öfters nahm unsere Unterhaltung die Richtung zu diesem ernsten Gegenstande; aber nie so anhaltend, lebhaft und unsere beiderseitigen geistigen Kräfte anspornend als heute ward sie geführt. So oft wir auch dies Thema besprochen, fiel es uns nur selten ein, nach Gründen oder Beweisen für die Fortdauer der menschlichen Seele zu jagen; heute aber gefiel sich ein Jeder, den Andern darin zu überbieten, und ungewöhnliche Ergebnisse des Nachdenkens kamen, wie sonst nie, zum Vorschein.

Wir wurden Beide immer aufgeregter und wagten oft extravagante Sprünge in das Reich des Unsichtbaren.

Einen so lebhaften Antheil, der sich immer mehr und mehr entwickelte, hatte ich den Freund an dieser Materie nie nehmen sehen, seine Augen fingen an zu glänzen und suchten gen Himmel gekehrt den Abendstern, den die hereinbrechende Dämmerung ihm erschließen sollte.

„Welch göttlicher Abend!" rief Wetzel, „wird Dir's nicht zu lange, Lieber, so bleiben wir noch!" Ich stimmte mit Freuden ein; aber mit dem Bemerken, daß zu einem solchen Abend und zu so einem ernsten Gespräche, wie wir bisher geführt, nun kein Bier mehr gehöre, und schnell wurden die Gläser mit Wein gefüllt.

„Siehst Du", sprach Wetzel, „wie Unrecht Du hast, daß Bier zu keiner geistigen Beschäftigung tauge; haben wir, um mit Freund Hoffmann zu reden, heute uns nicht so sublim geistreich als je unterhalten? Das ist alles dummes Zeug! Der, in welchem göttliche Quelle der Poesie rinnt, bedarf keiner Zugießung, weder durch Bier noch Wein."

Meine Entgegnungen hierauf und die Antworten des Freundes, der bald sich des alten Gesprächthemas wieder bemächtigt hatte, würden zu weit führen; ich begnüge mich, nur zu bemerken, daß dasselbe wieder in vollem Gange war, und Wetzel, mit einem feuchten Blick gegen die Sterne gerichtet, seines verstorbenen Kindes gedachte.

„Auch die Todten sollen leben!" rief ich, mein Glas an das seinige anklingend.

„Müssen und werden leben!" sprach er, anstoßend; — — — aber wie und wo?" Hier umkreisten seine wahrhaft verklärten Augen den ganzen sichtbaren Raum des Horizontes.

Nach lebhaften Diskussionen geriethen wir auf die Frage von der Möglichkeit des Rückwirkens Geschiedener zu unserer Erde herab, und ich erzählte, oder vielmehr wiederholte und erinnerte den Freund an eine ihm bekannte Verabredung, die ich vor vielen Jahren mit einem längst verewigten Freunde getroffen, mir, wenn es nur irgend möglich sei, ein Zeichen von seinem Fortleben jenseits zu geben, und wie dies auch wirklich geschehen sei*). —

„Nun", versetzte Wetzel darauf, „auch ich verspreche Dir, wenn mir die Möglichkeit gegeben wird, ein solches Zeichen, verlaß Dich darauf."

„Und so auch ich Dir!" entgegnete ich dem Freunde, „denn Keiner weiß ja, wer von uns zuerst hinübergeht."

„O! da ist wohl kein Zweifel", versetzte Wetzel, „daß ich Dein Vorgänger sein werde", und seine Augen füllten sich mit Thränen, was mir überaus auffiel, da ich eine solche Weichheit nie an ihm wahrgenommen, im Gegentheil, wenn von seiner Lebensdauer die Rede war, er diese, nach seiner Körperkonstitution zu urtheilen, weit über das Ziel wahrscheinlicher Berechnung hinaussetzte.

*) Es war dies der im Jahre 1806 zu Leipzig gestorbene Kaufmann Bretzner (der bekannte Lustspieldichter), von dem lebensgeschichtliche Umrisse mitzutheilen ich mir später vorbehalte.

„Dem sei, wie ihm wolle", sagte ich, aufstehend und dem Freunde die Hand reichend: „wer zuerst von *uns scheidet*, wird dem Hinterbliebenen, und wenn es ihm selbst Opfer kosten sollte, ist es ihm anders möglich, auf irgend eine Art wiedererscheinen oder ihm irgend ein Zeichen seiner Fortdauer geben."

„Mein Wort darauf!" schloß Wetzel, mir einen glühenden Kuß auf die Lippen drückend.

Heiter und gestärkt verließen gegen 10 Uhr wir den Garten, und beim Hinuntergehen des Berges warfen wir noch einmal einen Blick zurück auf unser geführtes Gespräch, auf unsere ungewöhnliche Exaltation während und auf die sechsstündige Festhaltung desselben, von dem wir uns erst jetzt, und zwar mit Mühe, losgesagt, uns über uns selbst verwundernd.

Unter solchen Betrachtungen waren wir vor Wetzel's Wohnung angekommen und schieden mit einem herzlichen Händedrucke und unter dem gegenseitigen Zurufe: „Gute Nacht!" — ach! — für immer!

Es war die letzte gute Nacht, die er mir sanft lächelnd gab; denn nach dreißig schweren Nächten war er dem langen, ewigen Tage entgegengeschlummert.

Und abermals acht irdische Lebenstage waren mir seit dem Tode des geliebten Freundes vergangen und der Glaube an jenes verheißene Zeichen längst ver-

schwunden, da, — so urtheilte ich, — wäre dies dem Freunde mir zu geben möglich gewesen, es längst, und zwar unmittelbar nach seinem Hinscheiden, hätte geschehen müssen.

In der That, — ich darf es theuer bekräftigen, — ich dachte nicht mehr daran, als in der achten Nacht, gegen Morgen zu, der Geschiedene mir im Traume erschien.

Es wird mir schwer werden, den Eindruck dieses Traumes auf mich nur einigermaßen zu schildern, da bald 17 Jahre dazwischen liegen, und ich es leider, trotz der damaligen Aufforderung hochachtbarer Freunde, der Herren von Schubert und Casseder, unterließ, ihn aufzuschreiben, wodurch es mir jetzt möglich werden würde, ihn mit denselben lebhaften Farben dem Leser vor Augen zu bringen, wie ich damals es den Freunden zu thun vermochte.

Doch der Versuch geschehe nach Kräften; jedenfalls bleibt das aus dem Traume zu ziehende Resultat dasselbe.

Ich schlief ruhig und sanft, mir aber träumte, der Morgen des neunten Tages nach Wetzel's Tode sei angebrochen, und ich läge wachend, an den Freund und unser Gartengespräch denkend, im Bette. Auf einmal steht er vor demselben, und auf meinen Ausruf: „Um Gottes willen, Wetzel, bist Du es?“ erwiederte er: „Ich bin's!“

Er stand in bloßem Hemde und Strümpfen vor mir; auf seinem Gesichte ruhte zwar Todtenblässe, aber mit allen den Zügen wie im Leben, nur waren sie schöner, heiterer, verklärter. Die Augen waren offen, und mild und überaus freundlich blickte er mich an. Dieselbe Milde und Weichheit des Antlitzes, die mir bei seinem letzten Besuche in meinem Garten auffiel, glaubte ich wiederzuerkennen.

Ich richtete mich im Bette auf, vertrauungsvoll ihn anblickend, und sprach:

„Aber, lieber Freund, wie ist das möglich, so erscheinst Du mir? in Deiner Körpergestalt? Die ist ja begraben und liegt auf dem Friedhofe. Ich stand ja dabei, als man Dich in Dein Grab senkte, warf die erste Schaufel Erde auf Deinen Sarg und verließ nicht eher Deine sterbliche Hülle, bis der Todtengräber diese gänzlich mit Erde bedeckt. Bist Du denn aus Deinem Grabe entflohen, und wie konnte dies geschehen?"

Er erwiederte: „Ich liege noch dort oben auf jenem Friedhofe, wo man mich hinbegraben. Gehe nur hinauf, Du wirst mich dort so wiederfinden, wie man mich in den Sarg gelegt. Geh, ich bitte, und überzeuge Dich. So lange bis Du wieder zurückkommst, bleibe ich hier vor Deinem Bette stehen."

Ich zog mich schnell an und eilte den Berg hinauf zum Friedhofe, zu seinem Grabe, vor welchem ich den

Todtengräber, mich erwartend, stehend fand. Auf mein Ersuchen, mir das Grab sogleich zu öffnen, schaufelte derselbe die Erde hinweg. Der Sarg stand unversehrt da. Er öffnete ihn, und der Freund lag, in sein Hemde gewickelt, mit Strümpfen, geschlossenen Augen da, ganz so, wie ich annehmen durfte, daß man ihn in den Sarg gelegt.

Auf mein Geheiß ward der Deckel wieder darauf gethan und mit der nämlichen Erde wieder bedeckt. Als dies geschehen, verließ ich den Platz.

Wieder zurückgekehrt befand ich mich, wie anfangs, in meinem Bette aufgerichtet, und den Freund immer noch vor mir stehend.

„Nun, hast Du mich gefunden?" redete er mich an.

„Ja", erwiederte ich, „aber um Gottes willen sage mir nur, wie das möglich ist?" wiederholte ich wie Anfangs. „Wie kannst Du denn dort und hier *zugleich* sein?"

„Sieh, Lieber, darin liegt es ja eben", sprach er. „Das erklärt Dir unsere Fortdauer, unsere Unsterblichkeit. *Wäre dem nicht so, gerade so wie es jetzt ist, so wäre es damit gar nichts!* Wir haben uns so oft über das *Wie* der Fortdauer den Kopf zerbrochen, und konnten nicht finden, was uns so außerordentlich, so ganz außerordentlich nahe liegt. *Da hast Du es!*"

Und nun sagte er mir etwas, das mir den Schlüssel

zu dem großen Räthsel gab, das mir aber jetzt so klar und deutlich ward und so überzeugend und beglückend auf mich einwirkte, daß keine Worte es zu beschreiben vermögen!

„Das ist es also?" rief ich begeistert und beseligt mit gen Himmel erhobenen Händen aus. „Das?! — und darauf sind wir, während Du lebtest, nicht gekommen? alle unsere Schlüsse, die wir machten, waren also Trugschlüsse, und auf den ganz einfachen Gedanken, der uns so nahe gelegen, geriethen wir nicht?! Herr Gott im Himmel, wie glücklich fühl' ich mich jetzt, wie lob' und preis' ich Dich; habe Dank! habe Dank! Jetzt sehe ich ein, das „Wie" der Fortdauer sollte und mußte dem sterblichen Auge stets verschlossen bleiben!"

„Und wird auch für Dich wieder verschwunden sein", fiel der Freund ein, „wenn ich Dir entschwunden sein werde!"

„Dessenungeachtet", rief ich aus, „hast Du mich überglücklich gemacht!" Die Freudenthränen rollten mir die Wangen herab, — und ich erwachte.

Ich wußte nicht, wie mir geschehen, meine Augen brannten wie Feuer, ich sprang aus dem Bette, lief schnell zum Spiegel, um mich zu überzeugen, ob ich denn wirklich lebe. — Ich erkannte mich, sah die Thränen noch auf meinen Wangen perlen, athmete im höchsten Wonnegefühl aus tiefster Brust auf, warf

mich dann zur Erde und dankte Gott mit hocherhobenen Händen im inbrünstigsten Gebete, wie ich es nie vermocht, für die so eben erlebte Erleuchtung und Begnadigung.

Diesen und die folgenden Tage durchströmte mein Inneres ein mir bisher noch ganz unbekanntes, unnennbares Gefühl sowohl körperlichen als geistigen Wohlseins. Ich fühlte mich der Erde schon um ein gutes Theil entrückt, mich vor andern Menschen hocherhoben, und wäre gern, so sehr mich auch Familienbande an das Leben fesselten, im Augenblick gestorben, um mit dem Freunde wieder vereinigt zu werden, und das in klarster Anschauung zu genießen, was er mir verkündigt.

Wie der Freund gesagt, so war es. Trotz alles Nachdenkens war ich nicht im Stande, den eigentlichen Aufklärungs- und Beruhigungsgrund über das „Wie“ unseres jenseitigen Fortlebens mir in das Gedächtniß zurückzurufen.

Erst vor wenigen Wochen las ich mit freudiger Ueberraschung in einem Aufsatze der „Zeitung für die elegante Welt“ (1835, Nr. 50.) den oben als Motto angeführten Satz, der zwar, wie mir jetzt dünkt, in seiner tiefen Bedeutung mit dem damaligen Ausspruche Wetzel's einige Aehnlichkeit hat, ohne mir jedoch Sinn und Inhalt von des Freundes Worten ganz vollständig und klar vor's Bewußtsein zu bringen.

Die schon damals gleich nach dem Traume sich mir aufgedrungene Ueberzeugung lebt daher noch in mir, daß dem so sein solle und müsse, daß vor jenem großen Geheimniß ewig ein undurchdringlicher Schleier gezogen bleibe, den das sterbliche Auge nie durchschauen werde. —

Dessenungeachtet aber steht seit diesem merkwürdigen Traumgesichte meine Ueberzeugung an eine Fortdauer der Seele in einer verklärten Körpergestalt und somit auch das gegenseitige Wiedersehen unserer Lieben nach dem Tode so unerschütterlich fest, daß tausend Vernunftgründe dagegen sie in nichts zu erschüttern vermögen, ja, mir, dem früher Zweifelnden, ist seit dieser Erscheinung kein mathematischer Satz so gewiß, als: Fortdauer und Wiedersehen nach dem Tode! —

Und mit diesem Traumbilde sind an einem unvergänglichen Beispiele die bedeutsamen Worte des alten unsterblichen Vaters Homer bestätigt, der da sagt: „auch die Träume kommen von Zeus her.“ Denn ein Traum öffnete hier, wenngleich nur auf Augenblicke, des übersinnlichen, göttlichen Reiches Pforte, die noch zur Stunde, ungeachtet alles Rüttelns, den philosophischen Schulen mit ewigen Riegeln verschlossen blieb.

Druckfehler.

Seite	28	Zeile	2	von unten lies: Kreisler'schem Wahnsinn, statt Kreisler'schen.
=	29	=	11	v. unten: Hier soll ich Dich denn sehen, statt Hier soll ich denn sehen.
=	44	=	15	v. oben: veröffentlicht, statt veröffentlich.
=	52	=	1	v. oben: Christl, statt Christ.
=	52	=	2	v. oben: Zeig', statt Zeige.
=	80	=	1	v. unten: Seite 378, statt 878.
=	98	=	1	v. unten: Damit aber der, statt Damit der.
=	103	=	1	v. oben: junger, statt unger.
=	103	=	1	u. 2. v. unten: Philosophische Religions= und Sittenlehre, statt Philosophie, Religion und Sittenlehre.
=	114	=	3	v. unten: zu begrüßen, statt zu grüßen.
=	127	=	14	v. oben streiche „wurden" weg.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kunz, Carl Friedrich,

Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's

Leipzig 1836

Biogr.c. 112 m-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070246-7